

Nachbarschaften in genossenschaftlichen Wohnsiedlungen

als Zusammenspiel von gelebtem Alltag,
genossenschaftlichen Strukturen und gebautem Umfeld –
Ein Beitrag zur sozialen Nachhaltigkeit

KTI Forschungsprojekt 2014 – 2017

Barbara Emmenegger
Ilja Fanghänel
Meike Müller

Luzern, im Mai 2017



Praxispartner/innen:

Allgemeine Baugenossenschaft Luzern (abl)
Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ)
Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals Zürich (BEP)
Baugenossenschaft Kraftwerk1 Zürich
Baugenossenschaft mehr als wohnen Zürich
Baugenossenschaft Oberstrass Zürich (BGO)
Bundesamt für Wohnungswesen (BWO)
Genossenschaft Kalkbreite Zürich
Heimstätten-Genossenschaft Winterthur (HGW)
Miteigentümer Gemeinschaft Aumatt Hinterkappelen
Siedlungsgenossenschaft Eigengrund Zürich
Stiftung Domicil Zürich
Verband Wohnbaugenossenschaften Schweiz
(Regionalverband Bern/Solothurn und Zürich)
WOK Lorraine Bern

Abb. Titelseite Innenhof mit Spiegelhaus in der Siedlung Himmelrich 1 der abl, Luzern
(Foto Stefano Schröter)

Summary

Fragestellung

Das Thema Nachbarschaft gewinnt zunehmend an Relevanz. Diese Tendenz begründet sich in den Fragen nach der Förderung des sozialen Zusammenhalts, welche im Kontext des rasanten gesellschaftlichen Wandels und damit zusammenhängend dem aktuellen Postulat von räumlicher und sozialer Innenverdichtung virulent werden. Dem gesellschaftlichen Wandel liegen demographische, soziale und räumliche Veränderungen zugrunde, die sich zum Beispiel in der Ausdifferenzierung und der Pluralisierung von Lebensstilen und Haushaltformen zeigen. Das praxisorientierte Forschungsprojekt „Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen als Zusammenspiel von gelebtem Alltag, genossenschaftlichen Strukturen und gebautem Umfeld – Ein Beitrag zur sozialen Nachhaltigkeit“ widmet sich diesem Thema und untersucht Funktionsweisen von Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen. Das Projekt wurde vom Institut für Soziokulturelle Entwicklung der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit in enger Zusammenarbeit mit 15 Praxispartner/innen durchgeführt. Praxispartner/innen in diesem von der eidgenössischen Kommission für Technologie und Innovation (KTI) unterstützten Forschungsprojekt sind elf Wohnbaugenossenschaften aus Zürich, Winterthur, Bern und Luzern, das Bundesamt für Wohnungswesen BWO, der Verband Wohnbaugenossenschaften Schweiz (Regionalverband Bern/Solothurn und Zürich) und die Stiftung Domicil aus Zürich. Wohnbaugenossenschaften sind angesichts ihres Selbstverständnisses, ihres Erfahrungswissens und ihrer Mitwirkungsstrukturen prädestiniert, sich mit Nachbarschaftsmodellen auseinanderzusetzen.

Ausgehend von der Frage, wie sich Nachbarschaften in Siedlungen von Wohnbaugenossenschaften konstituieren, wie sie gelebt werden und welchen Stellenwert ihnen sowohl von den Bewohner/-innen als auch von der Genossenschaft als Organisation beigemessen wird, wurde nach Formen (sozialen) Engagements geforscht – und damit auch den Fragen nach Solidarität und nach Abgrenzungsmechanismen nachgegangen. Als Analyseraster diente – einem sozialräumlichen Ansatz folgend – die Betrachtung von Nachbarschaft in einem Wechselspiel zwischen dem *gelebten Alltag*, den *genossenschaftlichen Strukturen* und dem *gebauten Umfeld*.

Vorgehen

Mit einem qualitativen Forschungsdesign wurden anhand von vier Fallstudien Siedlungen von Wohnbaugenossenschaften untersucht. Unter den vier Fallbeispielen finden sich die jüngere Zürcher Genossenschaft *Kalkbreite* (Gründungsjahr 2007) mit ihren innovativen Wohnformen sowie die grösseren und traditionsreichen Wohnbaugenossenschaften: *Allgemeine Baugenossenschaft Zürich* (ABZ, Gründung 1916), die *Baugenossenschaft des Eidgenössischen Personals* (BEP, Gründung 1910) sowie die *Heimstätten-Genossenschaft Winterthur* (HGW, Gründung 1923). Neben der übergeordneten Forschungsfrage – „Wie manifestiert sich Nachbarschaft in genossenschaftlichen Siedlungen im Zusammenspiel von Siedlungsalltag, genossenschaftlichen Strukturen und gebauter/gestalteter Umwelt?“ – wurde in den jeweiligen Fallstudien je ein gemeinsam entwickelter Schwerpunkt auf ihre spezifischen Fragestellungen gelegt.

Die Datenerhebung fand in Form von leitfadengeführten *Haushaltsinterviews* in den Siedlungen und leitfadengeführte *Gruppeninterviews* mit Mitgliedern von Vorständen und Geschäftsstellen der untersuchten Wohnbaugenossenschaften statt. Weitere Erhebungsschritte waren *Teilnehmende Beobachtungen* von Genossenschaftsanlässen sowie dem Siedlungsleben, *Begehungen in den Siedlungen*, *Nachbarschaftstagebücher* erstellt durch die Bewohner/innen sowie die *Auswertung von Dokumenten* der Wohnbaugenossenschaften (Leitbilder, Organigramme, Reglemente usw.). Parallel dazu erfolgten sieben *Expert/innen-Workshops* mit allen beteiligten Praxispartner/innen, in welchen forschungsrelevante Fragen diskutiert, dokumentiert und Erkenntnisse weiterentwickelt wurden.

Ansatz

Das Projekt will einen Beitrag zur sozialen Nachhaltigkeit in der Siedlungsentwicklung leisten. Dabei wird ein Verständnis von sozialer Nachhaltigkeit verfolgt, welches im Wesentlichen von Rahmenbedingungen und der Art und Weise der Prozesssteuerung abhängig ist. Soziale Nachhaltigkeit ist damit nicht ein Zustand, der sich abschliessend herstellen lässt, sondern der auf der Basis eines sozialräumlichen Ansatzes auf den *Prozess und seine Qualität* fokussiert. So wird Nachbarschaft in diesem Forschungsprojekt nicht als territorial begrenzter Raum, sondern als ein sozialräumliches Gebilde verstanden, welches sich im Zusammenspiel zwischen sozialen, baulichen und strukturellen Kräften konstituiert und damit auch einen wesentlichen Aspekt sozialer Nachhaltigkeit definiert. In den Blick genommen werden sodann einerseits der gelebte Nachbarschaftsalltag, die kleinen Gesten als scheinbare Selbstverständlichkeiten nachbarschaftlichen Alltagshandelns, andererseits die mehr oder weniger gemeinschaftsfördernden baulichen Strukturen und damit die Aneignungs- und Nutzungsformen des gebauten Umfeldes und drittens die Wohnbaugenossenschaft als Organisation mit ihren unterschiedlichen Mitwirkungs- und Gestaltungsmöglichkeiten auch in Bezug auf ihre Geschichte und Tradition. Grundlage für das Verständnis von Nachbarschaft bildet in diesem Projekt somit das Zusammenwirken dieser drei Ebenen und damit in Anlehnung an die Raumkonzepte von Henri Lefèbvre (1991) und Martina Löw (2001), um nur zwei Vertreter/innen dieses Ansatzes zu nennen, das konsequente Zusammendenken von Handlung und Struktur.

Ziele

Ziele der Untersuchung sind auf zwei Ebenen angesiedelt. Zum einen sollen Erkenntnisse über die Funktionsweisen von Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen als sozialräumliche Prozesse gewonnen werden. Zum anderen sollen Grundlagen erarbeitet werden, die einerseits den überregionalen Wissensaustausch und andererseits den Erfahrungsaustausch zwischen den unterschiedlichen Wohnbaugenossenschaften ermöglichen. Für die Umsetzung werden sogenannte Tools entwickelt, die sich aufgrund der Forschungsergebnisse auf strategischer und auf operativer Ebene an unterschiedliche Zielgruppen richten.

Kurzzusammenfassung Ergebnisse

Als übergreifende Ergebnisse konnten verschiedene Themenschwerpunkte herauskristallisiert werden: Nachbarschaft ist vielfältig, überlagert sich und zeigt sich als *Kontinuum* von losen Beziehungen bis hin zu starken Bindungen. Der verbindenden Kraft der losen Beziehungen kommt eine grosse Bedeutung zu. Das simple sich Grüßen und damit erkannt werden, die kleinen Unterhaltungen im Treppenhaus oder vor der Haustüre lassen bereits ein Gefühl von eingebunden sein und sich zu Hause fühlen entstehen. Die starken Bindungen hingegen bilden sich vor allem in Gruppen ähnlich Gesinnter (sogenannter Habitus-Gemeinschaften) und können sowohl integrative wie auch ausgrenzende Wirkung zeigen.

Eine weitere wichtige Erkenntnis stellt die Bedeutung von *Möglichkeitsräumen* dar. Unter Möglichkeitsräumen lassen sich vielfältig beispielbare Räume und geeignete Mitwirkungsgefässe verstehen, die das Engagement und die Initiative seitens der Bewohnerinnen und Bewohner unterstützen und fördern. Möglichkeitsräume bilden zusammen mit formalem und informellem Engagement sowie Nachbarschaftskontakten einen *Wirkungskreis*, welcher die Formen der Nachbarschaft bestimmt. Dieser Wirkungskreis jedoch, so die aus dem Projekt gewonnene These, verlangt nach *sozialräumlichen Investitionen* seitens der Organisation, damit er sich auch tatsächlich als Ressource für integrierende Vergemeinschaftungsmöglichkeiten entfalten kann.

Die Veränderung von *Formen des Engagements* in den Wohnbaugenossenschaften von formalen Strukturen hin zu informellen, nachbarschaftlichen Aktivitäten geht einher mit einer Verschiebung der Identifikationsebene von der Genossenschaft als Ganzes zur Siedlung oder dem Haus. Dieses Umfeld stellt insbesondere die traditionsreichen Genossenschaften vor neue Herausforderungen in der *Anpassung ihrer Organisations- und Mitwirkungsstrukturen*. Der verstärkte *Fokus auf soziale Prozesse* erfordert ein Umdenken. Dieses Umdenken steht sodann in einem Zusammenhang zu einem sozialräumlichen Ansatz, der wiederum – im Kontext gesellschaftlicher Demokratisierungsprozesse – neue Formen von Mitwirkungsgefässen sowie gemeinschaftsfördernder Architektur und Gestaltung der Siedlungen ermöglicht.

Inhaltsverzeichnis

		Ausgangslage
7	1	Einleitung
9	1.1	Entstehung Projekt
11	1.2	Ziele des Projektes
11	1.3	Fragestellung
<hr/>		
13	2	Theoretische Bezugspunkte und Konzepte
13	2.1	Soziale Nachhaltigkeit im Siedlungsalltag
15	2.2	Raumverständnisse – der Soziale Raum
16	2.3	Nachbarschaften
19	2.4	Engagement und Partizipation im Kontext von Wohnbaugenossenschaften
<hr/>		
21	3	Vorgehen
21	3.1	Methodischer Zugang: Qualitative Sozialforschung
23	3.2	Datenerhebung und Auswertung
<hr/>		
		Ergebnisse
29	4	Fallstudie I: Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ)
29	4.1	Die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ)
31	4.2	Die Siedlungen in Oerlikon – Eine sozialräumliche Einbettung
34	4.3	Fallspezifische Fragestellungen und Vorgehen
36	4.4	Fallspezifische Erkenntnisse – Siedlungen Oerlikon (ABZ)
51	4.5	Fazit Fallstudie ABZ
<hr/>		
57	5	Fallstudie II: Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals (BEP)
57	5.1	Die Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals (BEP)
59	5.2	Die Siedlungen Industrie I und III – Eine sozialräumliche Einbettung
63	5.3	Fallspezifische Fragestellungen und Vorgehen
65	5.4.	Fallspezifische Erkenntnisse – Siedlungen Industrie I und III (BEP)
82	5.5	Fazit Fallstudie BEP

85 **6** **Fallstudie III: Heimstätten-Genossenschaft Winterthur (HGW)**

- 85 6.1 Die Heimstätten-Genossenschaft Winterthur (HGW)
88 6.2 Das Quartier Wolfbühl – Eine sozialräumliche Einbettung
88 6.3 Fallspezifische Fragestellungen und Vorgehen
90 6.4 Fallspezifische Erkenntnisse – Quartier Wolfbühl (HGW)
110 6.5 Fazit Fallstudie HGW
-

113 **7** **Fallstudie IV: Genossenschaft Kalkbreite**

- 113 7.1 Die Genossenschaft Kalkbreite
114 7.2 Die Siedlung Kalkbreite – Eine sozialräumliche Einbettung
116 7.3 Fallspezifische Fragestellungen und Vorgehen
119 7.4 Fallspezifische Erkenntnisse – Siedlung Kalkbreite
144 7.5 Fazit Fallstudie Kalkbreite
-

149 **8** **Übergreifende Erkenntnisse**

- 149 8.1 Nachbarschaft als Kontinuum
152 8.2 Nachbarschaften zwischen Durchmischung und Selbstähnlichkeit
153 8.3 Dorf-Stadt-Narrative
154 8.4 Identifikationsebenen
156 8.5 Engagement und der Genossenschaftsgedanke
157 8.6 Integration und gemeinschaftsfördernde Gestaltung
159 8.7 Möglichkeitsräume
160 8.8 Nachbarschaft im Wirkungskreis von Engagement, Kontakten und Möglichkeitsräumen – Ein Zwischenfazit
163 8.9 Lebenszyklen von Genossenschaften – Geschichte und Tradition
-

165 **9** **Fazit – Perspektiven zu Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen**

- 165 9.1 Konzeptionen von Nachbarschaften
166 9.2 Die Genossenschafter/innen und die Genossenschaft im Wandel
-

Ausblick

169 **10** **Handlungsempfehlungen**

173 **11** **Toolbox**

177 **12** **Literatur**

Ausgangslage

1 Einleitung

Auf der Ebene von Stadt- und Quartierentwicklung beschäftigt sich die Stadtsoziologie seit jeher mit den Fragen von Nachbarschaften in Bezug auf soziale Durchmischung, Segregation und Integration (vgl. im deutschen Sprachraum z.B. Kronauer & Vogel 2001; Häussermann & Kronauer 2005; Dangschat 2007; Dangschat & Hamedinger 2007; Schulte-Haller 2011). In kleinräumigeren Strukturen wie Siedlungen oder einzelnen Liegenschaften ist das Thema Nachbarschaft bezogen auf soziale Nachhaltigkeit, Förderung des sozialen Zusammenhalts oder sozialräumlicher Ansätze bisher eher wenig erforscht. Einen wichtigen Beitrag zu dieser Annäherung liefern Christian Reutlinger, Steve Stiehler und Eva Lingg mit ihrer Publikation „Soziale Nachbarschaften“ (Reutlinger et al. 2015). Sie betonen, dass bislang weder seitens Soziologie noch der Planung eine tragfähige und fundierte Nachbarschaftstheorie existiere und definieren Nachbarschaften mit einem transdisziplinären und sozialräumlichen Ansatz als „komplexe sozialräumliche Verflechtungszusammenhänge, in denen soziale, räumliche, steuerungslogische Dimensionen miteinander verwoben sind.“ (S. 41)

Der Frage nach der Bedeutung und den Funktionsweisen von Nachbarschaften in Wohnsiedlungen kommt aus verschiedenen Gründen eine grosse Bedeutung zu. Zum einen werden vor dem Hintergrund des sozialen, demographischen und räumlichen Wandels Fragen nach der Förderung der sozialen Kohäsion, respektive nach den sozialen Kosten gesellschaftlicher Differenzierungs- und Entmischungsprozesse immer lauter. Zum anderen wächst die Bedeutung tragfähiger Nachbarschaften auch vor dem Hintergrund der innerstädtischen Verdichtungsforderungen und dem Zusammenhang von baulicher und sozialer Dichte im Nachhaltigkeitsdiskurs (vgl. Zimmerli 2011). Auch vor dem Hintergrund der politisch angestossenen Forderungen nach preisgünstigem Wohnungsbau lösen Fragen nach den Mechanismen und Kontextbedingungen von Zusammenleben und Nachbarschaften in Siedlungen vor allem bei den gemeinnützigen und zunehmend auch bei den institutionellen und privaten Wohnbauträger/innen grosses Interesse aus (vgl. Fahrländer et al. 2012).

Die Schweiz blickt auf eine über 100-jährige Tradition im gemeinnützigen und genossenschaftlichen Wohnungsbau zurück. Anfang des 20. Jahrhunderts – vor dem Hintergrund von Wohnungsnot und tiefem Haushaltseinkommen – erliess der Stadtrat von Zürich unter anderem aufgrund des Drucks aus der Arbeiterbewegung Richtlinien für die Förderung von Baugenossenschaften durch Landabgabe, günstige Hypotheken und Übernahme von Anteilsscheinen (vgl. Kurz 2010, S. 37). Zentrales Kernanliegen des gemeinnützigen Wohnungsbaus war und ist bis heute die Befriedigung eines primären menschlichen Bedürfnisses: Das Wohnen. Hiermit korrespondierte die kooperative Form der Bau- und Wohngenossenschaften, die sich mit den einprägsamen Schlagworten

Selbsthilfe, Selbstverantwortung, Gleichheit, Demokratie und Solidarität – verstanden als Grundwerte der Genossenschaftsidee – präzisieren lässt (vgl. Schmid 2005, S. 7–8). Folglich wurde in Wohnbaugenossenschaften „dem gemeinschafts- und selbsthilfeorientierten Wohnen sowie der demokratischen Mitbestimmung der Bewohner ein besonderer Stellenwert zugeschrieben“ (Rössl 2013, S. 63).

Den um die besagte Jahrhundertwende eingeschlagenen Kurs bekräftigten die Zürcher Stimmberechtigten anno 2011: In einer Volksabstimmung wurde ein Grundsatzartikel in der Gemeindeordnung gutgeheissen, wonach der Anteil an Mietwohnungen in der Stadt Zürich im Besitz von gemeinnützigen Bauträgern von heute rund einem Viertel auf einen Drittel im Jahr 2050 erhöht werden soll. Auch in Luzern fand eine Initiative grosse Zustimmung, die den Anteil des genossenschaftlichen Wohnungsbaus markant erhöhen soll. Zur Umsetzung dieser Strategie schlossen sich die Luzerner Wohnbaugenossenschaften zu einer übergeordneten Organisation (G-Net) als Partnerin der Stadt zusammen. In der Stadt Bern wurde zudem im Mai 2014 die Initiative für bezahlbaren Wohnraum – welche die Stärkung des preisgünstigen und gemeinnützigen Wohnungsbaus forderte – mit 72 Prozent Ja-Anteil deutlich angenommen.

In der Schweiz ist 2014 von einem Marktanteil der genossenschaftlichen Bauträger von ca. 4.6–4.8% auszugehen, im Jahr 2000 betrug der Anteil noch 5.1% (Schmid 2005)¹. Relativ zum Gesamtwohnungsbestand ist der Anteil gemeinnütziger Wohnungen demnach rückläufig, was angesichts der regen Bautätigkeit im privaten Sektor in den letzten Jahren nicht verwundern mag, in absoluten Zahlen ist der Bestand aber zunehmend. Der Anteil genossenschaftlicher Wohnungen ist regional sehr unterschiedlich verbreitet. Dies spiegelt sich in der regionalen Verteilung von Genossenschaftswohnungen nach Grossregionen wieder: So sind 47% der Genossenschaftswohnungen in der Grossregion Zürich angesiedelt, 15% in der Nordwestschweiz, gefolgt vom Espace Mittelland (13%) und der Genferseeregion (10%). Weniger als 10% der Schweizer Genossenschaftswohnungen liegen jeweils in der Ost- und Zentralschweiz (9% bzw. 8%) und im Tessin (weniger als 1% aller Schweizer Genossenschaftswohnungen)².

In diesem Sinne erleben die Wohnbaugenossenschaften in der Schweiz seit Anfang dieses Jahrhunderts eine Renaissance. Dies zeigt sich zum einen an einem quantitativen Wachstum: Bestehende Wohnbaugenossenschaften bieten zusätzlichen Wohnraum an, während zugleich neue Baugenossenschaften entstehen. Daneben werden auch qualitative Veränderungen sichtbar. Wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem Wert auf bauliche und betriebliche Professionalisierung gelegt, so rückt seit der Jahrtausendwende vermehrt das Soziale in den Fokus. Als gemeinnützige Organisationen auf dem Immobilien- und Wohnungsmarkt stehen Wohnbaugenossenschaften an einer Schnittstelle von marktwirtschaftlichen Herausforderungen und sozialen Aufgaben. Vor diesem Hintergrund bewegen sich die Wohnbaugenossenschaften in einem Spannungsverhältnis zwischen dem Auftrag, sich auf dem Immobilienmarkt zu positionieren und vermehrt preisgünstigen Wohnraum zu schaffen und dem Anspruch als genossenschaftlich organisierte und gemeinnützige Organisation auch soziale Prozesse und Engagement zu fördern.

¹ Durch den Wechsel von der Volkszählung zur Strukturhebung stehen seit 2000 keine verlässlichen Zahlen zum Anteil des gemeinnützigen Wohnungsbaus mehr zur Verfügung, die Angaben von 2014 sind Schätzungen des Verbandes Wohnbaugenossenschaften Schweiz.

² Quelle: Strukturhebung 2014, BFS. Die Strukturhebung basiert auf Eigenangaben der Bewohner/innen und erfasst somit nur einen Teil der Genossenschaftswohnungen in der Schweiz.

1.1 Entstehung Projekt

Im November 2012 wurde vom Institut für Soziokulturelle Entwicklung der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit ein Kongress zum Thema „Mehrwert durch Nachbarschaft? Die Rolle der Nachbarschaft in Wohnhaus, Siedlung und Quartier“ durchgeführt, welcher auf ein grosses Echo stiess. Im Laufe des Kongresses wurde jedoch auch deutlich, dass Nachbarschaft sowohl als Begriff als auch als Konzept noch wenig umrissen ist und einiger Präzisierungen sowohl auf empirischer Ebene als auch bezüglich theoretischer und konzeptioneller Überlegungen bedarf.

Auch die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ) beschäftigte sich in ihrer konkreten Praxis mit solchen Fragen. Im Rahmen ihrer im Jahr 2016 stattfindenden Feierlichkeiten zum 100-Jahre Jubiläum war es der ABZ ein Anliegen systematisch den Fragen nachzugehen, wie das Bewusstsein für genossenschaftliche Werte beim Wohnen gestärkt und der soziale Zusammenhalt vor dem Hintergrund des sozialen und demographischen Wandels innerhalb von Siedlungen gefördert werden kann (Häusler & Weidmann 2014, S.3). Die ABZ war daran interessiert, fundierte Erkenntnisse zu den Mechanismen und Kontextabhängigkeiten, die das Zusammenleben in Siedlungen fördern, zu erhalten und regte an, mittels eines Forschungsprojektes diesen Fragen, die schliesslich die soziale Nachhaltigkeit im genossenschaftlichen Siedlungsleben im Fokus haben, nachzugehen. Mit ähnlichen Fragestellungen setzten sich in dieser Zeit neben den traditionell geprägten, älteren und grösseren Wohnbaugenossenschaften wie der ABZ auch junge Wohnbaugenossenschaften wie zum Beispiel Kraftwerk1, Karthago oder Kalkbreite in Zürich auseinander. Sie stellten nicht nur neue Wohn- und Lebensformen, sondern auch neue Partizipationsformen in den Fokus ihrer neu hervorgebrachten Siedlungsentwicklungen und ihres Siedlungslebens. Ähnliche Schwerpunkte setzten auch Wohnprojekte wie „Mehr als Wohnen“ auf dem Hunziker Areal in Zürich, „Wohnwerk“ in Luzern/Kriens oder die gemeinnützige Wohnbaugenossenschaft Industriestrasse in Luzern³. Es zeigte sich: Die neue Lust auf Mehr als Wohnen, die Frage nach neuen Formen gemeinschaftlichen Zusammenlebens vom Mehrgenerationenhaus bis zur Clusterwohnung steht hoch im Trend (vgl. Sonderbeilage der NZZ: Immobilien, 13.11.13) – auch in der stadtpolitischen Diskussion.

Ebenfalls liess sich erkennen: Die Stadt Zürich verfügt über eine grosse Tradition und viel Erfahrungswissen im genossenschaftlichen Wohnungsbau. So entstanden v.a. in Zürich aber auch in weiteren Schweizer Städten neue Genossenschaften mit zukunftsfähigen Modellen, die das Genossenschaftswesen nachhaltig beeinflussen und verändern. Mit dem vorliegenden Projekt sollte daher ebenfalls das Ziel verfolgt werden, den Wissensaustausch unter den Genossenschaften zu fördern, respektive zu institutionalisieren. Auch der Verband Wohnbaugenossenschaften Schweiz sowie das Bundesamt für Wohnungswesen waren daran interessiert, dass dieser Wissens- und Erfahrungsaustausch schweizweit überregional stattfinden kann. So haben sich im Rahmen des vorliegenden Projektes die elf Wohnbaugenossenschaften aus den Regionen Zürich, Winterthur, Bern und Luzern sowie die zwei Regionalverbände von Wohnbaugenossen-

³ Netzwerk gemeinnütziger Wohnbauträger Luzern G-Net: www.g-net-luzern.ch

Baugenossenschaft mehr als wohnen: www.mehralswohnen.ch

Baugenossenschaft Wohnwerk Luzern: www.wohnwerk-luzern.ch

Bau- und Wohngenossenschaft Kraftwerk: www.kraftwerk1.ch

Gemeinnützige Wohnbaugenossenschaft Industriestrasse Luzern: www.genossenschaftindustriestrasse.ch

Genossenschaft Kalkbreite: www.kalkbreite.net

Genossenschaft Karthago: www.karthago.ch

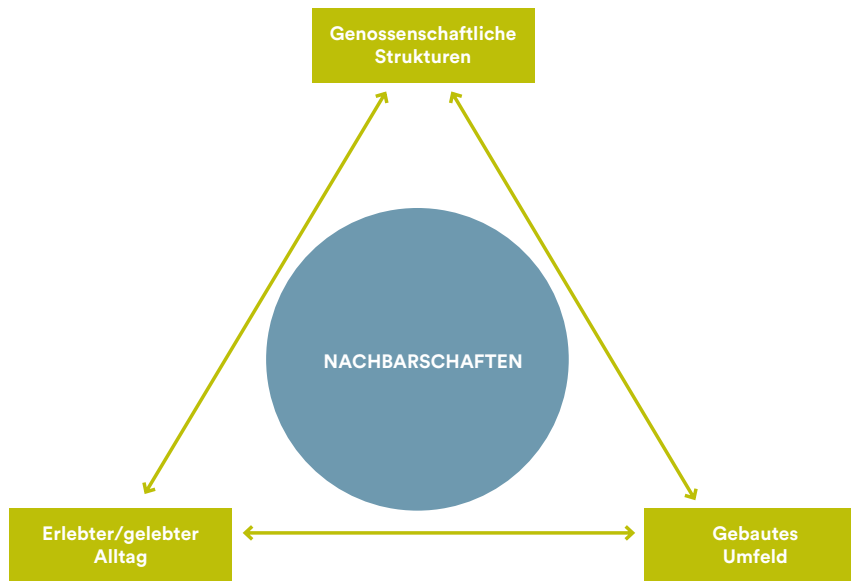


Abb. 1 Dynamisch aufeinander bezogene Aspekte von Nachbarschaften (eigene Darstellung)

schaften Schweiz, die Stiftung Domicil, Zürich und das Bundesamt für Wohnungswesen zusammengeschlossen, um gemeinsam mit dem Institut für Soziokulturelle Entwicklung der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit Grundlagen und Instrumente für die Förderung tragfähiger Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen und für einen gewinnbringenden Erfahrungs- und Wissensaustausch, zu generieren.

1.2 Ziele des Projektes

Ziel des Forschungsprojektes war es, mittels qualitativ empirischen Vorgehens Mechanismen und Prozesse von Zusammenleben in genossenschaftlichen Siedlungen zu ergründen, um damit Konstruktionen von Nachbarschaften aufzuschlüsseln sowie Hintergründe, Logiken und Motive dieser Konstruktionspraktiken zu erkennen. Dabei wurde einerseits fokussiert auf Nachbarschaften in bestehenden Siedlungen von Wohnbaugenossenschaften und andererseits auf die Entwicklung sozialer Prozesse in neuen genossenschaftlichen Siedlungen. Die Erkenntnisse und die daraus abgeleiteten Handlungsempfehlungen sollten dabei eine Grundlage zur Entwicklung von unterschiedlichen Tools bieten, die es ermöglichen, auf lustvolle, kreative aber auch pragmatische Art und Weise tragfähige Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen zu unterstützen oder soziale Prozesse aufzubauen.

Ein weiteres Ziel des Forschungsprojektes lag darin zu ergründen, wie Erfahrungen in der Entwicklung sozialer Prozesse in genossenschaftlichen Siedlungen gesichert und auf andere Projekte übertragen werden können. Dabei sollte der Knowhow-Transfer auf verschiedenen Ebenen angeregt werden; sei dies im Laufe der Lebenszyklen von Siedlungen, zwischen verschiedenen Siedlungen, zwischen Wohnbaugenossenschaften oder auch zwischen Regionen. Solche Lernprozesse sind Bestandteil sozialer Nachhaltigkeit (vgl. Barsuglia et al. 2012).

Des Weiteren war es ein Anliegen erste Grundlagen für eine sogenannte „Toolbox“ zu erarbeiten. Die hierbei generierten Tool-Ideen könnten im Anschluss an das vorliegende Projekt von einem Spin-off ausgearbeitet und umgesetzt werden. Aus den beiden übergeordneten Zielen lässt sich nachfolgende Fragestellung ableiten.

1.3 Fragestellung

Das praxisorientierte Forschungsprojekt „Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen als Zusammenspiel von gelebtem Alltag, genossenschaftlichen Strukturen und gebautem Umfeld – Ein Beitrag zur sozialen Nachhaltigkeit“ orientierte sich an den aufgeführten Zielen und untersuchte Funktionsweisen von Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen. Ausgehend von der Frage, wie sich Nachbarschaften in Siedlungen von Wohnbaugenossenschaften konstituieren, wie sie gelebt werden und welchen Stellenwert ihnen sowohl von den Bewohner/innen als auch von der Genossenschaft als Organisation beigemessen wird, wurde nach Formen (sozialen) Engagements geforscht – und damit auch den Fragen nach Solidarität und nach Abgrenzungsmechanismen nachgegangen. Gefolgt wird einem sozialräumlichen Ansatz, der die Konstitution von Nachbarschaft in genossenschaftlichen Siedlungen als eine Wechselwirkung von *gelebtem Alltag*, *genossenschaftlichen Strukturen* und *gebautem Umfeld* definiert. Dieser ganzheitliche Ansatz erlaubte es zum einen, Nachbarschaften in ihren unterschiedlichen Facetten zu erforschen und fundierte Erkenntnisse über die Funktionsweisen von Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen zu liefern. Zum anderen wurde der Blick auf das Modell Genossen-

schaft gelenkt und ermöglichte Erkenntnisse über das Verhältnis von genossenschaftlichen Strukturen und Partizipationsmöglichkeiten sowie dessen Einfluss auf die Bildung sozialer Prozesse in Siedlungen zu erhalten.

Aufgrund der oben skizzierten Ausgangslage wurden folgende forschungsleitende Fragestellungen erarbeitet:

1. Welcher Zusammenhang besteht zwischen der baulichen Gestaltung, dem gelebten Alltag und den genossenschaftlichen Strukturen?
2. Inwiefern fördern tragfähige Nachbarschaften den sozialen Zusammenhalt vor dem Hintergrund des sozialen, demographischen und räumlichen Wandels?
3. Welchen Mehrwert generieren tragfähige Nachbarschaften für Wohnbaugenossenschaften wie auch für Quartiere?
4. Wie können Erfahrungen in der Entwicklung sozialer Prozesse in genossenschaftlichen Siedlungen auf andere Projekte übertragen werden?

Das Projekt wurde vom Institut für Soziokulturelle Entwicklung der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit in enger Zusammenarbeit mit 15 Praxispartner/innen durchgeführt. Praxispartner/innen in diesem von der eidgenössischen Kommission für Technologie und Innovation (KTI) unterstützten Forschungsprojekt waren elf Wohnbaugenossenschaften aus Zürich, Winterthur, Bern und Luzern: Allgemeinde Baugenossenschaft Zürich (ABZ), Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals Zürich (BEP), Heimstätten-Genossenschaft Winterthur (HGW), Genossenschaft Kalkbreite Zürich, Siedlungsgenossenschaft Eigengrund Zürich, Baugenossenschaft Kraftwerk1 Zürich, Baugenossenschaft mehr als wohnen Zürich, Baugenossenschaft Oberstrass (BGO) Zürich, Allgemeine Baugenossenschaft Luzern (ABL), Miteigentümer Gemeinschaft Aumatt Hinterkappelen, WOK Lorraine Bern. Ferner, das Bundesamt für Wohnungswesen BWO, der Verband Wohnbaugenossenschaften Schweiz (Regionalverband Bern/Solothurn und Zürich) und die Stiftung Domicil aus Zürich.

2 Theoretische Bezugspunkte und Konzepte

Einem sozialräumlichen Ansatz folgend interessiert in dieser Studie die Beschaffenheit von Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen im Wechselspiel zwischen dem gelebten Alltag, den genossenschaftlichen Strukturen und dem gebauten Umfeld. In den Blick genommen wurden sodann einerseits der *gelebte* Nachbarschaftsalltag, die kleinen Gesten als scheinbare Selbstverständlichkeiten nachbarschaftlichen Alltagshandelns wie auch die unterschiedlichen Kontakte und Beziehungen innerhalb der Siedlungen, andererseits die mehr oder weniger gemeinschaftsfördernden baulichen Strukturen und damit die Aneignungs- und Nutzungsformen des gebauten Umfeldes und drittens auf der strukturellen Ebene, die Wohnbaugenossenschaft als Organisation mit ihren unterschiedlichen Mitwirkungs- und Gestaltungsmöglichkeiten auch in Bezug auf ihre Geschichte und Tradition. Grundlage für das Verständnis von Nachbarschaften bildeten in diesem Projekt somit das Zusammenwirken dieser drei Ebenen.

Angesprochen werden damit Konzepte von Nachbarschaften im Kontext sozialer Nachhaltigkeit, Sozialräumlicher Ansätze und wohnbaugenossenschaftlichen Alltags. Einige Hintergründe und Überlegungen zu diesen Ansätzen werden in der Folge vorgestellt.

2.1 Soziale Nachhaltigkeit im Siedlungsalltag

Wie eingangs erläutert, soll die Auseinandersetzung mit der Konstitution von Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen einen Beitrag zur sozialen Nachhaltigkeit in der Siedlungsentwicklung leisten. Dabei wird ein Verständnis von sozialer Nachhaltigkeit verfolgt, welches im Wesentlichen von Rahmenbedingungen und der Art und Weise der Prozesssteuerung abhängig ist. Soziale Nachhaltigkeit ist damit nicht ein Zustand, der sich abschliessend herstellen lässt, sondern der auf der Basis eines sozialräumlichen Ansatzes auf den Prozess und seine Qualität fokussiert. So wird Nachbarschaft in diesem Forschungsprojekt nicht als territorial begrenzter Raum, sondern als ein sozialräumliches Gebilde verstanden, welches sich im Zusammenspiel zwischen *sozialen*, *baulichen* und *strukturellen* Kräften konstituiert und damit auch einen wesentlichen Aspekt sozialer Nachhaltigkeit definiert.

Seit Mitte der 1990er Jahre beschäftigen sich die Sozialwissenschaften verstärkt mit dem Konzept der Nachhaltigkeit, womit der Versuch einer Schärfung des Begriffs „soziale Nachhaltigkeit“ verbunden ist (vgl. Empacher & Wehling 2002); „Sicherung der Gesundheit“, „Sicherung der sozialen Stabilität“ und „Sicherung der Entwicklungs- und Funktionsfähigkeit einer Gesellschaft“ stellten die definierten Pfeiler dar, innerhalb welcher sich soziale Nachhaltigkeit formieren sollte. Später mündeten diese im Leitprinzip „soziale Gerechtigkeit“ (vgl. Drilling & Blumer 2009). Eng verbunden mit diesen

globalen Ingredienzen sozialer Nachhaltigkeit war und ist sodann die Frage nach deren Operationalisierung sowie das bemängelte Fehlen einer theoretischen Grundlage. Daniel Blumer und Matthias Drilling stellen mit Rückgriff auf Bramley und Power (2009) fest, dass sich die Praxisforschung innerhalb der skizzierten Problematik in einer Nische platziert hat; „die Variablen ‚social equity‘ (verstanden als der Zugang zu sozialer Infrastruktur und Möglichkeiten sozialer Mobilität) sowie ‚sustainability of community‘ (verstanden als Möglichkeiten des Austauschs in einer Nachbarschaft)“ (ebd., S.17) fungieren hierin als Leitplanken der sozialen Dimension nachhaltigen Wohnens. Somit haben die Auseinandersetzungen um Begriffsbestimmung und Operationalisierbarkeit sozialer Nachhaltigkeit letztlich dafür gesorgt, „die Bedeutung des Sozialen zu unterstreichen und sie von der bis dahin weitgehend instrumentellen Funktion (als Erfüllungshelfin des Ökologischen) zu befreien“ (ebd.).

Gerade angesichts des aktuellen Verdichtungsparadigmas, welches nicht nur räumliche, sondern auch soziale Verdichtung fordert, ist der Einbezug sozialer Fragen auch auf einer Mikroebene, namentlich im Bereich der Siedlungsentwicklung unumgänglich. Dahingehend weist das Forschungsprojekt „Die soziale Dimension nachhaltiger Quartiere und Wohnsiedlungen“ (FHNW, 2009-2012) auf einen neuen Weg im Umgang mit sozialer Nachhaltigkeit hin. Nicht die Bestimmung allgemeingültiger Kriterien sozialer Nachhaltigkeit soll künftig im Fokus stehen, sondern vielmehr aus einer sozialwissenschaftlichen Sicht geltend gemachte Leitthemen, „an denen sich zukünftige Siedlungsentwicklung entscheidet“ (Blumer, Drilling & Weiss 2010, 21) – namentlich Sozialstruktur, Nutzungen, Design für Alle/Barrierefreiheit, Mobilität, Partizipation sowie Prozess- und Planungsqualität. Neben der Aufgabe der Wohnbaugenossenschaften, die Bevölkerung mit zahlbarem Wohnraum zu versorgen, liegt deren Selbstverständnis in Werten wie Selbsthilfe, Selbstverantwortung, Demokratie, Gleichheit und Solidarität, worin sogleich das Potential der Wohnbaugenossenschaften bezüglich sozialer Nachhaltigkeit in einer zunehmend individualisierten Gesellschaft angedeutet ist. Angesichts dessen verwundert es nicht, sind Wohnbaugenossenschaften in den vergangenen Jahren – europaweit – zu wichtigen Akteuren der Stadtentwicklung gereift (vgl. Rössl 2013). Vom Aufschwung der Bewegung zeugen die zahlreichen Genossenschaftsneugründungen aus jüngster Vergangenheit sowie Reorganisationsbestrebungen traditioneller Genossenschaften in der Schweiz.

In Anbetracht der Aktualität von Diskussionen um soziale und städtebauliche Verdichtung erweist sich die Frage nach tragfähigen Nachbarschaften – umfassend verstanden als Aspekt sozialer, ökonomischer und ökologischer Nachhaltigkeit – als essenziell. Ferner blieb bislang in diesem Kontext in Schweizer Forschungen der Blick auf Wohnbaugenossenschaften, die sich mit ihrem sich in genossenschaftlichen Werten niederschlagenden Selbstverständnis Aspekte der sozialen Nachhaltigkeit sogleich selbst auf die Fahne schreiben, weitgehend aus.

2.2 Raumverständnisse – der Soziale Raum

«Insgesamt ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht. So wird zum Beispiel die Strasse, die der Urbanismus geometrisch festlegt, durch die Gehenden in einen Raum verwandelt.»

Michel de Certeau. Kunst des Handelns. 1988, S. 218

Michel de Certeau stellt dem Ort den Raum entgegen und denkt den Raum, interessiert am Alltagsleben, vom Menschen her. Bei der Betrachtung der Konstitution von Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen kommt der Frage nach dem Verständnis von Ort und Raum eine wichtige Bedeutung zu.

Sowohl in der alltäglichen Vorstellung, als auch im wissenschaftlichen Diskurs bestehen unterschiedliche Raumbilder und Raumkonzeptionen. Lange Zeit wurden Raum und soziale Prozesse losgelöst voneinander betrachtet und damit Raum von einem gesellschaftlichen Entwicklungszusammenhang entkoppelt. Raum wurde sowohl in den Sozial-, als auch in den Raumwissenschaften wie Architektur und Raumplanung, als ein „dinglicher Rahmen, als Container für das darin sich abspielende Soziale“ (Sturm 1999, S. 26) verstanden. So gesehen wäre Raum unveränderbar, dem Sozialen und der menschlichen Erfahrung vorgelagert, wie Gabriele Sturm erläutert. Wird Raum als reiner Container, als Behälter gedacht, in dem sich das Soziale abspielt, ohne dass sich ein Zusammenspiel von Raum und sozialem Handeln ergibt, ist er für gesellschaftliche Fragen, für die Fragen des Zusammenlebens und damit auch für das Thema Nachbarschaften nicht weiter von Belang.

Es stellt sich also nun grundsätzlich die Frage, ob Raum als absoluter Raum unveränderbar gegeben ist, oder ob Raum als Beziehungsraum veränderbar zu denken ist und damit auch ein Konstrukt sozialer Tätigkeit sein kann.

Dieser Frage liegen unterschiedliche Raumvorstellungen zugrunde, die sich vor allem in zwei Konzeptionen zeigen: Dem Konzept des *Container- oder Behälterraums*, welches Handlung und Struktur unabhängig voneinander behandelt und damit Raum als absoluter Raum versteht, und dem Konzept des *Beziehungsraums*, welches von einem dynamischen, relationalen und relativistischen Raumverständnis ausgeht, Handlung und Struktur als Dualität und entsprechend Raum als sozialen Raum versteht. Im Kontext einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung ist dieses zweite Raumkonzept relevant, denn mit diesem Konzept wird der Frage nachgegangen, wie Räume im Handeln und über Vorstellungen produziert werden. Damit rücken die Akteure und Akteurinnen ins Zentrum von Raumentwicklung.

Markus Schroer verweist mit Bezug auf das Grimmsche Wörterbuch auf die etymologische Bedeutung des Begriffs Raum, welcher sich aus dem Verb «räumen» ableitet. Räumen im Sinne von «Platz schaffen» oder ursprünglich «Urbarmachung» bezeichnet eine Tätigkeit. Raum bedeutet in diesem Zusammenhang nicht etwas, was schon immer da war, sondern etwas, was erst erschaffen werden muss. So liegt dieser ursprünglichen Bedeutung von Raum bereits ein konstruktivistisches Konzept zugrunde (vgl. Schroer 2006, S. 29). Raum ist damit also nicht nur Struktur, sondern wird im Handeln erschaffen. «Für ein soziologisches Verständnis von Raum wird wichtig, dass es nicht um je schon vorhandene Räume geht, deren Wirkung auf das Soziale, auf Individuen und Gesellschaft dann untersucht werden könnte. Wichtig ist vielmehr, dass Räume erst hergestellt werden müssen, um eine Bedeutung für soziale Prozesse zu erhalten» (ebd.).

Die Raumkonzeptionen, die seit den 1990er-Jahren im Hinblick auf den fächerüber-

greifend zu beobachteten Spatial Turn verfasst werden, definieren den Raum vorwiegend als veränderbaren Beziehungsraum; als „Raum, der sich durch Handlungen formiert und gleichzeitig auf diese zurückwirkt“ (Baumgärtner et al. 2009, S.11). Unter dem Etikett des Sozialraums formierten sich dahingehend verschiedene kultur- und sozialwissenschaftliche Ansätze, deren gemeinsame Nenner die relationale Betrachtungsweise von gebautem Raum (Architektur/Gestaltung) und räumlichen Praxen (Soziales) darstellt (vgl. Löw 2001; Rolshoven 2003).

Martina Löw versteht Raum als relationaler Raum aber nicht nur als eine Anordnung sozialer Güter⁴, die zueinander in Beziehung stehen, sondern das Anordnen selbst, das Handeln also, ist ebenfalls Teil der Konstitution von Raum. Löw geht deshalb den Fragen nach, «was angeordnet wird (Dinge, Ereignisse etc.), wer anordnet (mit welchem Recht, mit welcher Macht?) und wie Räume entstehen, sich verflüchtigen, materialisieren oder verändern und somit Gesellschaft strukturieren» (2001, S. 151). Räume werden «unter Einbezug der anwesenden Menschen konstituiert» (ebd., S. 155). Aber die Menschen schaffen nicht nur Räume, sondern sind selbst Teil der Räume.

Löw untersucht damit die Entstehung von Raum in der Wechselwirkung zwischen Handeln und Struktur. So ist Raum gemäss dem Konzept von Löw sozialer Aktionsraum, der sich über Handlung und Struktur beziehungsweise dynamisch über Akteurinnen, Akteure und Objekte konstituiert. Den Räumen ist dabei sowohl eine soziale Ordnungsstruktur (damit sind gesellschaftliche Strukturen gemeint) wie auch eine Handlungsdimension (damit sind die Prozesse des Anordnens gemeint) inhärent. «Die Rede von einer Dualität von Raum bringt so die Überlegung zum Ausdruck, dass Räume nicht einfach nur existieren, sondern dass sie im Handeln geschaffen werden und als räumliche Strukturen, eingelagert in Institutionen, Handeln beeinflussen können» (Löw, Steets & Stoetzer 2007, S. 63).

Diese Konstitution von Raum verknüpft die Materialität der Räume und die mentale Konstruktion von Räumen. In Anlehnung an Lefebvre (1991) wird Raum dabei verstanden als eine dynamische Verbindung von gelebtem, gebautem und wahrgenommenen Raum. Für die Untersuchungsanlage bedeutet dies, Raum als Bedingung und Resultat sozialer (Alltags-) Praxen, der Wahrnehmung und der Vorstellung sowie der Aneignung zu untersuchen.

2.3 Nachbarschaften

«Und was habe ich, als Mensch, von einer noch so dekorativen Dorfplatz-Imitation, wie sie noch immer in unseren Siedelungen spukt? Eine Siedelung ist kein Dorf, soziologisch nicht.

Ich bin ein Städter, ich bin ein Mieter und kein Bauer, der auf eigener Erde lebt, und also ein Nomade; der Mieter-Nachbar ist eine zufällig-erzwungene Nachbarschaft, oft eine sehr flüchtige Nachbarschaft, und meistens wäre es kein menschlicher Verlust, wenn ich diesen Nachbarn nicht in die Küche oder die Loggia sähe. Die Nachbarschaften, die ich brauche, sind die geistig-menschlichen, nicht die Wohn-Nachbarschaften. Ich brauche keinen dekorativen Trost (wie die romantische Zweistöckigkeit unserer Siedelungen) gegen das ‚Zeitalter der Vermassung‘. Max Frisch, 1953 „Cum grano salis“ Eine kleine Glosse zur schweizerischen Architektur. In: *Das Werk*, Band 40, S. 328.

⁴ Löw verwendet den Begriff «soziale Güter» zum einen im materiellen Sinn, zum andern verweist sie damit auch auf die symbolische Bedeutung des Begriffs: «Symbole des Strassenverkehrs, als ein Beispiel, können nur angeordnet werden, weil sie eine Materialität aufweisen, werden aber angeordnet, um eine Symbolik zu entfalten. Soziale Güter sind ein wesentlicher «Baustein» von Räumen» (Löw, 2001, S. 154).

Max Frisch, Architekt und Schriftsteller spricht eine klare Sprache, was die normative Aufladung von Nachbarschaft betrifft. Frisch will sich der durch territoriale Bedingungen erzwungenen Nachbarschaften, die zu dörflichen Gemeinschaften mutieren könnten, entziehen und wünscht sich selbstgewählte, individualistisch geprägte Nachbarschaften, fernab lokaler Bedingtheit.

Mit Frischs Zitat kann auf die unterschiedlichen Ebenen von Nachbarschaft verwiesen werden. Zum einen wird die geografisch-physische Dimension angesprochen, der *Nahraum* im Sinne einer territorialen Nähe. Zum anderen wird mit Nachbarschaft die *Beziehungsform* ins Spiel gebracht, gemeint sind die nachbarschaftlichen Kontakte. Räumliche und soziale Kategorien überschneiden sich also im Begriff Nachbarschaft. Die vorliegende Untersuchung versteht in diesem Sinne Nachbarschaften nicht als einen territorial-begrenzten Raum, sondern als eine sozialräumliche Konstitution aus einem Wechselspiel zwischen sozialen, strukturellen und baulichen Elementen. Nachbarschaft ist damit eine soziale Tatsache, die sich räumlich organisiert (Häussermann & Siebel 1994) und im Siedlungskontext von Wohnbaugenossenschaften zudem auf deren Organisationsstrukturen referiert. Um diesem komplexen Begriff gerecht zu werden und seine Vielschichtigkeit zu betonen, verwenden wir in dieser Studie den Begriff Nachbarschaften im Plural.

Nachbarschaften sind schlichtweg alltägliche kleinen Gesten, ein Zusammenleben, welches oszilliert zwischen flüchtigen Begegnungen und zufälligen Einblicken in Intimitäten (vgl. Reijndorp & van der Zwaard 2011; Gehl 2011). Nachbarschaften sind auch tragfähige und stabile freundschaftliche Beziehungen oder von Unverständnis und Ablehnung geprägte Zwangsgemeinschaften.

Der Begriff der „Nachbarschaft“ ist seit jeher von Begriffsverwirrungen und Ideologisierung geprägt. Nachbarschaft ist ein stark normativ aufgeladener Begriff und wird als Schlüssel zur Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen wie Überalterung, Vereinsamung, soziale Ausgrenzung usw. gehandelt. (Reutlinger et al. 2015). Gerade bei den Wohnbaugenossenschaften werden Nachbarschaften mit Werten des Genossenschaftsgedankens und damit zudem mit Solidarität oder Eigenverantwortung verbunden. Der Begriff der Nachbarschaft wird in diesem Zuge tendenziell homogenisiert, eingebettet in die genossenschaftlichen Strukturen und Wertesysteme und wird so tendenziell noch stärker normativ aufgeladen.

Auf der anderen Seite wird in Zeiten globalisierter Kommunikation über Internet die lokale Verankerung der Nachbarschaften infrage gestellt. Nachbarschaft löse sich total vom gemeinsamen Nahraum (Albrow 1997). Dabei stellt sich die Frage, welche Rolle Nachbarschaft in einem sich rasant verändernden gesellschaftlichen Umfeld einnehmen könne (Schnur 2012, S. 449).

Bernd Hamm, einer der Hauptvertreter soziologischer Nachbarschaftstheorie definierte Nachbarschaft in den 1970er Jahren noch ganz im Sinne eines Containerraum-Verständnisses als „soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren“ (Hamm 1973, S. 18). Aus heutiger Sicht erscheint eine derartige Konzeptualisierung von Nachbarschaften, beruhend auf einem Containerraum-Verständnis, als überholt. Seit den 1990er-Jahren wird der Begriff zunehmend sozialräumlich definiert (vgl. Schnur 2012). Der Blick auf nachbarschaftliche Beziehungen und Netzwerke u.a. mit Rückgriff auf den Ansatz des Sozialkapitals nach Robert D. Putnam (2000) oder auf die Relationen zwischen sozialem Zusammenhalt und Sozialkapital im sogenannten Nahraum (vgl. Forrest & Kearns 2001) sind weitere Ansätze. Darüber hinaus werden die Relationen zwischen sozialem Zusammenhalt und Sozialkapital unter-

sucht oder wird Nachbarschaft im Nahraum, genauer auf Siedlungsebene, allein unter dem Aspekt der sozialen Kohäsion – begriffen als eine latente Form des Sozialkapitals – betrachtet (vgl. zum Beispiel Willi 2012).

Häussermann und Siebel halten sodann fest dass sich Nachbarschaften nicht als „räumliche Tatsache, die sich sozial organisiert“ konstituiert, sondern vielmehr „auf sozialer Nähe, die sich räumlich organisiert“ (Häussermann & Siebel 1994, S. 379). Entsprechend dieser theoretischen Wende wird in gegenwärtigen Untersuchungen vermehrt der gelebte Nachbarschaftsalltag in den Blick genommen, wobei sozialräumliche Ansätze als Brille dienen (Reutlinger et al. 2010; Reutlinger et al. 2015).

So schlagen auch Ruth Rohr-Zänker und Wolfgang Müller in ihrer Studie über die Rolle von Nachbarschaften im Kontext von Stadtentwicklung aufgrund soziologischer und stadtplanerischer Konzepte ein mehrdimensionales Konzept von Nachbarschaft vor, welches sich an den vier Dimensionen ‚Räumliche Nähe‘ und ‚Soziale Beziehungen‘ (als unabhängige Variable) sowie ‚Zeit‘ und ‚Soziale Merkmale‘ (als interagierende Variable) orientiert“ (Rohr-Zänker & Müller 1998, S.11). Mit diesem vierdimensionalen Verständnis entzieht sie sich einer rein territorialen oder rein sozialen Argumentationsweise und betont das rekursive Verhältnis der vier Dimensionen. Entsprechend überlagern sich Nachbarschaften, das heisst, einzelne Menschen leben verschiedene Nachbarschaften. In Anlehnung an Ulrich Becks „Bastelexistenzen“ (1986) sprechen Rohr-Zänker und Müller in diesem Zusammenhang von „Bastelnachbarschaften“ (1998, S. 13).

Eine inhaltliche Spezifizierung bezüglich nachbarschaftlicher Beziehungen und Netzwerken nimmt Peter Altheit vor. Unter der Infragestellung von zentralen Bedingungen, die bis zur Hälfte des 20. Jahrhunderts unhinterfragt gegolten haben – etwa die Wirkkraft des familiären Sozialraums – beschäftigt sich der Soziologe mit der Bedeutung von Nachbarschaften konkret im Kontext des demografischen Wandels (vgl. Altheit 2010). In einer Göttinger Nachbarschaftsstudie auf Quartierebene kommt Altheit zum Schluss, dass „neue Nachbarschaften“, verstanden als Netze nicht selten inszenierter sozialer Beziehungen (Stadtteulfeste, Nachbarschaftstreffe), das soziale Kapital von Zielgruppen älterer Menschen darstellen. Dies, „weil sie über die sozialen Kompetenzen und über die Mobilitätschancen zum Aufbau und zur Stabilisierung von räumlich diffusen Netzen [...] nicht mehr verfügen“ (ebd., S.133). Einer derartigen Praxis von Nachbarschaft wollen derzeit neue Wohnformen auch auf Siedlungsebene entsprechen; so entstanden, nicht selten erbaut durch Genossenschaften und unter wissenschaftlicher Prozessbegleitung, in jüngster Vergangenheit vermehrt Mehrgenerationenhäuser oder Häuser explizit für ältere Bewohner/innen (z.B. die „Giesserei“ in Winterthur, erbaut durch die Genossenschaft Gesewo in Begleitung durch die AGE-Stiftung; Hausgemeinschaft „Ruggächern 55+“ in Zürich, Genossenschaft ABZ).

Zurzeit kommt der Frage nach der Bedeutung und der Funktionsweisen von Nachbarschaften in Wohnsiedlungen aus verschiedenen Gründen wiederum vermehrt eine grosse Bedeutung zu. Zum einen werden vor dem Hintergrund des sozialen, demographischen und räumlichen Wandels Fragen nach der Förderung der sozialen Kohäsion, respektive nach den sozialen Kosten gesellschaftlicher Differenzierungs- und Entmischungsprozesse immer lauter. So ist denn auch die Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts verankert in der bundesrätlichen Strategie Nachhaltige Entwicklung 2016–2019⁵. Zum anderen muss sich die bauliche und soziale innerstädtische Verdichtung, wie sie zurzeit gefordert wird, der Frage stellen, welche Bedeutung in Anbetracht dieser Anforderungen

⁵ Vgl. www.are.admin.ch/are/de/home/nachhaltige-entwicklung/politik-und-strategie/strategie-nachhaltige-entwicklung-2016-2019.html

Nachbarschaften auf das Zusammenleben in Quartieren und Städten haben. So lösen denn Fragen nach den Mechanismen und Kontextbedingungen von Zusammenleben und Nachbarschaften in Siedlungen nicht nur bei den genossenschaftlichen sondern zunehmend auch bei den institutionellen und privaten Wohnbauträger/innen grosses Interesse aus (vgl. Fahrländer et al. 2012).

Trotz besagter Neuorientierungen bezüglich theoretischer Zugänge zu Nachbarschaft, die sich gleichsam als Plädoyer für ethnographische Betrachtungsweisen verstehen liessen, sind mit wenigen Ausnahmen noch kaum Forschungen mit Blick auf die kleinen Gesten, auf die scheinbaren Selbstverständlichkeiten nachbarschaftlichen Alltagshandelns auszumachen (vgl. einzig Schirl & Schlembach 2007).

2.4 Engagement und Partizipation im Kontext von Wohnbaugenossenschaften

Genossenschaften basieren auf einer demokratischen Organisationsstruktur. Ziel von Genossenschaften ist die Förderung ihrer Mitglieder im Sinne des Zwecks der Genossenschaft. Bei Wohnbaugenossenschaften ist dies die Bereitstellung von Wohnraum, verpflichtet sich eine Wohnbaugenossenschaft der Gemeinnützigkeit, soll *günstiger* Wohnraum zur Verfügung gestellt werden. Gemeinnützigkeit bezeichnet Wohnbaugenossenschaften, die die Kostenmiete anwenden, also keine Gewinnorientierung verfolgen sowie eine sozialverträgliche Vermietungspolitik befolgen (Tschannen 2015, S. 11) und ist oftmals auch an Vermietungskriterien wie Belegungsvorgaben oder Einkommenslimiten gekoppelt (Blumer 2012, S. 3). Der sozialen Zielsetzung des genossenschaftlichen Wohnungsbaus entspricht in nahezu ideal-typischer Weise die kooperative Rechtsform der Genossenschaft. Daran hat sich bis heute nichts geändert (vgl. Art. 828 ff. Obligationenrecht).

In der öffentlichen Debatte um zivilgesellschaftliche Engagementformen werden jedoch die potentiellen Zusammenhänge zur genossenschaftlichen Organisationsform weitgehend ausgeblendet. Welche Formen des Engagements lassen sich bei Genossenschaften nachweisen? Wie sind diese zu beschreiben und welches Potenzial ist mit ihnen verbunden?

Wie in der Einleitung erwähnt, erleben Wohnbaugenossenschaften insbesondere in grösseren Städten in der Schweiz zurzeit einen Boom, welcher sich sowohl in einem quantitativen Wachstum an Wohnungen und Liegenschaften zeigt, als auch in qualitativen Veränderungen bezüglich Organisationsentwicklung, Themenfokussierung und partizipativer Ausrichtung von Entwicklungsprozessen. Zudem sehen sich Wohnbaugenossenschaften gegenwärtig auch mit einem Wandel konfrontiert: Die Rede ist dabei auch von einem Verlust des sogenannten Genossenschaftsgedankens, der sich an den Werten wie Selbsthilfe, Selbstverantwortung, Gleichheit, Demokratie, Solidarität orientiert und damit einer abnehmenden Identifikation der Genossenschafter/innen mit der Genossenschaft. Der Vorwurf lautet, dass die Bewohner/innen nicht mehr Genossenschafter/innen seien, sondern nur an günstigen Wohnungen interessiert.

Entsprechend gesellschaftlicher Wandlungsprozesse wie Individualisierung und Pluralisierung von Lebensstilen ist auch auf genossenschaftlicher Ebene eine Ausdifferenzierung der Engagementformen zu beobachten. Dabei, so die Soziologin Mareike Alscher, gewinnen die rechtliche Organisationsform der Genossenschaften als institutionelle Akteure des zivilgesellschaftlichen Engagements sowie das Phänomen des freiwilligen Engagements verstärkt an Bedeutung (Alscher 2013). Soziales Engagement ist wesentliches

Element des sozialen Kapitals einer Gesellschaft und zeigt sich sowohl in informellen Netzwerken wie z.B. in Nachbarschaftsbeziehungen als auch in formellen Strukturen wie in Vereinen, Gremien oder Freiwilligenorganisationen. Markus Freitag stellt in seiner Analyse zum Sozialkapital der Schweiz fest, dass generell ein leichter Rückgang der Vereinseinbindungen zu verzeichnen sei. Der Rückhalt im direkten sozialen Umfeld, wie Familien- und Freundeskreis bleibe jedoch stabil. Rückläufig, so Freitag, sei jedoch der Austausch mit den Nachbarn und Nachbarinnen (Freitag 2014, S. 242/243).

Die Veränderungen von Formen des Engagements, bei Wohnbaugenossenschaften gekoppelt an die genossenschaftlichen Wertvorstellungen, fordern die Genossenschaften in ihrem Grundgedanken heraus. So gewinnen prozessorientierte partizipative und kooperative Vorgehensweisen zur Lösung gesellschaftlicher Fragestellungen generell vermehrt an Bedeutung. Denn, wie weiter oben erläutert, können entlang einem sozialräumlichen Ansatz, Veränderungen von Räumlichkeit nur mit den vor Ort handelnden Akteurinnen und Akteuren stattfinden. Engagement und damit Partizipation, beziehungsweise «demokratisch-selbstbestimmte Entscheidungsfindung» (Reutlinger 2009, S. 104.), also der Einbezug der Menschen vor Ort, ist in diesem Sinne die Folge eines Raumbegriffs, der Raum als ein im Handeln konstituierter sozialer Raum versteht. Werden die unterschiedlichen Entwicklungsvorstellungen von Raum reflektiert, kann Raum ein Möglichkeitsraum für die Akteurinnen und Akteure vor Ort werden, dann nämlich, wenn deren unterschiedliche Ansprüche in die Entwicklung des Sozialraums integriert werden. Dann auch «kann den Menschen vor Ort als Subjekte ihrer Entwicklung die Möglichkeit gegeben werden, ihre eigenen Ansprüche zu definieren und diese Ansprüche auch einfordern zu können» (Reutlinger 2009, S. 104).

Dies schlägt sich auch im genossenschaftlichen Wohnungsbau nieder. Angeregt durch junge Wohnbaugenossenschaften, die auf der Suche nach Offenheit und Diversität neue Perspektiven entwickeln, welche sich nicht nur in baulichen Strukturen, sondern auch in neuen vielfältigen Formen des Arbeitens und Wohnens, des Zusammenlebens, der Teilhabe und der Solidarität zeigen, erfährt auch der Genossenschaftsgedanke resp. die Frage nach unterschiedlichen Formen der Mitgestaltung und damit des sozialen Engagements vermehrt eine Wiederbelebung.

3 Vorgehen

3.1 Methodischer Zugang: Qualitative Sozialforschung

Für das vorliegende Forschungsprojekt wurden vier Fallstudien in Form von verschiedenen Wohnbaugenossenschaften ausgewählt, in denen empirische Erhebungen in je einer Siedlung der Wohnbaugenossenschaft durchgeführt wurden. Ergänzend hierzu fanden Interviews mit Vertreter/innen aus dem Vorstand und der Geschäftsstelle der jeweiligen Organisation statt (pro Genossenschaft ein Gruppeninterview). Bei den Erhebungen kamen in erster Linie qualitative Erhebungs- und Auswertungsmethoden zum Einsatz.

Bei den vorliegenden qualitativen Daten der vier Fallstudien handelt es sich um verbale Daten, die vor allem über Interviews, sowie über Begehungen und Teilnehmende Beobachtungen generiert wurden (die Begehungen und Beobachtungen wurden in schriftlichen Protokollen festgehalten, so dass auch diese Erhebungsmethoden in verschriftlichten, das heißt verbalen Daten münden, die als Text analysiert werden konnten). Vereinzelt wurde unterschiedliches Datenmaterial herangezogen (z.B. Nachbarschaftstagebücher, Teilnehmende Beobachtungen). In allen Fallstudien bildeten allerdings sowohl die Haushaltsinterviews als auch die Gruppeninterviews mit Mitgliedern der jeweiligen Organisation eine Datengrundlage.

Der gewählte qualitative und interpretative Ansatz beschäftigt sich mit der Konstruktion von Wirklichkeiten und zwar denjenigen, die vor Ort angetroffen werden und den subjektiven Sichtweisen der jeweiligen Interviewpartner/innen. Es geht nicht darum, quantifizierbare Aussagen machen zu können, sondern die Realitäten als interpretierbar aufzufassen und Bedeutungszuweisungen zu diskutieren. Die Kombination verschiedener Methoden unterstützt dabei, dass möglichst viele für das Untersuchungsobjekt relevante Dimensionen erfasst werden können.

Die Daten wurden schrittweise und zirkulär erhoben, d.h. die Phasen der Datenerhebung und Datenauswertung wechselten sich ab bzw. bauten aufeinander auf. Das Forschungs-Setting lässt sich dennoch grob in drei Phasen unterteilen: In der ersten Phase stand die gemeinsame Auswahl und Entwicklung der fallspezifischen Fragestellung im Fokus (mit Expert/innen der Wohnbaugenossenschaft). Auf diese eher deskriptive bzw. explorative Phase folgte eine fokussierte erste Erhebungsphase, in der Begehungen, Haushaltsinterviews sowie Teilnehmende Beobachtungen von Siedlungsanlässen stattfanden und Nachbarschaftstagebücher erstellt wurden. Hier galt es die Perspektive zunehmend auf die für die Fragestellung relevanten Prozesse und Themen zu lenken und in der Auswertung erste Thesen und Erkenntnisse zu formulieren. In der zweiten Erhebungsphase erfolgte sodann eine Reflexion der ersten empirischen Ergebnisse in den Expert/innen-Workshops und Gruppeninterviews und es wurden ergänzende Daten erhoben (weitere Haushaltsinterviews und Teilnehmende Beobachtung in einer Siedlung).



Abb.2 Zeit- und Aufgabenplanung des Projekts nach Arbeitsschritten

Diese eher selektive Phase dient dazu, weitere Belege und Beispiele für die in der ersten Erhebungsphase erarbeiteten Erkenntnisse und verfassten Thesen zu generieren (vgl. Flick 2000, S. 158 – 159).

Bezüglich der Methode der Teilnehmenden Beobachtung lässt sich festhalten, dass diese das „systematische Erfassen, Festhalten und Deuten sinnlich wahrnehmbaren Verhaltens zum Zeitpunkt seines Geschehens“ (Atteslander 1995, S. 87) beinhaltet. Im Gegensatz zu Gesprächen, welche Darstellungen über Handlungsweisen wiedergeben, können Alltagspraxen von beobachteten Menschen durch die direkte Beteiligung von Forschenden zugänglich gemacht werden (Flick 2005, S. 200). Die deskriptiven Momentaufnahmen mittels Beobachtung eröffnen Anhaltspunkte über zentrale Themenstränge und bieten Einblick in das Geschehen vor Ort.

Die gewählte Form der qualitativen Interviews bieten zudem die „Möglichkeit, Situationsdeutungen oder Handlungsmotive in offener Form zu erfragen, Alltagstheorien und Selbstinterpretationen differenziert und offen zu erheben“ (Hopf 2003, S. 350). Die Interviews erfolgten anhand von halbstrukturierten Leitfadeninterviews, bei denen die Interviewpartner/innen auf bestimmte Fragestellungen geleitet werden, gleichzeitig aber auch die Möglichkeit einer offenen Reaktion besteht. Die auf Tonband aufgezeichneten Interviews wurden in Form von Transkripten verschriftlicht. Diese wurden (wie die restlichen vorliegenden verbalen Daten) vom Forschungsteam im Hinblick auf die jeweiligen fallspezifischen Fragestellungen analysiert und ausgewertet. Hierzu wurde – computergestützt mit Hilfe des qualitativen Datenanalyse-Programms atlas.ti – ein Kategoriensystem entwickelt. Es galt hierbei, die geäußerten subjektiven Sichtweisen und Bewertungen der Befragten zu erfassen, diese in einem zweiten Schritt kontrastierend zu vergleichen und zu einer multiperspektivischen Bewertung zusammenzuführen (vgl. Flick 2009, S. 13). Die aus der Analyse gewonnenen Interpretationen und (Zwischen-)Ergebnisse wurden zum einen in Auswertungsworkshops innerhalb des Forschungsteams diskursiv erarbeitet und reflektiert und zum anderen sowohl bei Expert/innen-Workshops mit den Praxispartner/innen als auch in den Interviews mit Mitgliedern der Geschäftsstelle und des Vorstands der jeweiligen Wohnbaugenossenschaft diskutiert und gespiegelt.

3.2 Datenerhebung und Auswertung

Das Projekt war in verschiedene Arbeitsschritte unterteilt. Das Interesse und die relevanten Fragestellungen der Praxispartner/innen wurden zudem bereits vor Projektstart bei zwei Vorbereitungsworkshops abgeholt und darauf aufbauend die Forschungsfrage, die Ziele und das Vorgehen des Projektes definiert. Der offizielle Projektstart erfolgte sodann mit einem Kick-off-Workshop mit Expertinnen und Experten (der Praxispartner/innen) im Dezember 2014. Abbildung 2 gibt einen Überblick über die einzelnen Erhebungs- bzw. Arbeitsschritte und den zeitlichen Ablauf des Forschungsprojektes.

3.2.1 Fallstudien: Empirische Erhebungen und Gruppeninterviews

Anhand von vier konkreten Fallstudien sollten die Funktionsweisen von Nachbarschaften untersucht werden, um Erkenntnisse über die Wechselwirkungen von gelebtem Alltag, der gebauten Umwelt (Architektur, Gestaltung) und der Organisationsstrukturen der Genossenschaften zu gewinnen. Untersucht wurden Siedlungen von verschiedenen Wohnbaugenossenschaften, und zwar der jüngeren Zürcher Genossenschaft Kalkbreite (Gründungsjahr 2007, Siedlung Kalkbreite) sowie von grösseren und traditionsreichen

Wohnbaugenossenschaften: Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ, Gründung 1916, Siedlungen Oerlikon), der Baugenossenschaft des Eidgenössischen Personals (BEP, Gründung 1910, Siedlung Industrie) sowie der Heimstätten-Genossenschaft Winterthur (HGW, Gründung 1923, Siedlung/Quartier Wolfbühl). Neben der übergeordneten Forschungsfrage wurde in den jeweiligen Fallstudien je ein gemeinsam entwickelter Schwerpunkt auf ihre spezifischen Fragestellungen gelegt (siehe hierzu: Kapitel *Fallspezifische Fragestellungen* der einzelnen Fallstudien in Kap. 4.3, 5.3, 6.3 und 7.3).

Die Datenerhebung fand in Form von leitfadengestützten *Haushaltsinterviews* in den Siedlungen und leitfadengeführte *Gruppeninterviews* mit Mitgliedern von Vorständen und Geschäftsstellen der untersuchten Wohnbaugenossenschaften statt. Weitere Erhebungsschritte waren *Teilnehmende Beobachtungen* von Genossenschaftsanlässen sowie dem Siedlungsleben, explorative *Begehungen* in den Siedlungen, *Nachbarschaftstagebücher* erstellt durch die Bewohner/innen sowie die *Auswertung von Dokumenten* der Wohnbaugenossenschaften.

Begehungen und Fotografien

Die in allen vier Fallstudien zu Beginn der Erhebung durchgeführten Begehungen, dienten vor allem einer ersten Situationsanalyse der jeweiligen Siedlung und wurden durch Fotografien und informelle Gespräche (z.B. mit dem Hauswart) ergänzt. Aus der Situationsanalyse und der fallspezifischen Fragestellung resultierten sodann auch Kriterien zur Auswahl der Interviewpartner/innen für die Haushaltsinterviews.

Haushalts- und Gruppeninterviews

Die leitfadengestützten Interviews wurden mit unterschiedlichen Haushalten der jeweiligen Siedlung der einzelnen Fallstudien zwischen Frühling und Herbst 2015, vereinzelt auch später, durchgeführt. Da – bezogen auf die Untersuchung der Funktionsweisen von Nachbarschaften – der Haushalt als kleinste Untersuchungseinheit angemessen erschien, wurden bewusst nicht Einzelpersonen sondern Haushalte (z.T. inkl. Kinder) befragt. Es handelt sich somit bei den Haushaltsinterviews meist um Gruppeninterviews – wobei bei der Auswahl der Haushalte auch darauf geachtet wurde, dass möglichst unterschiedliche Haushaltsformen vertreten sind (von Einzel-, über Paar- bis zu Mehrpersonenhaushalten). Die Interviews fanden sodann i.d.R. direkt im jeweiligen Haushalt statt und dauerten meist zwischen ein bis zwei Stunden, vereinzelt waren sie kürzer. In allen Haushaltsinterviews wurden die Teilnehmenden gebeten, ihre Bewegungsmuster innerhalb der Siedlung und für sie spezielle Orte auf einer Karte der Siedlung zu vermerken. Je nach Fallstudie wurden fallspezifische Fragen integriert bzw. im Leitfaden entsprechende thematische Gewichtungen vorgenommen; Themen, die in allen Fallstudien zur Sprache kamen, waren solche zum Zusammenleben und (nachbarschaftlichen) Kontaktformen sowie zu Bewegungsmustern und Treffpunkten in der Siedlung. Des Weiteren wurden das Genossenschaftsleben und dessen Wandel thematisiert und das Thema Engagement – sei es für die Genossenschaft oder in der Nachbarschaft bzw. Siedlung – behandelt.

Die Haushaltsinterviews wurden ergänzt durch Gruppeninterviews mit Mitgliedern vom Vorstand und der Geschäftsstelle der jeweilig untersuchten Wohnbaugenossenschaft. Die Gruppeninterviews fanden gegenüber den Haushaltsinterviews zeitlich etwas versetzt bzw. im Anschluss an diese statt (Frühjahr 2016), da es ein Anliegen war erste Zwischenergebnisse aus den empirischen Erhebungen der Siedlungen in den Gruppeninterviews mit den Mitgliedern zu diskutieren und reflektieren sowie ggf. durch weitere Aspekte zu ergänzen.

Teilnehmende Beobachtung

In der Fallstudie Kalkbreite fand eine Teilnehmende Beobachtung innerhalb der Siedlung statt (drei Tage Wohnen in einer Gross-WG). Das Ziel dieser Teilnehmenden Beobachtung lag vor allem darin, einen Einblick – bei gleichzeitigem Miterleben – in den noch recht jungen Siedlungsalltag zu erhalten. Während der Beobachtung konnten informelle Gespräche mit weiteren Bewohnenden und arbeitenden Personen der Siedlung geführt werden. Die protokollierten Beobachtungen und Gespräche ergänzten die Angaben aus den Haushalts- und Gruppeninterviews. In den anderen Fallstudien erfolgten teilnehmende Beobachtungen in Form von Besuchen formaler Austauschgefässen der Organisationen wie der Siedlungs- oder Generalversammlung (BEP: Siedlungs- und Generalversammlung im Sommer 2015; ABZ: Siedlungsversammlung Frühjahr 2015; HGW: Siedlungs- und Generalversammlung Frühjahr/Sommer 2015).

Nachbarschaftstagebücher

In der Fallstudie BEP wurden die Interviewten der jeweiligen Haushalte zusätzlich gebeten über einen Zeitraum von zwei Wochen ein sogenanntes Nachbarschaftstagebuch zu führen. Dies im Hinblick darauf, weitere Hinweise und Erkenntnisse darüber zu erhalten, welche Interaktionen als nachbarschaftlich wahrgenommen werden. Durch den Einbezug dieser Tagebücher in die Auswertung lässt sich somit beleuchten, wie die Bewohner/innen Nachbarschaft und nachbarschaftliche Interaktionen definieren.

Auswertung von Dokumenten

Die qualitativ empirischen Erhebungen wurden ergänzt durch quantitative Daten zu Bewohner/innen- und Siedlungsstrukturen (Leitbilder, Organigramme, Reglemente usw.), welche von den Genossenschaften und den Verbänden/BWO aufbereitet und zur Verfügung gestellt jedoch nicht im Rahmen des Forschungsprojektes erhoben wurden. Das Ziel lag hier primär in der Aufarbeitung der allgemeinen Entwicklungen des gemeinnützigen Wohnungsbaus und Erarbeitung des Kontextwissens über die untersuchten Genossenschaften, Siedlungen und Bewohner/innen.

3.2.2 Expert/innen-Workshops

Parallel zu den Fallstudien erfolgten Expert/innen-Workshops mit den beteiligten Praxispartner/innen, in welchen forschungsrelevante Fragen diskutiert, dokumentiert und Erkenntnisse weiterentwickelt wurden. Hierzu fanden zwischen Dezember 2014 und Oktober 2016 insgesamt sieben Workshops mit Expert/innen der beteiligten Wohnbaugenossenschaften und Verbänden sowie mit Vertreter/innen der BWO und der Stiftung Domicil statt.

Die Treffen fanden jeweils in einer Siedlung der verschiedenen, am Projekt beteiligten Genossenschaften statt. Verbunden wurden die Treffen mit einer kleinen Exkursion/Führung durch die Siedlung und der Präsentation eines spezifischen Projektes der gastgebenden Wohnbaugenossenschaft. Nebst spannenden inhaltlichen Diskussionen stiess auch der Austausch und das sich (besser) Kennenlernen unter den Genossenschaften und weiterer Akteure und Akteurinnen bei den Praxispartner/innen auf grosses Interesse. Mit der Diskussion und Reflexion forschungsrelevanter Themen wie der Einfluss von Organisationsstrukturen und Partizipationsgefässen auf Nachbarschaft und Engagement, Aspekte gemeinschaftsfördernder Architektur oder wohnungspolitischen Fragestellungen wurden Erkenntnisse aus Forschung und Praxis ausgetauscht und vertieft. Weiter dienten die Workshops dazu, die laufend gewonnenen Erkenntnisse aus der



Expert/innen-Workshops mit den beteiligten Praxispartner/innen

Forschung zu präsentieren und kritisch zu hinterfragen. Dieses kooperative Vorgehen zwischen Forschungs- und Praxispartner/innen garantierte, dass sich die Entwicklung der Erkenntnisse aus der Forschung immer wieder an den praxisrelevanten Fragestellungen und Alltagssituationen messen musste und gleichzeitig, dass die Praxispartner/innen Erkenntnisse aus der Forschung laufend in ihren Arbeitsalltag in Vorstand und Geschäftsstelle einbinden konnten. Ein wichtiges Ergebnis aus diesen Workshops liegt in der Erkenntnis, dass wie oben erwähnt die Praxispartner/innen und damit die Wohnbaugenossenschaften einen grossen Bedarf nach Austausch und gegenseitigem Lernen voneinander haben. Diesem Befund kommt umso mehr Gewicht zu, als dass sich zur Zeit die meisten der beteiligten Genossenschaften in einer Phase der Neuorientierung befinden sei dies entweder als jüngere, sich noch im Aufbau oder als traditionsreiche, sich aufgrund der neuen Herausforderungen im Umbruch befindende Genossenschaften. Eine Plattform für den Knowhow-Transfer auch über die Dauer des Forschungsprojekts hinaus wurde deshalb von allen Beteiligten als durchaus sinnvoll erachtet.

3.2.3 Kerngruppe zur Erarbeitung der Toolbox

Beim letzten Expert/innen-Workshop im Oktober 2016 konstituierte sich eine Kerngruppe bestehend aus dem Forschungsteam der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit und Vertreter/innen der Praxispartner/innen zur Entwicklung von Ideen und Grundlagen für die Toolbox zur Förderung von tragfähigen Nachbarschaften. Diese Arbeitsgruppe traf sich regelmässig zwischen Dezember 2016 und Mai 2017. Innerhalb dieser Kerngruppe wurden – basierend auf den vorliegenden Forschungsergebnissen und Handlungsempfehlungen – von drei Untergruppen verschiedene Unterthemen bzw. Tool-Ideen weiterverfolgt und Grundlagen für deren Entwicklung und Umsetzung ausgearbeitet. An der Abschlussveranstaltung vom 12. Mai 2017, welche den Abschluss des von der KTI geförderten Forschungsprojekts darstellt, präsentierte die Kerngruppe die Tool-Ideen, welche in Anschluss an das Projekt vom geplanten Spin-off umgesetzt werden könnten. Mehr zum Nachfolgeprojekt (Spin-off) findet sich im Ausblick im Kapitel Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.

Ergebnisse

4 Fallstudie I: Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ)

Zentraler Bestandteil bei den Erhebungen des Forschungsprojektes waren die Fallstudien in vier unterschiedlichen Genossenschaftssiedlungen: in der Siedlung Oerlikon (ABZ), in der Siedlung Industrie (BEP), im Quartier Wolfbühl (HGW) sowie in der Siedlung Kalkbreite der gleichnamigen Genossenschaft (siehe auch Vorgehen in Kap. 3.2.). Nachfolgend werden die einzelnen Siedlungen einzeln porträtiert, beschrieben mit welchen fallspezifischen Fragestellungen und Methoden die Erhebungen erfolgen und welche fallspezifischen Erkenntnisse wir dabei gewinnen konnten. In Kapitel 8 werden schliesslich die übergreifenden Erkenntnisse diskutiert.

4.1 Die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ)

1916 wurde die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ) von fünfzehn Männern mit dem Ziel gegründet, Wohnungen für alle zu bauen und nicht nur für einen bestimmten Berufsstand – deshalb das „Allgemeine“ im Namen der Genossenschaft. 1920 konnten bereits die ersten Reihenhäuser an der Birchstrasse in Zürich Oerlikon (in Steinwurf-
distanz von den untersuchten Oerlikoner Siedlungen) eingeweiht werden. Bis 1936 wurden jährlich fast 100 Wohnungen gebaut. Unterbrochen von der Wirtschaftskrise und dem Zweiten Weltkrieg folgte eine weitere grosse Bauphase zwischen 1944 und 1957. In den letzten fünfzig Jahren verdoppelte sich der Wohnungsbestand erneut mit kleineren Wellenbewegungen auf heute ca. 4700 Wohnungen für rund 11000 Menschen. Mit diesem Wohnungsbestand ist die ABZ die grösste Wohnbaugenossenschaft der Schweiz und feierte 2016 ihr hundertjähriges Jubiläum. Dieser historische Anlass, welcher mit grossen Festlichkeiten gefeiert wurde, war auch Anstoss zum vorliegenden Forschungsprojekt „Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen“, beschäftigte sich die ABZ doch bei den Vorbereitungen zum Jubiläum intensiv mit der Frage, was denn genossenschaftliches Zusammenleben in der heutigen Zeit eigentlich bedeutet. In diesem Zusammenhang wurde auch der Strategieprozess ABZ 100+ lanciert, welcher in einem partizipativen Prozess gemeinsam mit den Mitgliedern, Mitarbeitenden und Bewohnenden folgender Frage nachging: „Was können wir heute tun, damit die ABZ auch im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens erfolgreich wirken kann?“⁶. Die ABZ befindet sich also in einer Phase der Neuorientierung, was Einfluss auf die strategische und operative Arbeit der ABZ-Gremien wie auch auf das alltägliche Zusammenleben in den einzelnen Siedlungen hat – dies wurde in unseren Untersuchungen immer wieder deutlich.

⁶<https://www.abz.ch/home/Ueber-uns/Strategie-ABZ-100/Strategieprozess-ABZ-101.html>



Abb.3 Siedlungsübersicht Allgemeine Baugenossenschaft Zürich ABZ

Allgemeine Baugenossenschaft Zürich ABZ (Stand November 2016)

Gründung 1916

Anzahl Siedlungen 59

Anzahl Siedlungskommissionen 31

Anzahl Wohnungen 4479

Anzahl Mitglieder 7400

Anzahl Bewohnende Rund 11'000

Organisationsaufbau Generalversammlung (GV), Vorstand, Mieter/innen- und Jahresversammlungen in den Siedlungen, 31 Siedlungskommissionen, Vertrauensleuteversammlung, Revisionsstelle, Albert-Hintermeister-Stiftung (Hilfsfond), Geschäftsstelle mit Bau- und Bewirtschaftung, Mitglieder und Wohnen (hierbei Soziales und ABZ-Kultur), Finanzen und Dienste sowie 4 Stützpunkte über die Stadt Zürich verteilt

4.2 Die Siedlungen in Oerlikon – Eine sozialräumliche Einbettung

Die fünf dicht aneinander gebauten ABZ-Siedlungen Oerlikon 1, Jasminweg 1 und 2, Goldregenweg und Oberwiesen liegen in Gehdistanz eingebettet zwischen dem Bahnhof Oerlikon im Nordosten und dem bewaldeten Käferberg im Südwesten. Direkt an die Siedlung angrenzend befindet sich die Kantonsschule Oerlikon mit Sportplätzen, ansonsten ist das Quartier geprägt durch Wohnsiedlungen und teilweise Kleingewerbe, zwei Strassen weiter nördlich beginnt die Industriezone.

Die zweistöckige Siedlung Oerlikon 1 aus den Achtzigerjahren ist dabei durch die vielbefahrene Regensbergerstrasse von den anderen vier ABZ-Siedlungen abgeschnitten. Die Siedlungen Goldregenweg und Oberwiesen sind klassische Reihenmehrfamilienhäuser der Nachkriegszeit, die in den letzten Jahren teilweise saniert wurden. Jasminweg 1 und 2 sind moderne, in zwei Etappen 2002 und 2011 fertiggestellte Ersatzneubauten – mit welchen die vorher dort gebauten kleinen Reiheneinfamilienhäuser ersetzt wurden. In den Siedlungen Jasminweg 1 und 2 finden sich neben der Wohnnutzung in den oberen Stockwerken zudem vielfältige gewerbliche und soziale Erdgeschossnutzungen.



Abb.4 Die fünf ABZ-Siedlungen in Oerlikon (Luftaufnahme von maps.geo.admin.ch)

- 1** Goldregenweg (1951/88/06)
- 2** Oberwiesen (1944/97)
- 3** Jasminweg 1 (2002)
- 4** Jasminweg 2 (2011)
- 5** Oerlikon 1 (1981)

Oberwiesen

Bautyp Zeilenbauten
Mehrfamilienhäuser 20
Wohnungen 108
Bezugsjahr 1944
Letzte Renovation 1997
Besonderes Laden

Goldregenweg

Bautyp Zeilenbauten
Mehrfamilienhäuser 4
Wohnungen 30
Bezugsjahr 1951
Letzte Renovation innen 1988
Besonderes Haus für Alleinerziehende

Oerlikon 1

Bautyp Zwei aneinandergebaute zweigeschossige Blockrandbebauungen
Mehrfamilienhäuser 8
Wohnungen 71
Bezugsjahr 1981
Besonderes Ateliers und Bastelräume
Durch Regensbergerstrasse von den anderen Siedlungen abgeschnitten

Jasminweg 1

Bautyp L-förmiger sowie rechteckiger Blockbau
Mehrfamilienhäuser 7
Wohnungen 67
Bezugsjahr 2002
Besonderes Vielfältige Erdgeschossnutzungen (Kinderkrippe, Massagesalon, Ateliers usw.)

Jasminweg 2

Bautyp L-förmiger Blockbau und freistehendes Mehrfamilienhaus
Mehrfamilienhäuser 6
Wohnungen 61
Bezugsjahr 2011
Besonderes Hausgemeinschaft, Stützpunkt ABZ, Gemeinschaftsraum für die ganze Siedlung

Im Zusammenhang mit dem 100-Jahr-Jubiläum der ABZ entstand auch die Publikation „RUNDUM ABZ, Allgemeine Baugenossenschaft Zürich 1916 – 2016“ (Banz et al. 2016) mit Rückblicken, Ausblicken und Portraits aller Siedlungen – darunter auch von den fünf in Oerlikon.

Die fünf Siedlungen weisen also sehr unterschiedliche Entstehungsgeschichten, Architekturen, Bausubstanzen und Wohnungstypen auf, was Einfluss auf Mietpreise, Bewohnerschaft und schlussendlich das Zusammenleben hat.

Als offizielle Vertretung der Bewohnerschaft der fünf Siedlungen (sowie der Siedlung

Birchstrasse, welche etwas abseits liegt und nicht Teil der Untersuchung war) gegenüber der ABZ fungiert die von den Bewohnenden gewählte Siedlungskommission SiKo, welche über ein eigenes kleines Budget verfügt, den Gemeinschaftsraum im Parterre vom Jasminweg 2 verwaltet sowie verschiedenste Aktivitäten in der Siedlung organisiert. Erwähnenswert ist zudem, dass sich einer der vier sogenannten Stützpunkte der ABZ ebenfalls in der Siedlung Jasminweg 2 befindet. Der Stützpunkt ist ein räumlich ausgelagerter Teil der Geschäftsstelle der ABZ, welcher Verwaltung und Unterhalt der Oerlikoner sowie der umliegenden Siedlungen organisiert. Somit sind Mitarbeitende der ABZ im Gegensatz zu den meisten anderen Siedlungen der ABZ in der Oerlikoner Siedlungen direkt ansprechbar, was die Kommunikationswege zwischen Bewohnenden und Mitarbeitenden vereinfacht.

4.3 Fallspezifische Fragestellungen und Vorgehen

4.3.1 Fragestellungen

Nebst der übergeordneten Fragestellung des Forschungsprojektes (siehe Kap. 1.3) wurde bei den Oerlikoner Siedlungen der ABZ zusätzlich auf folgende Fragestellungen fokussiert:

Wie wird Nachbarschaft auf Ebenen der Häuser, der Siedlungen und des Quartiers gelebt?

Was verstehen die Bewohnenden unter (genossenschaftlicher) Nachbarschaft?

Inwiefern besteht ein Austausch (Kontakte, Interaktionen usw.) unter den Siedlungen?

Inwiefern zeigt sich Engagement?

Wie integriert sich die Hausgemeinschaft in die Siedlung?

Wie funktioniert die Aktivierung einer Nachbarschaft mittels partizipativer Siedlungsanalyse? (siehe Exkurs 1)

Und auf Ebene der Gesamt-ABZ:

Wie manifestiert sich Nachbarschaft anhand der „kleinen Gesten“? (siehe Exkurs 2)

4.3.2 Vorgehen

Die Erhebungen in der ABZ erfolgten mit unterschiedlichen Forschungsmethoden. Um die Sicht der Bewohnenden zu erfassen wurden sechs *leitfadengeführte Haushalt-interviews* durchgeführt, bei welchen die Interviewpersonen unter anderem auch auf Siedlungsplänen ihre Bewegungen und Aktivitäten einzeichneten. Weiter unternahm das Forschungsteam *Begehungen* durch die Siedlung mit Fotos und nahm im Frühling 2015 an der Siedlungsversammlung teil. Um die Sicht von Vorstand und Geschäftsstelle zu erheben, wurde im Frühling 2016 ein *Gruppeninterview* mit sechs Mitgliedern aus Vorstand und Geschäftsstelle geführt, bei welchem sowohl die Entwicklung der Gesamt-ABZ als auch die Situation in den Siedlungen Oerlikon thematisiert wurden.

Ergänzt wurden die Erhebungen mit der *Analyse der „kleinen Gesten“*, welche im Rahmen des Jubiläums durch die ABZ gesammelt wurde (siehe Exkurs 2). Weiter war die Analyse einer partizipativen Siedlungsanalyse, welche die ABZ in den Oerlikoner Siedlungen durchführen wollte, angedacht. Die *Siedlungsforschung* konnte aber aus verschiedenen Gründen nicht durchgeführt werden, weshalb auch die Analyse hinfällig wurde, bzw. sich auf die Frage nach den Gründen für das Nichtzustandekommen verlagerte (Interview mit



Innenhof von Jasminweg 1 und 2 (oben und Mitte).
Siedlung Goldregenweg (unten).

einem Mitglied der Geschäftsstelle, siehe Exkurs 1). Weiter wurden Grundlagendokumente der ABZ wie Leitbild, Organigramm, Reglemente, Konzepte usw. konsultiert.

4.3.3 Kurzbeschreibung der befragten Haushalte

Betagte Frau ca. 90 Jahre, wohnt alleine

Wohngemeinschaft zwei Frauen ca. 35 Jahre und 25 Jahre, Kind ca. 3 Jahre, beide erwerbstätig

Junger Mann ca. 30 Jahre, erwerbstätig, wohnt alleine

Frau mit zwei Kindern ca. 40 Jahre, alleinerziehend, zwei jugendliche Kinder, erwerbstätig

Junge Mutter ca. 25 Jahre, alleinerziehend, ein Kleinkind und ein Kind, zurzeit nicht erwerbstätig

Paar ca. 60 Jahre, 2 erwachsene Kinder, beide erwerbstätig

4.4 Fallspezifische Erkenntnisse – Siedlungen Oerlikon (ABZ)

Im Folgenden werden einzelne Aspekte der fallspezifischen Erkenntnisse vorgestellt und diskutiert, es handelt sich hierbei um die Themenschwerpunkte Nachbarschaft und Kontakte, Einbettung Ersatzneubauten, Identifikationsebenen, Engagement sowie eine Analyse der ABZ als Organisation. Abgerundet werden die Erkenntnisse mit zwei Exkursen, einerseits zur geplanten aber nicht durchgeführten partizipativen Siedlungsanalyse sowie zur Sammlung der „kleinen Gesten“ im Rahmen des 100-Jahre Jubiläums.

4.4.1 Nachbarschaft und Kontakte in den Siedlungen Oerlikon

Ausgehend von der Fragestellung, inwiefern Kontakte innerhalb und zwischen den fünf benachbarten Oerlikoner-Siedlungen der ABZ (siehe Beschrieb unter 4.2) bestehen und wie Nachbarschaft in diesen Siedlungen gelebt wird, kann folgendes aus Sicht der Bewohnenden festgehalten werden: Die Kontakte reichen vom passiven Beobachten der Nachbarschaft über beiläufiges Grüßen, Gesprächen, kleinen oder grösseren Hilfeleistungen bis hin zu Freundschaften (vgl. auch Kapitel 8.1 *Nachbarschaft als Kontinuum*) und die meisten kennensich vom Sehen, wissen wer in etwa wo wohnt und sind „per du“ was mit Analogien zum „Dörflichen“ und mit einer gewissen Geborgenheit beschrieben wird. Auf Hausebene dominieren dabei das gegenseitige Grüßen und beiläufiges Plaudern das Zusammenleben.

„Nein, muss sagen, ich kenne fast alle also manchmal nur vom Sehen, oder?
Vom Ein- und Ausgehen, die meisten arbeiten auch, oder?“ (*Betagte Frau*)

Weiter wirkt die physische Nähe auf Hausebene fördernd in Bezug auf gegenseitige soziale Unterstützung, z.B. alltägliche kleine Gefälligkeiten oder auch nur das Wissen, dass man im Notfall schon bei den Nachbar/innen klingeln kann. Trifft dann wirklich ein Notfall ein, kann auf die Nachbarschaftshilfe gezählt werden.

„Eine ältere Italienerin wohnt hier unten, die lag morgens um Vier mal am Boden und ich ging sie aufnehmen, bis die Sanität kam.“ (*Frau mit zwei Kindern*)

Demgegenüber erfordern engere Nachbarschaftsinteraktionen oder Freundschaften, sei es auf Ebene Haus, Siedlung oder Quartier, eine bestimmte soziale Homogenität der Bewohner/innen: ähnliche Lebensphase und entsprechend ähnliche Interessen, ähnliche Zeitrhythmen und eine ähnliche Einstellung – gemäss der Redewendung „Gleich und Gleich gesellt sich gern“.

Unterschiedliche Lebensphasen und -stile oder Tagesrhythmen in der unmittelbaren Nachbarschaft führen dabei teilweise auch zu Konflikten oder Abgrenzung bzw. dienen als Begründung, warum gewisse Kontakte im selben Hauseingang oder in der Siedlung bzw. siedlungsübergreifend nur sehr oberflächlich sind.

„Hier sind sie entweder genervt, weil meine Kinder Lärm machen, oder sie können mir nicht helfen, weil sie von der Körperbelastung her schon älter sind.“ (*Junge Mutter*)

Kinder spielen generell eine stark integrierende und verbindende Rolle. So kommen auch Familien aus Oerlikon 1 über die Strasse auf den Spielplatz im Innenhof der Siedlung Jasminweg 1 und 2, was zumindest lose Kontakte ermöglicht. Dabei zeigt sich, dass erwerbstätige Erwachsene ohne Kinder Kontaktmöglichkeiten in der Siedlung vermissen und sich mehr Kontakte mit Gleichgesinnten in einer ähnlichen Lebensphase wünschen (siehe Kapitel 4.4.4. *Engagement*).

„Also ja, ich könnte mir vorstellen, dass, wenn es noch ein paar mehr Leute hat, die eher so meine Lebenssituation teilen, dass es dann vielleicht mehr Austausch gäbe. Aber es sind halt doch eher Familien und weniger kinderlose Paare oder kinderlose Personen so in meinem Alter.“ (*Junge Frau in Wohngemeinschaft*)

Selbstverständlich kommt es auch in den Siedlungen Oerlikon zu Konflikten im nachbarschaftlichen Zusammenleben. Genannt werden hier etwa klassische Waschküchenkonflikte, Lärmklagen wegen Saxophonüben oder Klagen von älteren Personen wegen Kinderlärm. Bei letztgenanntem Punkt wird von der jungen Mutter mit zwei Kindern bedauert, dass alle ihre direkten Nachbarn ältere Menschen sind, sie mit ihren zwei lebendigen Kindern überhaupt nicht ins Haus passen würde und lieber in einem anderen Hauseingang mit mehreren Familien mit Kindern wohnen würde. An diesem Beispiel zeigt sich, wie anspruchsvoll und gleichzeitig wichtig eine reflektierte kleinräumige soziale Durchmischung (oder eben Homogenität) ist, sei das in Bezug auf die Altersdurchmischung oder anderen soziostrukturellen Merkmalen.

4.4.2 Einbettung Ersatzneubauten Jasminweg 1 und 2 sowie Aussenraumgestaltung

Die sozialräumliche Anbindung von Ersatzneubauten in bestehende Siedlungs- oder Quartierstrukturen bedarf sensibler Vorgehensweisen und gut durchdachter räumlicher wie sozialer Konzepte. Die beiden Siedlungen Jasminweg 1 und 2 (etappierte Ersatzneubauten, welche 2002 und 2011 fertiggestellt wurden) scheinen – darauf lassen die Haushaltsinterviews wie auch das Gruppeninterview mit Geschäftsstelle und Vorstand und die Beobachtungen schliessen – gut in die alte Quartierstruktur eingebunden.

„Aber ich habe den Eindruck, also einfach vom Beobachten her ist es immer mehr belebt jetzt hier. Am Anfang war es ziemlich steril und jetzt sind auch die Bäume, die Bäume hier sind schon grösser und hier auch!“ (*Frau mit zwei Kindern*)

Entsprechend sind in den Interviews kaum Ausdrücke (Narrative), welche auf soziokulturelle oder sozialräumliche Gefälle zwischen neu und alt verweisen würden, zu finden. Dies ist auf folgende Gründe zurückzuführen, wie sich in den Haushaltsinterviews herauskristallisierte. Die Öffentlichkeit der Aussenräume, der Platzcharakter des Innenhofs, der Stützpunkt der ABZ als Anlaufstelle sowie der Gemeinschaftsraum betonen die Zentrumsfunktion der beiden neuen Siedlungen. Die Aussenräume beim Jasminweg 1 und 2 werden von den Anwohnenden der älteren Liegenschaften, wie auch von den Bewohnenden vom Jasminweg selbst genutzt und geschätzt – hierbei wirken die Spielplätze als stark integrierender Faktor für Kinder und ihre Eltern über alle Siedlungen hinweg.

„Und vor allem hat es eigentlich fast immer Kinder draussen, also wenn einmal langweilig ist, kann man einfach mal raus gehen, und dann sieht man so wer draussen ist. Und es ist auch ziemlich cool also früher fand ich es auch immer cool, Räuber und Poli zu spielen, weil man sich hier – es hat viele Orte, um sich zu verstecken.“ (*Jugendlicher Sohn von Frau mit zwei Kindern*)

Beklagt werden jedoch teilweise fehlende Nischen und Gestaltungsmöglichkeiten für die Bewohnenden im Aussenraum.

Wichtig für die Integration sind auch die sozialen Institutionen und Kleingewerbe im Erdgeschoss in den neuen Liegenschaften wie die Kindertagesstätte, das Zentrum ELCH „für Eltere und Chind“ oder ein Fusspflege- und Massagestudio. Folgende Zitate belegen, dass die Aussenräume und der Gemeinschaftsraum von verschiedenen Gruppen genutzt und geschätzt werden.

„Also ich sehe einfach mehr, es gibt ja einen gemeinsamen Raum dort, also einen Gemeinschaftsraum, wo alle ein bisschen zusammen sind. Und dann gibt es auch viele Events, Frühstück, Abendessen. Da bringen alle Leute was mit, das habe ich einfach gesehen als ich dran vorbei gelaufen bin. Da kommen glaube ich wirklich fast alle und das ist glaube ich dann in dem Moment ist es eine sehr familiäre Stimmung denke ich.“ (*Junger Mann*)

Der Zentrumscharakter bringt jedoch auch ein gewisses Konfliktpotential mit sich. So wird der Innenhof z.B. regelmässig von Schüler/innen der angrenzenden Kantonsschule oder von anderen Quartierbewohnenden genutzt was teilweise zu Littering oder Lärm führt.

„Jetzt ist nicht viel unten, sonst hat es jeweils so ziemlich Ware unten. Es sind nicht immer nur Schüler! Es hat natürlich auch von uns hier ein paar die zusammen mit einer Pizza und dann lässt man es einfach liegen. Aber wissen Sie, ich staune manchmal nicht, ich habe es selbst erlebt, eine Mutter mit zwei Knaben, Büchsen fallen lassen, dann habe ich gesagt nehmt die mit!“ (*Betagte Frau*)

Im Gruppeninterview mit Mitgliedern von Vorstand und Geschäftsstelle wird die gelungene Integration ebenfalls betont und auch auf den funktionierenden Austausch zwischen den beiden Siedlungen Jasminweg 1 und 2 wird verwiesen. Es bestehe aber die Gefahr, so ein Teilnehmer im Gruppeninterview, dass die älteren Siedlungen Oberwiesen und Goldregenweg und v.a. Oerlikon 1 auf der anderen Strassenseite etwas abgehängt werden und sich der Fokus aller Aktivitäten auf die neuen Siedlungen legt.



Spielende Kinder in der Siedlung Oberwiesen (oben)
Balkone Jasminweg 1 (unten)

„Was ich festgestellt habe mit dem Ersatzneubau mit den zwei Etappen ist quasi wie eine Verschiebung hat dort stattgefunden [...] Also die Siedlungskommissionsleute kommen heute eigentlich aus dem Ersatzneubau [...] es ist wie ein Kern jetzt in dem Jasminweg [...] und dass eigentlich dort das Leben stattfindet. Und die anderen eher, ein paar kommen noch dazu, aber eigentlich dort das eher lahm. [...] es gibt keine eigene Identität in Oerlikon 1 eigentlich. Oder auch Goldregen, das gibt es nicht mehr. Goldregen Oberwiese. *(Gruppeninterview)*“

In den Haushaltsinterviews wird das zwar nicht explizit als Problem beschrieben, es zeigt sich jedoch, dass es innerhalb der älteren Siedlungen wenig formalisierter Austausch gibt, informelle Nachbarschaftshilfe aber durchaus vorhanden ist.

4.4.3 Verschiedene Identifikationsebenen und Einbindung der Hausgemeinschaft

Auf verschiedenen Ebenen stellt sich die Frage der Identifikation in den Oerlikoner Siedlungen. Hier fallen die Wahrnehmung und die Einschätzungen sehr unterschiedlich aus. Dies beginnt mit den Begrifflichkeiten, so gibt es beispielsweise von Seite ABZ keine einheitliche Bezeichnung über alle Siedlungen hinweg – der Begriff „Oerlikoner Siedlungen“ ist eher eine Hilfskonstruktion für das vorliegende Forschungsprojekt – auf der Homepage sind die einzelnen Siedlungen unter ihrem jeweiligen Namen aber nicht als übergeordnete Einheit aufgeführt. Teilweise wird in den Haushaltsinterviews auch vom „Quartier Oerlikon“ gesprochen, wobei nicht immer klar ist, ob damit nur die ABZ-Siedlungen gemeint sind oder auch die umliegenden Siedlungen. Entsprechend wird auch die Bezugsebene und dadurch der Radius von Kontakten und Engagement unterschiedlich in den Haushaltsinterviews beschrieben, so werden Hauseingang, Siedlung, Gesamtsiedlung (alle fünf Siedlungen) und die ABZ als Gesamtorganisation als Bezugsebene genannt, wobei es immer wieder Unklarheiten gibt.

„Ja, also ich habe gar nicht gewusst, dass eigentlich die, also wo die Siedlungen von der ABZ überall sind [...] ich habe immer nur gedacht der Block oder so, oder vielleicht noch das da drüben, aber ich muss sagen, ich habe mich nicht so richtig informiert. Erst jetzt so, wo ich selbst ein bisschen Wohnungen suche, und vielleicht gerne in der ABZ bleiben würde. Weil also, checke ich so, wo überall die Siedlungen sind.“ *(Frau mit zwei Kindern)*

Hier zeigt sich eine Problematik, die sich auch bei anderen Genossenschaften mit mehreren Siedlungen auftat, dass nämlich geographisch und organisatorisch grössere Einheiten als abstrakt und alltagsfern wahrgenommen werden und teilweise zu einem Bezugsverlust führen können. Hier stellt sich für die ABZ die Herausforderung, wie eine Identifikation und damit auch ein Engagement sowohl für die Gesamtorganisation ABZ, die Gesamtsiedlung Oerlikon oder einzelne Siedlungen, wie auch für die unmittelbare Nachbarschaft z.B. im selben Hauseingang geschaffen werden kann. Im Gruppeninterview wurde denn auch die Frage, ob es ggf. kleinere Bezugseinheiten (beispielsweise je eine eigene Siedlungskommission pro Siedlung) bräuchte, kontrovers diskutiert.

Person 1 „Weil für uns ist das ganz wichtig [...] wir haben diese dreissig Siedlungskommissionen sage ich jetzt mal, wir haben die fünfzig Siedlungen, wir haben vier Stützpunkte. Das sind alles unterschiedliche Zahlen, unterschiedliche Dimensionen. Wo fängt es an zu funktionieren?“

Person 2 „Für mich fängt diese Frage aber hintendran noch im Haus an. Also was wir angefangen haben bei Neuvermietungen, dass wir die Hausapéros machen, dass wir probieren wie Impulse in die Häuser reinzugeben [...] wie können wir noch in den einzelnen Häusern mehr Impulse Nachbarschaften, Mitwirken, weisst du das Bewusstsein das du gesagt hast, mehr dort reingeben? Weil die These ist, dass eigentlich die Genossenschaft im Haus anfängt, die kleinste Einheit. Wenn du es dort gut hast, dann fängst du dich vielleicht an zu engagieren.“ (*Gruppeninterview*)

Strategisch zielt die längerfristige Planung der ABZ (zumindest auch) auf die Stärkung der siedlungsübergreifenden Interaktionen. So ist gemäss Aussage im Gruppeninterview der Platz südlich vom Jasminweg 2 (zugänglich vom Gemeinschaftsraum) für die Zukunft bereits als Quartierplatz für die längerfristig anstehenden Ersatzneubauten Oberwiesen und Goldregen angedacht.

„Weil man hat den Platz hintendran mit dem Gemeinschaftsraum so geschaffen, dass man eigentlich wie einen Bogen schlagen kann dann, wenn das mal ersetzt wird auf der anderen Seite. Also dass dann dort eigentlich wie ein Quartierplatz entstehen könnte. Einfach nur, dass man das versteht. Das war auch so das Denken, hey was kommt in der nächsten Etappe? Vielleicht auch Ende zwanziger Jahre oder wann auch immer, wenn dann Goldregen, Oberwiesen ersetzt wird.“ (*Gruppeninterview*)

Dies entspricht dem Radius der Siedlungskommission, welche für alle sechs Siedlungen (inkl. Siedlung Birchstrasse) zuständig ist – wobei ein Grossteil der aktiven Personen in der Siedlungskommission aus den Neubauten Jasminweg 1 und 2 stammen. Hier gibt es in den Haushaltsinterviews jedoch Hinweise darauf, dass kleinräumigere Strukturen dem Alltagsleben und dem Bewegungs- und Identifikationsradius der Bewohnenden eher entsprechen würden.

Im Jasminweg 2 wurde mit der generationenübergreifenden Hausgemeinschaft (Familien, Paare und WGs verfügen nebst ihren Wohnungen über einen Gemeinschaftsraum im Parterre) eine weitere Bezugsebene geschaffen. Die von der ABZ initiierte und nach längerem Bewerbungsverfahren 2011 bezogene Hausgemeinschaft mit 16 Wohnungen soll die Frage beantworten, ob eine solche Hausgemeinschaft Austausch und Engagement fördern und dadurch auch Impulse für die gesamte(n) Siedlung(en) ausstrahlen kann. Die Frage wird fünf Jahre nach Bezug im Gruppeninterview mit Mitgliedern von Vorstand und Geschäftsstelle bejaht. So wird die Hausgemeinschaft nicht als abgeschlossener Mikrokosmos wahrgenommen und die Bewohnenden sind überdurchschnittlich engagiert – sowohl für die Hausgemeinschaft wie auch für die ganze Siedlung (z.B. Engagement in der Siedlungskommission). Dieser Befund muss insofern jedoch kritisch betrachtet werden, als für die Hausgemeinschaft explizit auch Menschen gesucht wurden, die sich für ein gemeinschaftliches Zusammenleben einsetzen wollen. Alleine die Organisationseinheit „Hausgemeinschaft“ ist wohl kein hinreichender Faktor für gemeinschaftliches Engagement, unterstützt dieses aber offenbar.

Die Rolle der Hausgemeinschaft war in den Haushaltsinterviews kein oder nur am Rande ein Thema, sodass der Befund aus dem Gruppeninterview aus Sicht der Bewohnenden weder bestärkt noch widerlegt werden kann. Im Interview mit einem Haushalt der Hausgemeinschaft wurde der siedlungsübergreifende Kontakt jedoch bestätigt und

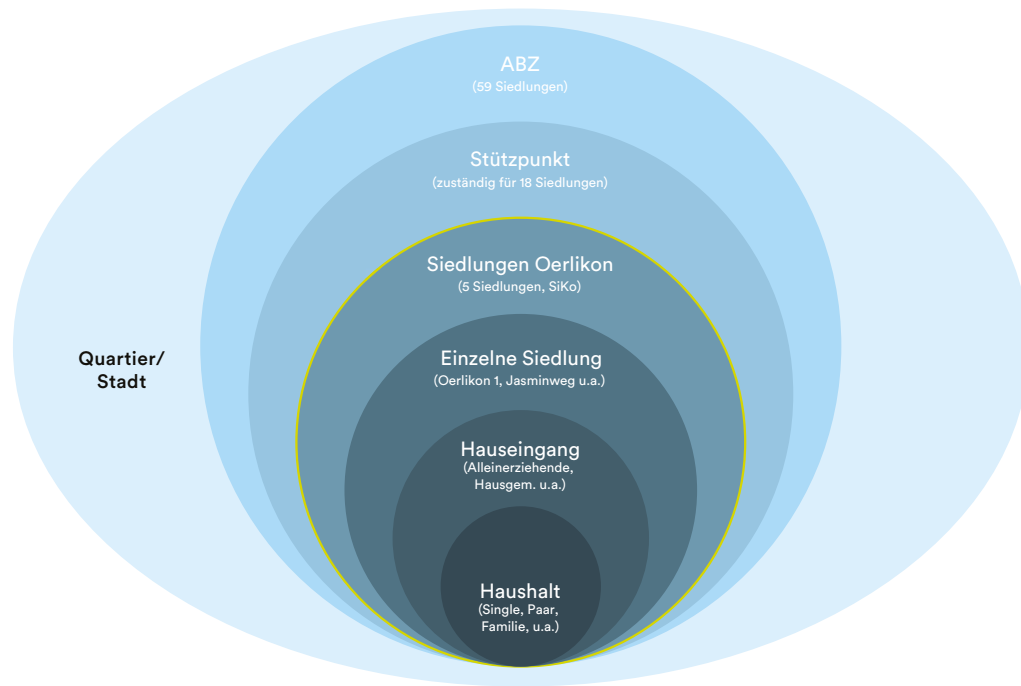


Abb. 5 Die sechs Identifikationsebenen in den Siedlungen Oerlikon der ABZ (eigene Darstellung)

gleichzeitig der Wunsch geäußert, innerhalb der Hausgemeinschaft verbindlichere Strukturen (z.B. gegenseitige Nachbarschaftshilfe inkl. Pflegeleistungen) zu etablieren, was aber nicht für alle Mitglieder der Hausgemeinschaft ein Bedürfnis zu sein scheint. Hier kommt erschwerend hinzu, dass die Hausgemeinschaft über zwei Hauseingänge erschlossen ist, was Kommunikation und eine gemeinsame Identifikation erschwert.

Eine ähnliche Grössendimension wie die Hausgemeinschaft weist das Haus für alleinerziehende Eltern am Goldregenweg auf. Acht Kleinfamilien (sieben alleinerziehende Mütter und ein Vater) verfügen je über eine eigene Wohnung und im Parterre über einen Gemeinschaftsraum. Eine ähnliche Lebenslage, ein gemeinsam organisierter Kinderhütendienst, räumliche Nähe und der Gemeinschaftsraum bieten die Möglichkeit für einen engeren Austausch.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass es innerhalb der Oerlikoner Siedlungen fünf verschiedene Bezugsebenen für die Bewohnenden gibt, welche durch eine weitere Ebene in Form des Stützpunktes der ABZ (stellvertretend für die Gesamtorganisation ABZ) zusätzlich überlagert wird. Die unterschiedlichen Ebenen können sich betreffend Austausch und Engagement gegenseitig positiv beeinflussen (z.B. Mitglieder Hausgemeinschaft engagieren sich auch in Siedlungskommission) aber auch lähmen, da teilweise eine klare und alltagsnahe Identifikationsebene fehlt.

4.4.4 Engagement

Die Begegnungs- und Freizeitangebote (Anlässe, Aussenraumgestaltung, Gemeinschaftsräume) sind stark auf Kinder sowie ältere Personen ausgerichtet. In den Haushaltsinterviews zeigt sich, dass sich Personen im erwerbsfähigen Alter von vielen der bestehenden Angebote nicht angesprochen fühlen.

„Es gibt unten so eine Anschlagstafel wo immer die aktuellen Festivitäten ausgeschrieben sind und auch wenn man sich irgendwie beteiligen möchte, Kuchen backen oder irgendeinen Dienst übernehmen, aber das ist jetzt weniger meins.“ (*Junge Frau in Wohngemeinschaft*)

Von traditionellen Veranstaltungen fühlen sich Neuzugezogene oder jüngere Bewohner/-innen teilweise nicht angesprochen, während die Teilnahme an der Generalversammlung oder am Genossenschaftsfest für die Alteingesessenen eine Selbstverständlichkeit und ein Anlass „um sich zu sehen“ ist. Formelle und fixe Angebot und Anlässe sind dabei oft nicht in den Alltag von Erwerbstätigen integrierbar.

„Eigentlich wäre Engagement angesagt, oder? Und da habe ich manchmal auch ein wenig ein schlechtes Gewissen, weil ich einfach noch nicht so viel machen kann jetzt, also ich habe es nicht mal an die letzte Versammlung geschafft.“ (*Frau mit zwei Kindern*)

Auch zeigte sich, dass die Bewohnenden potentiell zu mehr (eher informellem und spontanem) Engagement bereit wären, es dazu aber einen adäquaten Anstoss von aussen bzw. inszenierte Gelegenheiten für den Kontaktaufbau bräuchte. Vor allem bei erwerbstätigen Eltern stellt sich zudem immer wieder die Frage nach den zeitlichen Ressourcen.

„Ich glaube ich bin echt nicht so die Zielgruppe in Wahrheit von dieser Genossenschaft, weil eine Freundin hat mir erzählt, die eben immer wieder so Konzerte, also die haben so einen Keller, so einen Gemeinschaftskeller, und da machen halt die Jüngeren dann auch mal ein Konzert von irgendeiner befreundeten Band und natürlich macht man dann Bierdienst oder räumt irgendwie zum Schluss auf.

Das würde ich auch noch machen. Aber dieses Kaffee und Kuchen und Grillieren und ah ja, schön ist das Wetter, das ist nicht so meins.“

(Junge Frau in Wohngemeinschaft)

Hervorzuheben ist hierbei, dass sich in den Haushaltsinterviews eine grosse Dankbarkeit gegenüber der ABZ ausdrückte. Im Sinne eines „Gebens und Nehmens“ sind viele Interviewpartner/innen bereit, der ABZ in irgendeiner Form etwas dafür zurückzugeben, dass die ABZ einem eine bezahlbare Wohnung, langfristige Wohnsicherheit und teilweise soziale Eingebundenheit bieten kann. So wird die Erwartungshaltung von Seiten der ABZ für Engagement sehr wohl wahrgenommen und grundsätzlich auch begrüsst, sofern sie auf freiwilliger Basis bleibt und keinen „Zwangsscharakter“ annimmt.

Nebst dem, dass schon unterschiedliche Formen von Nachbarschaftshilfe gelebt werden (vom Türe aufhalten bis hin zum Stützstrümpfe wechseln) werden auch verschiedene Wünsche bzw. Ideen für Austausch- und Engagementmöglichkeiten genannt wie beispielsweise ein Gemeinschaftsgarten, ein Partykeller, Auto- oder Parkplatzharing, ein Tanzkurs mit Hütedienst, Feste mit Gleichgesinnten (junge Erwachsene ohne Kinder) u.a.

Zu diesem Thema entbrannte im Gruppeninterview mit Mitgliedern aus der Geschäftsstelle und dem Vorstand eine Diskussion, inwiefern man Engagement, welches in erster Linie auf „egoistischen“ Motiven basiert (z.B. „ich will gemeinsam mit anderen Spass haben und brauche dafür einen Partykeller“) von Seiten der ABZ unterstützt werden soll oder eben nicht, da es ja nicht in erster Linie einem Gemeinwohlgedanken folgt. Ein gewichtiges Argument war hierbei, dass in einem ersten „egoistisch“ motivierten Engagement ein Potential für ein längerfristiges Engagement für die ganze Siedlung oder sogar für die Gesamt-ABZ liegt, so dass auch die Initiative für einen Partykeller unterstützt und potentiell Engagement für die Gemeinschaft nicht schon im Keim erstickt werden sollte.

„Weil ich sage immer, du wirst nicht als Genossenschaftler geboren sondern sozialisiert. Meistens fängt es mit der eigenen Betroffenheit an und du wächst nachher rein auch ins andere. Und darum ist eben genau wenn man am Anfang quasi Leute, auch wenn sie ein egoistisches Motiv haben, abgeklemmt werden, ich sage es jetzt so, dann gehen uns auch Ressourcen allenfalls verloren weil dann die Motivation nicht mehr da ist.“ *(Gruppeninterview)*

4.4.5 Organisation und Strukturen der ABZ

Die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich ist ein mittelgrosses Unternehmen mit 74 Mitarbeiter/innen auf der Geschäftsstelle bzw. den Stützpunkten und 86 Mitarbeiter/innen im Nebenamt. Hinzu kommen fünf Lernende sowie 31 Siedlungskommissionen mit rund 200 ehrenamtlich tätigen Mitgliedern sowie zahlreichen freiwilligen Helfer/innen in den einzelnen Siedlungen (Gemäss Homepage www.abz.ch, Stand Januar 2016). Die Geschäftsstelle hat sich in den letzten Jahrzehnten professionalisiert und weist die drei Bereiche Bau und Bewirtschaftung, Mitglieder und Wohnen sowie Finanzen und Dienste mit jeweils in ihrem Fachgebiet spezialisierten Mitarbeiter/innen auf. 1994 richtete die

ABZ eine Abteilung für Mieter- und Sozialberatung ein, die heute den Namen *Soziales und ABZ-Kultur* trägt und ihren Auftrag folgendermassen sieht:

„In den ABZ-Siedlungen pflegen die Bewohnerinnen und Bewohner eine lebendige Nachbarschaft. Durch ihren Einsatz und ihre Ideen entwickelt sich die Genossenschaft weiter. Wir bieten unseren Bewohnerinnen und Bewohnern soziale Sicherheit und fördern die Wohn- und Lebensqualität in den Siedlungen. Als Abteilung *Soziales und ABZ-Kultur* sind wir mitverantwortlich, diesen Auftrag umzusetzen. Basierend auf unseren Werten setzen wir uns für eine gute Zusammenarbeit zwischen den Mitarbeitenden und Nebenamtlichen der ABZ, den Siedlungskommissionen und weiteren freiwillig Engagierten in den Siedlungen ein.“ (*Flyer auf Homepage www.abz.ch*)

Anhand der Abteilung *Soziales und ABZ-Kultur* lässt sich aufzeigen, dass sich die ABZ nach der Professionalisierung in den Bereichen Bau und Verwaltung in den letzten Jahren vermehrt auch wieder dem sozialen Zusammenleben in den Siedlungen widmete. Dass sich die ABZ dabei in einer Umbruchphase befindet kam im Gruppeninterview deutlich zum Ausdruck. Mit dem 100-jährigem Jubiläum 2016 und dem partizipativ angelegten Strategieprozess ABZ 100+ werden Suchbewegungen deutlich bezüglich der Frage, was denn die Genossenschaft ABZ heute ausmacht und in welche Richtung sie sich weiterentwickeln will.

„Also es ist noch spannend die Frage, steht man quasi vor einem Umbruch oder ist man, ist man quasi soweit? Das kann man nicht einfach so sagen, sondern das ist wie ein schrittweises Entwickeln das alle Seiten des Systems braucht am Schluss. Was ich jetzt sehe ist einfach, dass in den nächsten fünf, zehn Jahren organisationale Umbrüche auf uns zukommen werden. Da müssen wir Schritte machen. Da hinken wir hinterher. Und das ist auch wieder, das System muss reif werden das zu machen. Das heisst das ist Dialog.“ (*Gruppeninterview*)

Die Gesamtorganisation wird hierbei sowohl von Bewohnenden wie auch von den Mitarbeitenden als (sehr) gross empfunden und eine Identifikation mit der Gesamt-ABZ scheint v.a. den Bewohnenden nicht immer leicht zu fallen. Eine entscheidende Frage, die sich hierbei herauskristallisierte ist, inwiefern das professionalisierte Dach ABZ Aufgaben und Kompetenzen an kleinere Einheiten und damit oftmals auch an weniger professionalisierte Gremien, wie z.B. an einen ehrenamtlich organisierten Hausverein oder an die Siedlungskommission, abgeben will und kann. Im Gruppeninterview wurde deutlich, dass der Wille in Vorstand und der Geschäftsstelle grundsätzlich vorhanden ist, neue Modelle in diese Richtung weiterzuentwickeln. Gesucht wird, das wird im Gruppeninterview deutlich, nach einem Grundmodell, welches für alle Siedlungen adaptierbar und mit einem personell und finanziell vertretbarem Aufwand umsetzbar wäre. Deutlich wurde auch, dass es hierfür einen Kulturwandel in der Zusammenarbeit der verschiedenen Abteilungen der Geschäftsstelle und Stützpunkte bräuchte, da vermehrt interdisziplinäre und integrale Ansätze gefragt wären. Dieser Kulturwandel sei im Gange – eine klare und von allen mitgetragene Zielsetzung betreffend Partizipation der Bewohnenden und entsprechenden Umsetzungsinstrumenten seien jedoch noch ausstehend.

Ein solches Modell scheint jedoch äusserst anspruchsvoll, dies in Anbetracht, dass jede Siedlung eine unterschiedliche Kultur, andere bauliche Voraussetzungen und v.a. eine

sehr unterschiedliche Bewohnerschaft hat. Dass ein starres Partizipationsmodell nicht über alle Siedlungen gestülpt werden könne, sondern den Ressourcen der Bewohnenden angepasst werden müsse, wurde auch im Gruppeninterview betont. So würde z.B. das Partizipationsmodell vom Kraftwerk oder von der Kalkbreite mit stark ausgebauten Kompetenzen der Bewohnenden (siehe Kapitel 7) längst nicht in allen ABZ-Siedlungen funktionieren, da die entsprechenden Ressourcen in der Bewohnerschaft oftmals fehlen (z.B. Sprachkenntnisse, Bildung, Erfahrung in partizipativen Prozessen, Zeit, Finanzen, intrinsische Motivation für Engagement usw.). In den rund fünfzig Siedlungen je ein individuelles Modell umzusetzen sei jedoch aus Ressourcengründen von Seiten der Geschäftsstelle und des Vorstands nicht leistbar, also sei hier ein einheitliches aber doch sehr flexibles System gefragt.

„Bei der Bewirtschaftung haben wir es immer wieder gesehen, an dem müssen wir noch arbeiten und das ist für mich der Kern von dem wo wir uns noch entwickeln müssen, dass wir diese Toolbox schaffen, wo wir die neue Art von Engagement mit der Verwaltung zusammenbringen und noch nicht so wie es, ein Kraftwerk oder eine Kalkbreite kann im Einzelfall, weil dort kann man immer wieder alles schön justieren, nein wir müssen etwas Replizierbares schaffen. Wir müssen etwas das wir über all die fünfzig Siedlungen oder dreissig SiKos hinweg replizieren können und quasi managebar machen. Und das ist eine spannende Aufgabe, daran müssen wir arbeiten.“ (*Gruppeninterview*)

4.4.6 Exkurs 1: Partizipative Siedlungsanalyse

Ursprünglich war in den Siedlungen Oerlikon eine durch die ABZ moderierte partizipative Siedlungsanalyse, in Anlehnung an die von der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit (HSLU – SA) entwickelte „REPLY-Methode“ aus Quartierentwicklungsprozessen, geplant. Ziel dieser Methode ist es, einerseits wichtige Themen und Anliegen der Siedlungsbewohnenden in Erfahrung zu bringen und andererseits die Bewohnenden zu vernetzen und die Nachbarschaft zu aktivieren. Hierfür versuchten die zwei verantwortlichen Personen bei der ABZ auf verschiedenen Wegen (Schriftlich, über die Siedlungskommission, Standaktion, Präsenz jeweils am Donnerstag vor Ort im Aussenraum) motivierte „Siedlungsforscher/innen“ zu finden, die dann nach einer Schulung andere Siedlungsbewohner/innen zu ihrem Wohlbefinden und ihren Anliegen für die Siedlung befragt hätten. Die Resultate dieser Siedlungsforschung wäre an einem öffentlichen Anlass präsentiert und Personen für Arbeitsgruppen gesucht worden, um einzelne Themen weiter zu bearbeiten.

Die partizipative Quartieranalyse wurde an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit für integrale Quartierentwicklungsprozesse konzipiert (vgl. Peter 2005). Untenstehend finden sich die wichtigsten Elemente der REPLY-Methode.

Die fünf Prinzipien von REPLY

- 1. Resources:** gezielte Nutzung vorhandener Ressourcen im Quartier; breite Abstützung.
- 2. Empowerment:** Vermitteln neuer Kompetenzen, Übertragen von Verantwortung.
- 3. Participation:** Einbezug des lokalen Wissens fördert Qualität späterer Massnahmen.
- 4. Learning:** Aneignen neuer Kompetenzen Entwicklung neuer Sichtweisen, Knüpfen neuer Kontakte.
- 5. Inquiry:** Aneignen der Lebenswelt und forschende Auseinandersetzung mit dem Quartier; Erschliessen des Ideen- und Veränderungspotenzials.

Erkenntnisse und Wirkungen

REPLY...

- ...führt zum Aufbau von Kontakten, Gruppen und Vernetzungen im Quartier.
- ...bezieht vorhandene Ressourcen ein.
- ...ermöglicht Lernprozesse im Quartier und fördert die Quartieridentität.
- ...ist eine Verhältnismässig kostengünstige Methode mit erheblichem Mehrwert.
- ...legt eine solide Basis für eine längerfristige Quartierentwicklung.....
- ...muss in einen grösseren Quartierentwicklungsprozess integriert sein.
- ...braucht ein politisches Commitment.
- ...muss nach der Entwicklung der Massnahmen in der Umsetzungsphase weiter begleitet werden.

Die Siedlungsanalyse kam jedoch aus unterschiedlichen Gründen, die in der Folge ausgeführt werden, nicht zustande. Überlegungen für Anwendungen in anderen Siedlungen sollen aber nachfolgend trotzdem skizziert werden.

Das Forschungsteam der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit führte im Herbst 2015 mit einer der beiden zuständigen Personen aus der Geschäftsstelle der ABZ ein Interview über den Abbruch der Aktion. Die Auswertung des Gesprächs bildet die Basis für untenstehende Erkenntnisse, welche im Fazit nochmals verdichtet werden:

a. Unklare Kommunikation zwischen ABZ und HSLU – SA

Da es in der Geschäftsstelle der ABZ personellen Wechsel sowie einen Wechsel der Zuständigkeiten für die partizipative Siedlungsanalyse gab und dabei die Kommunikation ABZ-intern aber auch zwischen der ABZ und dem Forschungsteam der HSLU – SA Lücken aufwies, war beiden Seiten zeitenweise nicht klar, wer nun welche Ziele und Aufgaben mit welcher Priorität verfolgt und welche Rollenteilung zwischen der ABZ und der HSLU – SA vereinbart war. Diese Unklarheiten führten gelegentlich zu Verunsicherung bei Zielsetzung und Vorgehen.

b. Komplexe Überlagerung von zwei „Forschungsprojekten“

Aus Sicht des HSLU – SA Teams war die partizipative Siedlungsanalyse eine von mehreren möglichen Aktivierungsmethoden für Nachbarschaften und sollte für das vorliegende KTI-Forschungsprojekt anhand der Oerlikoner Siedlungen auf einer Metaebene analysiert und ausgewertet werden. Die beiden „Forschungsprojekte“ (partizipative Siedlungsanalyse als Aktivierungsmethode und das übergeordnete KTI-Forschungsprojekt) führten somit sowohl bei ABZ-Mitarbeitenden wie auch bei Bewohner/innen der Oerlikoner Siedlung zu Verwirrung, da nicht immer klar war, für welches Forschungsprojekt man nun seine Nachbar/innen interviewen sollte und wer dies mit welchen Zielsetzungen und Methoden dann auswertet. Hier wäre in der Kommunikation also eine klarere Unterscheidung der beiden „Forschungsprojekte“ zielführend gewesen.

c. Knappe Ressourcen ABZ-Team

Nebst personellem Wechsel in der Abteilung Soziales und ABZ-Kultur liefen die Vorbereitungen für das 100-Jahr-Jubiläum der ABZ auf Hochtouren, was viele Ressourcen band. Zudem ist die oben erwähnte Abteilung nicht nur für die Oerlikoner Siedlungen zuständig, sondern für alle 60 ABZ-Siedlungen, was bedeutete, dass die Mitarbeitenden nur punktuell vor Ort in den Oerlikoner Siedlung sein konnten.

d. Top down und keine unmittelbare Betroffenheit

Bei den Kontakten zwischen den Mitarbeitenden der Abteilung Soziales und ABZ-Kultur und Bewohnenden, die sich bei Standaktionen, durch Präsenz in der Siedlung oder via der Siedlungskommission ergaben, wurde deutlich, dass es offenbar keine brennenden Themen oder grössere Konflikte in den Siedlungen Oerlikon gab, für deren Bearbeitung sich Bewohnende unmittelbar einsetzen wollten. So geschah die Initiierung der partizipativen Siedlungsanalyse auch auf Anstoss von Seiten der Geschäftsstelle der ABZ und war nicht eine Reaktion auf einen Impuls aus der Siedlung – offenbar fehlte also eine unmittelbare Betroffenheit bzw. ein konkreter Leidensdruck, um seitens Bewohner/innen aktiv etwas verändern zu wollen.

Trotzdem wurden die Standaktionen und die bilateralen Gespräche mit den Mitarbeitenden der ABZ von den Bewohnenden geschätzt und es wurde auch Bereitschaft signalisiert, in Arbeitsgruppen mitzuarbeiten, sofern sich entsprechende siedlungsrelevante Themen herauskristallisieren würden. Möglichen Themen wurden in den Gesprächen zwar teilweise angetönt (siehe Auswahl unten) – offenbar fehlte aber die nötige Brisanz für die betreffenden Personen, als dass sie unmittelbaren Handlungsbedarf sahen:

Umgestaltung Gemeinschaftsraum

Neubewohner/innen-Begrüssung

Kunstwerk im Innenhof Jasminweg

Abfall von Kantischüler/innen und ökologische Themen

Vermietungspraxis der ABZ

(Wer sind die richtigen Genossenschafter/innen bzw. Nachbar/innen?)

Wenig Austausch unter den verschiedenen Oerlikoner Siedlungen

Nebst der fehlenden Betroffenheit kam weiter erschwerend hinzu, dass die Siedlungskommission Oerlikon einerseits in den Prozess miteingebunden werden wollte (was von Seiten ABZ-Geschäftsstelle auch sehr erwünscht war), gleichzeitig aber die benötigten

Ressourcen für einen zeitaufwändigen Prozess nicht ehrenamtlich bereitstellen konnte, was diesen teilweise verzögerte. Hier zeigte sich eine Herausforderung, welche die Mitarbeitenden der ABZ auch aus anderen Siedlungen kennen, nämlich, dass es zu konkurrierenden Rollen zwischen ehrenamtlichen, weitgehend autonomen Gremien in den Siedlungen (SiKo) und professionellen Mitarbeitenden von der Geschäftsstelle (Abteilung Soziales und ABZ-Kultur) kommen kann.

e. Siedlungsgrösse eher zu klein

Möglicherweise waren die Siedlungen Oerlikon für eine partizipative Siedlungsanalyse zudem eher zu kleinräumig. Die Motivation, seine genossenschaftlichen Nachbar/innen kennenzulernen, wäre eventuell in einer etwas grösseren Siedlung oder einem Quartier stärker gewesen, als in den doch relativ überschaubaren Oerlikoner Siedlungen, wo sich die meisten Bewohner/innen zumindest vom Sehen her kennen.

4.4.7. Exkurs 2: Sammlung der „kleinen Gesten der Nachbarschaft“ fürs 100-Jahr-Jubiläum

Die ABZ fragte sich im Zusammenhang mit ihrem 100-Jahr-Jubiläum, was denn eigentlich eine „gute Nachbarschaft“ in ihren Siedlungen ausmacht und welche „kleinen Gesten der Nachbarschaft“ sich im Siedlungsalltag finden lassen. Um dieser Frage nachzugehen, rief die ABZ ein kleines Gesten-Projektteam, bestehend aus der Leiterin des ABZ-Kulturnetzes, einer Bewohnerin der Siedlung Sihlfeld mit Coach-Erfahrung und einer mit Sammlungen vertrauten Künstlerin ins Leben und versuchte im Frühling 2016 diese „kleinen Gesten“ mit einem künstlerischen Zugang und mithilfe von „Gesten-Sammler/innen“ in vier Siedlungen einzufangen.

Die Informationen über den Verlauf des Projekts wie auch die hier verwendeten Fotos wurde der HSLU – SA von der Leiterin des ABZ-Kulturnetzes zur Auswertung zur Verfügung gestellt. Die Sammlung der Gesten wurde somit nicht direkt vom Forschungsteam der HSLU – SA begleitet, bei der Analyse der „kleinen Gesten“ sowie des Sammelprozesses können jedoch gewisse Rückschlüsse für die übergeordneten Forschungsfragen gewonnen werden (siehe Kapitel 1.3).

Das Gesten-Projektteam der ABZ konnte in den vier Siedlungen Sihlfeld (Pilotprojekt), Allmend, Im Moos und Mühlebachstrasse jeweils mehrere „Gesten-Sammler/innen“ (Bewohner/innen) gewinnen, welche bei ihren Nachbar/innen klingelten und diese baten, „Nachbarschaftsgesten“ auf gelbe Holzlatten zu schreiben oder zu zeichnen. Z.T. fand die Beschriftung direkt an der Haustüre statt, z.T. wurden die beschrifteten Latten erst später an der „Sammelstelle“ an einem gut sichtbaren Ort in der Siedlung abgegeben. Die Holzlatten wurden laufend gemeinsam mit den Bewohnenden zu einem Kunstwerk zusammengeschraubt und mit einem kleinen Fest oder Apéro gefeiert. Die gemeinsamen Aktionen an den „Sammelstellen“ luden weitere Bewohner/innen ein, ihre Gesten aufzuschreiben. Die Methode des „Sammelns“ sowie die vier „Sammelstellen“ wurden auf die jeweilige sehr unterschiedliche Bewohner/innen-Struktur (Familien, ältere Menschen, Personen mit Migrationshintergrund usw.) der Siedlung angepasst.

Mit den Latten aus allen vier Siedlungen wurde schliesslich ein mobiles Kunstwerk, das „Gesten-Mobil“, für das grosse ABZ-Jubiläumfest vom 25. Juni 2016 am Bullingerplatz gefertigt und dort präsentiert. Es verfügte über noch leere Latten, die am Fest von Besucher/innen mit weiteren Gesten gefüllt wurden.

Der Versuch, Gesten über die ABZ-interne Online-Plattform Wink zu sammeln, löste nur sehr wenige Reaktionen aus. Das Projekt war sehr aufs „persönliche Sammeln“ aus-



Sammlung und Montage der „Kleinen Gesten der Nachbarschaft“ auf gelben Dachlatten in Siedlungen der ABZ.

gelegt. Fürs „Sammeln online“ wären eine entsprechende Weiterentwicklung des Projekts und adäquate „Gefässe“ notwendig gewesen, so die Einschätzung der Projektleiterin des „Sammelteams“.

Bei der Auswertung der „kleinen Gesten“ (Texte und Bilder auf den Holzplatten) und auch bei den Diskussionen während des Prozesses kristallisierten sich folgende Themen heraus (Analyse und Clusterung der Themen durch das Projektteam der ABZ):

Zusammenleben im Haus/Umgang untereinander: Leben und leben lassen, Respekt, Offenheit, Verbundenheit, Vertrauen und das Wissen, dass jemand da ist, wenn man Hilfe bräuchte

Aufmerksamkeiten: vom freundlichen Hallo übers „offene Ohr füreinander“ bis zum Danke sagen

Nachbarschaftliche Kontakte/Zusammensein: vom spontanen Grillieren über regelmässige Kaffee- und Kuchenbesuche bis zu tiefen Freundschaften

Nachbarschaftliche Unterstützung: sich gegenseitig helfen/unterstützen: vom etwas tragen helfen über Kinderbetreuung bis zu Krankenpflege

Geben und nehmen/ausleihen/schenken/austauschen

Kinder

Ort/Umgebung: freundliche Umgebung, Pflanzen, Ordnung

Statements zur ABZ

Erfahrungen der Sammler/-innen beim Sammeln

Beschriftung in unterschiedliche Sprachen: Schweizerdeutsch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Arabisch, Albanisch, Kroatisch, Bosnisch, Serbisch, Tibetisch, Türkisch, Indisch

Anderes

Ein Jahr nach dem „Gesten sammeln“ sollen die beschrifteten „Latten“ in die jeweiligen Siedlungen zurückgebracht werden. Zusammen mit den damals Involvierten und Interessierten wird herausgefunden, ob und wie die Latten in die Siedlung integriert werden könnten. Dabei wird geprüft, inwiefern das Projekt „Gesten sammeln“ eine nachhaltige Wirkung hinterlassen hat.

4.5 Fazit Fallstudie ABZ

Das Fazit zur Fallstudie der Allgemeinen Baugenossenschaft Zürich (ABZ) wird entlang den fallspezifischen Fragestellungen sowie ergänzend mit den allgemeinen Fragestellungen des Forschungsprojekts beantwortet.

Welche Formen von Kontakt und Engagement zeigen sich auf Ebene der Häuser, einer einzelnen Siedlung oder über die ganzen Oerlikoner Siedlungen hinweg?

Die *Kontakte* in den Siedlungen Oerlikon reichen vom „sich Beobachten“ bis hin zu Freundschaften, die meisten Bewohnenden kennen sich dabei zumindest vom Sehen her und sind „per du“ – oft wird die Analogie zum „dörflichen Leben“ erwähnt. Auf Haus-ebene dominieren dabei das gegenseitige Grüssen und beiläufige Plaudern sowie die Gewissheit, dass man in einem Notfall sicherlich Unterstützung in der direkten Nach-

barschaft erhalten würde. Für engere Nachbarschaftsinteraktionen oder Freundschaften braucht es jedoch eine gewisse soziale Homogenität, unabhängig davon, ob die Personen im selben Haus, der selben Siedlung oder in der Nachbarschaftssiedlung wohnen – ganz nach der Redewendung „Gleich und Gleich gesellt sich gern“. Grössere *Konflikte* zeichnen sich im nachbarschaftlichen Zusammenleben nicht ab, so wurden in den Interviews lediglich alltägliche Nachbarschaftskonflikte wie z.B. die Waschküchenordnung oder Lärmbelästigung durch „Instrumente üben“ oder Kindergeschrei erwähnt.

Kinder spielen dabei eine stark integrierende Rolle über alle Oerlikoner Siedlungen hinweg – Kinder und Eltern treffen sich auf dem Spielplatz im Innenhof von Jasminweg 1 und 2. Auch gibt es Kontaktmöglichkeiten für ältere Menschen bzw. „Alteingesessene“ wie z.B. die GV, die Siedlungsversammlung oder das Genossenschaftsfest. Schwieriger ist es für *erwerbstätige Erwachsene ohne Kinder*, welche aufgrund ihrer Wohnbiographie (Neuzuzug), flexiblen Arbeitszeiten, neuen Lebensformen oder anderer Milieuzugehörigkeit keinen Bezug zu traditionellen genossenschaftlichen Veranstaltungen haben. Diese vermissen Kontaktmöglichkeiten und -orte, wo sie Gleichgesinnte in einer ähnlichen Lebensphase und mit ähnlichem Lebensstil treffen können. Hier zeigte sich ein Potential für mehr Engagement, sofern entsprechende Strukturen bzw. Orte vorhanden wären.

Deutlich wurde in den Erhebungen auch, dass viele Bewohnende *Dankbarkeit* gegenüber der ABZ empfinden, da sie eine preisgünstige Wohnung, langfristige Wohnsicherheit und bei Bedarf Unterstützung durch die ABZ erhalten. Im Sinne eines „Gebens und Nehmens“ würden viele Bewohnende der ABZ auch gerne etwas dafür zurückgeben, z.T. fehlen aber adäquate Möglichkeiten (Strukturen, Räume etc.) oder zeitliche Ressourcen für ein Engagement. Doch auch wenn die Mitwirkungsstrukturen oder -orte nicht von allen als ideal erlebt werden, kann festgehalten werden, dass unterschiedliche Formen von *Engagement und Nachbarschaftshilfe* bereits aktiv gelebt werden – vom Türe aufhalten über Stützstrümpfe wechseln bis hin zur Mitarbeit in der Siedlungskommission. In der Gruppendiskussion wurde zudem diskutiert, ob ein primär „egoistisch“ motiviertes Engagement überhaupt unterstützt werden soll. Ein gewichtiges Argument war hierbei, dass in einem ersten „egoistisch“ motivierten Engagement auch ein Potential für ein längerfristiges Engagement für die ganze Siedlung oder sogar für die Gesamt-ABZ liegt und man solche Initiativen deshalb ebenfalls unterstützen sollte.

Wie integrieren sich die Ersatzneubauten in die Siedlungen Oerlikon und welche unterschiedlichen Identifikationsebenen zeigen sich in den Siedlungen für die Bewohnenden?

Die beiden etappierten *Ersatzneubauten* Jasminweg 1 (2002) und Jasminweg 2 (2011) integrieren sich sozialräumlich gut in die Oerlikoner Siedlungen und übernehmen eine Mikrozentrumsfunktion fürs Quartier. Erfolgsfaktoren hierfür sind der Öffentlichkeit-scharakter der Aussenräume, ein durchlässiger, verkehrsfreier Innenhof mit Kinderspielplatz und (halb-)öffentliche Innenräume (Gemeinschaftsraum für die ganze Siedlung, soziale Institutionen und Kleingewerbe im Erdgeschoss). Eine Besonderheit in den Oerlikoner Siedlungen ist zudem die Ansiedlung von einem der vier Stützpunkte der ABZ (ausgelagerte Geschäftsstelle, zuständig für 18 Siedlungen) im Parterre der Siedlung Jasminweg 2. Dadurch erhält die ABZ „ein Gesicht“ und Anliegen der Bewohnerschaft können niederschwellig vor Ort geregelt werden. Dieser Stützpunkt unterstreicht die Zentrumsfunktion von Jasminweg 1 und 2 zusätzlich. Die Übernahme der *Zentrumsfunktion* durch die Ersatzneubauten bietet somit viele Vorteile für die Oerlikoner Siedlungen, beinhaltet aber auch die Gefahr, dass die drei Bestandssiedlungen Oberwiesen, Gold-

regenweg und v.a. Oerlikon 1 (auf der anderen Seite der vielbefahrenen Regensbergerstrasse) von der Dynamik „abgehängt“ werden.

Bei den Erhebungen wurde weiter deutlich, dass die Oerlikoner Siedlungen ein Konstrukt sind, welches *keine eindeutige Identifikationsebene* zulässt. So konnten folgende sechs Bezugsebenen festgestellt werden: Haushalt, Hauseingang, einzelne Siedlung (z.B. Oerlikon 1), Siedlungen Oerlikon (alle fünf Siedlungen), Stützpunkt der ABZ und Gesamt-ABZ. Hier zeigt sich, dass die Identifikation der Bewohnenden mit der Gesamt-ABZ eher schwach ist, obwohl die ABZ mit einem Stützpunkt vor Ort ist. Das *Dach der ABZ* wird als zu *gross und abstrakt* wahrgenommen. Innerhalb der Oerlikoner Siedlungen zeigten sich gewisse *Orientierungsschwierigkeiten*, da Namensgebung, Mitwirkungsstrukturen und bauliche Gegebenheiten (z.B. Gemeinschaftsräume) nicht immer kongruent sind. So gibt es z.B. keine einheitliche Bezeichnung für die „Siedlungen Oerlikon“, die Siedlungskommission ist jedoch für alle sechs Siedlungen (inkl. der etwas abseits gelegenen Siedlung Birchstrasse, welche nicht Teil der Forschung war) offizielles Mitwirkungsorgan der ABZ. Einzelne Hauseingänge (Hausgemeinschaft oder Haus für Alleinerziehende) haben zusätzlich eigene Mitwirkungsstrukturen und Gemeinschaftsräume und der Stützpunkt der ABZ ist für 18 Siedlungen zuständig (also nicht nur für Oerlikon). Die etwas *unklaren Bezugs- oder Identifikationsebenen* bieten zwar die *Chance*, dass man sich nicht nur innerhalb einer Bezugsebene (z.B. einer Siedlung) vernetzt und engagiert, sondern sich Kontakte und Engagement über mehrere Bezugsebenen entwickeln (z.B. Personen aus der Hausgemeinschaft engagieren sich auch in der Siedlungskommission für alle Oerlikoner Siedlungen). Das *Risiko* hierbei ist jedoch eine gewisse Orientierungslosigkeit (v.a. auch für Neuzugezogene), welche die Kontaktaufnahme und das Engagement lähmen kann.

Die *Hausgemeinschaft* im Jasminweg 2 (mehrere Wohnungen, verteilt über zwei Hauseingänge, mit einem Gemeinschaftsraum im Parterre) wird weder von der Innen- noch von der Aussensicht als abgeschlossener Mikrokosmos betrachtet. Im Gegenteil wohnen dort überdurchschnittlich viele Personen, welche sich auch für die Gesamtsiedlung Oerlikon engagieren. Hierbei ist zu bedenken, dass die ABZ in einem längeren Bewerbungsprozess explizit Personen mit Interesse für das gemeinschaftliche Zusammenleben gesucht hat.

Wo steht die Organisation ABZ und welchen Einfluss hat dies auf Mitwirkung und Nachbarschaft in den Siedlungen?

Die ABZ ist ein mittelgrosses Unternehmen, welches sich in den letzten Jahrzehnten in den Bereichen *Bau und Verwaltung* stark *professionalisiert* hat und sich seit einigen Jahren wieder vermehrt dem sozialen Zusammenleben und der Partizipation in den einzelnen Siedlungen widmet. Hierfür wurde u.a. die Abteilung *Soziales und ABZ-Kultur* geschaffen. Die ABZ befindet sich in einer *Umbruchphase* und stellt sich der Frage, wie sich die Genossenschaft im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens (die ABZ feierte 2016 ihr 100-Jahr-Jubiläum) weiterentwickeln soll. Hierzu wurde u.a. der Strategieprozess ABZ 100+ angestossen. Der *Kulturwandel* bindet zurzeit viele Ressourcen und es gilt, möglichst alle Systemteile gleichberechtigt einzubeziehen.

Eine entscheidende Frage bei diesem Kulturwandel ist es, inwiefern das professionelle ABZ-Dach Aufgaben und Kompetenzen an kleinere, i.d.R. ehrenamtliche und somit nicht professionelle Gremien abgeben will und soll (z.B. eine gewisse Autonomie für Hausvereine), um *Partizipation und Identifikation* mit dem Haus oder der Siedlung (und in einem zweiten Schritt vielleicht auch wieder mit dem Dach der ABZ) zu stärken. Die

Herausforderung bei diesem Punkt ist, auf der einen Seite ein *Mitwirkungsmodell* zu finden, welches flexibel an die jeweiligen Ressourcen und Bedürfnisse einer Siedlung angepasst werden kann und trotzdem über alle 59 Siedlungen der ABZ funktioniert und mit vertretbarem Aufwand von Seiten der Geschäftsstelle und des Vorstandes umgesetzt werden kann. Auf der anderen Seite gilt es, ein solches Modell so in Geschäftsstelle und Vorstand zu verankern, dass es von allen Mitarbeitenden getragen wird (Änderung von Betriebsabläufen und verstärkte interdisziplinäre Zusammenarbeit – auch mit den Bewohnenden).

Fazit Exkurs I

Welche Faktoren sind bei einer Aktivierung einer Nachbarschaft mittels partizipativer Siedlungsanalyse zu beachten?

Die geplante partizipative Siedlungsanalyse in den Siedlungen Oerlikon kam aus verschiedenen Gründen nicht zustande (siehe Kapitel 4.4.6). Trotzdem ist die Methode der partizipativen Siedlungsanalyse unter gewissen Rahmenbedingungen grundsätzlich als Instrument zur Stärkung von tragfähigen Nachbarschaften denkbar, es müssen aber weitere Erfahrungen gesammelt und die Methode möglicherweise noch weiter vom Massstab Quartier, wofür sie ursprünglich konzipiert und schon mehrfach erfolgreich umgesetzt wurde, auf den Massstab Siedlung adaptiert werden. Folgende Faktoren erscheinen dabei wichtig:

Klare Rollenteilung und Erwartungsklärung mit allen betroffenen Personen/Gremien

Klare Kommunikation über Ziele und Vorgehen bei der partizipativen Siedlungsanalyse

Genügend Ressourcen für den Prozess bereitstellen auf Seite WBG
(Finanzen, Räume und v.a. geschultes Personal)

Gewisse Grösse der Siedlung (eine Siedlung, in der sich nicht schon alle, zumindest vom Sehen her, kennen)

Direkte Betroffenheit der Bewohnenden (Anliegen, Wünsche, Konflikte etc.),
nach Möglichkeit bestehende Impulse/Initiativen aus der Siedlung aufnehmen
und als Aufhänger nutzen

Einbindung bestehender Siedlungsgremien möglichst früh in der Planung
(Siedlungskommission, Arbeitsgruppen oder auch informelle aktive Gruppen
oder Schlüsselpersonen)

Fazit Exkurs II

Wie manifestiert sich Nachbarschaft anhand der „kleinen Gesten“?

Das Beispiel der Sammlung der „kleinen Nachbarschaftsgesten“ auf Holzplatten in vier Siedlungen der ABZ im Zusammenhang mit dem 100-Jahr-Jubiläum zeigt auf, dass die Aktivierung einer Nachbarschaft mit einem persönlichen, spielerisch-künstlerischen Zugang vielversprechend sein kann. Die Sammlung der „kleinen Gesten“ löste Erinnerungen, Diskussionen, gegenseitige Wertschätzung, Aufmerksamkeit und Dankbarkeit in den vier Siedlungen aus und die Latten-Sammelstellen wurden zu einem Ort der Begegnung und des Austauschs für Jung und Alt. Die Gesten waren Thema in den Siedlungen und es wurde deutlich, dass Kleines und Alltägliches – eben die kleinen Gesten der Nachbarschaft – sehr wichtig sind.

Betrachtet man die „kleinen Gesten“ wie auch den Prozess des Sammelns, so können die

gewonnenen Erkenntnisse aus dem vorliegenden KTI-Forschungsprojekt „Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen“ auf mehreren Ebenen bestätigt werden. So zeigt sich, dass das nachbarschaftliche Zusammenleben von vielfältigen „kleinen Gesten“ – die für Aussenstehende oft nicht sichtbar sind – geprägt ist. Diese „kleinen Gesten“ leisten, neben institutionalisiertem Engagement (z.B. Mitarbeit in einer Arbeitsgruppe oder einer Siedlungskommission), einen wichtigen Beitrag für das Wohlbefinden der Bewohnenden in einer Siedlung. Auch zeigt sich, dass in den vier Siedlungen ein Potential und auch ein Bedürfnis der Bewohnenden für intensiveren Austausch und gegenseitige Unterstützung (Engagement) vorhanden sind. Teilweise fehlen jedoch Räume oder Möglichkeiten bzw. ein Anstoss von aussen, damit dieser Austausch ermöglicht wird. Hier können Genossenschaften mit der Schaffung von neuen Möglichkeitsräumen in ihren Siedlungen (siehe Kapitel 8.7) und/oder (künstlerischen) Interventionen einen wichtigen Beitrag zum Aufbau bzw. zur Stärkung von bereits bestehenden Nachbarschaftsnetzwerken leisten.

5 Fallstudie II: Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals (BEP)

5.1 Die Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals BEP

Die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert bedeutete für die Zürcher Arbeiterfamilien eine prekäre Zeit: Wohnungsnot, Mietzinswucher und Willkür der Hausbesitzer/innen machten ihnen das Leben schwer. Besonders betroffen davon waren die „Bähnler“, die aufgrund der unregelmässigen Dienstpläne dazu gezwungen waren, zentral in der Nähe des Bahnhofs zu wohnen. Sie waren dann auch – wohlgemerkt nicht nur in Zürich, sondern schweizweit – die Drahtzieher der sich seit dem Jahrhundertwechsel formierenden Arbeiterbewegung, deren zentrale Errungenschaft, neben besseren Arbeitsbedingungen und der Einführung einer Pensionskasse, die Gründung eigener Baugenossenschaften war (vgl. Kurz 2010, S. 37ff.). Bemerkenswerte Zeugin des damaligen Pioniertums der „Bähnler“ ist die Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals BEP, die 1910 als Eisenbahner-Baugenossenschaft Zürich gegründet wurde und damit die älteste von Arbeitern aufgebaute Baugenossenschaft Zürichs darstellt.

Gegenwärtig zählt die BEP mit ihren 1400 Wohnungen zu den grössten gemeinnützigen Bauträgern in der Limmat-Stadt. Fünf Jahre nach der Gründung der Baugenossenschaft wurde mit der Kolonie Industrie I an der Röntgenstrasse die erste Siedlung erstellt. Ebenfalls entlang der Röntgenstrasse reihten sich in den Folgejahren bis 1967 die Siedlungen Industrie 2 – 4, welche zusammen mit dem Gründungsbau die Kolonie Industrie bilden⁷. Die Kolonie Industrie I steht im Fokus der vorliegenden Fallstudie und wird ergänzt durch Erhebungen in der Kolonie Industrie 3 und einem Augenschein des Gartenprojekts Letten-Wasserwerk, im Quartier Wipkingen.

Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals BEP (Stand November 2016)

Gründung 1910

Anzahl Liegenschaften/Siedlungen 26

Anzahl Wohnungen rund 1400

Anzahl Siedlungskommissionen 5

Anzahl Siedlungslokale 4 und BEP Atelier

Anzahl Genosschafter/innen 1815

Anzahl Bewohner/innen rund 2400

Entwicklungsziel bis 2025 2000 Wohnungen

⁷ Am 10. Juni 2016 hat die Generalversammlung der BEP eine Änderung der Statuten beschlossen. Die Bezeichnung „Kolonie“ wird ab sofort durch den neutralen Begriff der „Siedlung“ ersetzt. Der selbsterklärende Begriff wird von den meisten Genossenschaften verwendet und ist auch den Behörden geläufig.

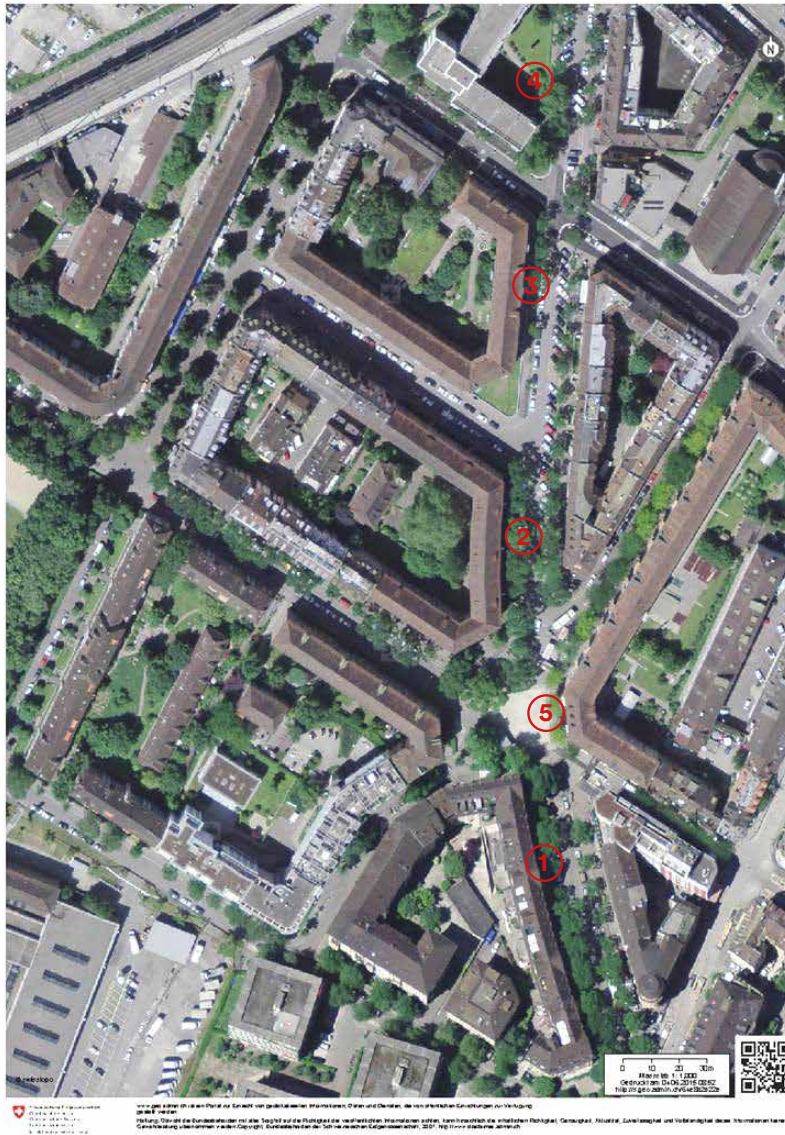


Abb.6 Die Siedlungen der Industrie der BEP
(Luftaufnahme von maps.geo.admin.ch)

- 1** Siedlung Industrie 1
- 2** Siedlung Industrie 2
- 3** Siedlung Industrie 3
- 4** Siedlung Industrie 4
- 5** Röntgenplatz

5.2 Die Siedlungen Industrie I und III – Eine sozialräumliche Einbettung

Die Siedlungen der Kolonie Industrie, wie sie bis vor kurzem noch hiessen, liegen an der Röntgenstrasse. Auf der Route des ehemaligen Bahndamms folgend, welcher im 19. Jahrhundert vom Vorbahnhof zur Wipkinger-Brücke führte, ist als einzige Strasse im Quartier leicht gebogen. Mit ihrer dichten Allee strahlt die Strasse einen speziellen Charakter aus. 1915 wurde die erste der Siedlungen der Kolonie Industrie erstellt, gefolgt von weiteren Siedlungen 1920, 1926 und 1967. Das Land hat die BEP ab 1913 von der SBB erworben.

Siedlung Industrie 1 (Stand November 2016)

Bautyp Blockrandbebauung

Baujahre 1913 – 15

Gesamterneuerungen 1967, 1973, 2005 – 06

Anzahl Wohnungen 50

Bewohner/innen rund 160

Besonderes Siedlungslokal (intern)

Im Durchschnitt der BEP-Bewohner/innen überdurchschnittlich viele Kinder/Jugendliche und Personen zwischen 40 und 50 Jahren, unterdurchschnittlich viele ältere Personen ab 60 Jahre.

Siedlung Industrie 3 (Stand November 2016)

Bautyp Blockrandbebauung

Baujahre 1925 – 26

Gesamterneuerungen 1975, 2011

Anzahl Wohnungen 95

Bewohner/innen rund 170

Besonderes Siedlungslokal (allgemein) und Doppelkindergarten im Hof

Kinder und Jugendliche wie auch ältere Personen zwischen 60 und 70 Jahren im Schnitt der BEP-Bewohner/innen, Personen im erwerbsfähigen Alter etwas überdurchschnittlich vertreten.

Siedlung Industrie 1

Schwungvoll schmiegt sich die lange Häuserzeile der Siedlung Industrie 1 an die Röntgenstrasse. Gleich in mehreren Hinsichten stellt die Siedlung einen Pionierbau dar: Sie ist nicht nur die älteste Wohnsiedlung der BEP, sondern markiert auch den Grundstein des genossenschaftlichen Wohnungsbaus im Industriequartier und erlangte darüber hinaus eine Vorbildfunktion bezüglich Sanierungs und Vermietungspraxis innerhalb der Zürcher Baugenossenschaften (vgl. Joss 2013, S. 57).

1913 bis 1915 entstand die Siedlung Industrie 1 (Röntgenstrasse 39 – 49 und Fabrikstrasse 41 – 43) auf von der SBB erworbenem Land. Die frühen Jahre der Siedlung waren gekennzeichnet durch eine homogene Mieterschaft, namentlich aktiv tätige Eisenbahner und ihre Familien. Nach 1920 kamen insbesondere Postangestellte als neue Mietergruppe hinzu. Im Zuge der Weltwirtschaftskrise in den Dreissigerjahren, anerkannte die BEP auch Nichtgenossenschafter/innen als Mieter/innen. Die wachsende Anzahl an Einwandererfamilien, insbesondere aus Italien und Spanien, differenzierte ab den 1970er-Jahren die Mieterschaft weiter aus. Eben diese Entwicklung korrespondierte indes mit den generellen Veränderungen, die das Industriequartier in den Folgejahren prägten: Die unweit

situierte Josefstrasse mutierte zum „Little Italy“, wie ein Zeitzeuge berichtet. Anfang der 1980er-Jahre wurde die unmittelbare Umgebung verkehrsberuhigt und aus einer Strassenkreuzung der Röntgenplatz erbaut. Derweil breiteten sich fast gleichzeitig die offene Drogenszene und die Prostitution im Industriequartier aus und führten zu einer hohen Fluktuation der Mieter/innen – im Quartier wie auch in der Industrie 1. Als die Stadt Ende der Neunzigerjahre die Drogen und Prostitutionsszene aus dem Quartier verdrängte, pendelte sich die Fluktuation in der Siedlung wieder auf Durchschnittswerte ein. Während Gitter und Tore, die die Innenhöfe der Blockbauten hin zum öffentlichen Raum abriegelten, als sichtbare Zeugen des eben abgeschlossenen Kapitels fungierten, schien auch die Erinnerung daran in den Köpfen der Menschen präsent: Es zogen nun weniger Familien als vielmehr Studentinnen und Studenten in die Siedlung ein, die zusammen mit den langjährigen Bewohnenden ohne Familie bald schon die wesentlichen Mietergruppen bildeten (vgl. Joss 2013, S. 67ff).

Dem Ziel der BEP, künftig insbesondere wieder Familien anzuziehen, spielte indes die wieder an Beliebtheit gewonnene Gegend rund um den Röntgenplatz in die Hände. Die BEP kam zum Schluss, dass sich die Industrie I (bis dato bestehend aus 80, vor allem 1 bis 3-Zimmerwohnungen) „dank der guten Bausubstanz und der Aufteilung der Wohnungen [...] für eine tiefgreifende strukturelle Veränderung – sprich die Zusammenlegung der Wohnungen – eignen würde“ (Liechti 2006, S. 27). Das Vorhaben wurde zwischen 2003 und 2006 umgesetzt: Die Mehrzahl der nunmehr 50 Wohnungen umfasst vier bis sechs Zimmer und ist für Familien bestimmt. Die Wohnräume sind neu gegen den Innenhof gerichtet, die Schlafzimmer gegen die Strasse. Die Wohnungen erhielten offene Küchen, eigene Balkone oder Terrassen, neue Fenster und zumeist Lifterschliessung. Während die Ausstattung also einem Neubau angeglichen wurde, wurden gleichzeitig alte Elemente, etwa die hölzernen Fensterbretter, bewahrt. Der Innenhof, neu auch vom Röntgenplatz aus zugänglich, wurde teilweise tiefergelegt und bietet Zugang zum im Untergeschoss errichteten Gemeinschaftsraum (vgl. Joss 2013, S. 76 und Liechti 2006, S. 28).

Mit der umfassenden Sanierung ging eine Erhöhung des Mietzinses und alsdann eine von Grund auf veränderte Sozialstruktur einher: Nach dem Umbau mehr oder weniger gleichzeitig eingezogen sind vor allem Familien schweizerischer und deutscher Nationalität und Personen aus dem „Metier Kunst, Theater etc.“, wie es in der Untersuchung von Joss (2013, S. 71) heisst, darüber hinaus häufig mit akademischem Hintergrund – kurz: eine hippe, urbane Mieterschaft. 2010 waren zudem mehr als ein Drittel der Bewohnenden Kinder und Jugendliche (BEP 2010, S. 70).

Siedlung Industrie 3

Wird der Blick auf die Siedlung Industrie 3 (Röntgenstr. 73, 75, 77; Albertstr. 2, 4, 6, 8, 10; Heinrichstr. 139, 141, 143) geworfen, die sich nur wenige hundert Meter von der Industrie I entfernt befindet, zeigt sich das Bild einer eher heterogenen Bewohnerschaft: Der Anteil von Kindern und Jugendlichen liegt bei rund 15%, was im Durchschnitt der BEP-Bewohner/innen liegt. Die Anzahl der Personen im erwerbsfähigen Alter zwischen 30 und rund 65 Jahren liegt etwas über dem Schnitt der BEP. Der Anteil Personen mit schweizerischer Nationalität liegt bei rund 70%. Im gesamten wohnen rund 170 Personen verteilt auf die 95 Wohnungen und 11 Hauseingänge an der Röntgen, Heinrich und Albertstrasse. Die Kolonie Industrie 3 wurde 1925 erbaut und zwischenzeitlich 1975 und 2011 einer Sanierung unterzogen. Die BEP entschied sich im Rahmen der kürzlich abgeschlossenen Sanierung der Industrie 1 für ein ganz anderes Vorgehenskonzept als im Falle der



Innenhof Industrie I der BEP



Aussenansicht (oben) und Innenhof (unten) der Industrie 3 der BEP

Gründersiedlung: Zugunsten von weiterhin tiefen Mietzinsen wurde das Gebäude keiner Totalsanierung unterzogen, sondern einzig sanften Eingriffen, die das Bestehen der Siedlung für die nächsten zwei bis drei Jahrzehnte sicherstellen. Der bauliche Eingriff zog alsdann keine Veränderung der Struktur der Bewohner/innen nach sich (vgl. BEP Nachrichten, 2009). Im Innenhof der Industrie 3 befinden sich ausserdem ein Doppelkindergarten und das Siedlungslokal Industrie, das den Versammlungen der Siedlungskommission dient und für Anlässe vermietet wird.

Anschliessend an die Sanierung 2011 wurde der Innenhof mittels eines von Bewohner/innen initiierten partizipativen Prozesses neu gestaltet. Es fanden verschiedene Workshops statt, bei denen interessierte Bewohner/innen zusammen mit Vertreter/innen der Geschäftsstelle der BEP und einer Landschaftsgärtnerin den Hof analysierten und Ideen für neue Gestaltungsmöglichkeiten entwickelten – zudem gab es eine Kinderspionage, bei welcher Kinder ihre Wünsche einbringen konnten. Einiges konnte umgesetzt werden, wie ein neuer Spielplatz, eine Kräuterschnecke, ein grosser Sandkasten und auch die Entfernung des Zauns, der das Areal des Kindergartens vom Hof trennte. Dieser Prozess der partizipativen Hofgestaltung stellte damals für die BEP eine neue Erfahrung dar.

Gartenprojekt Letten/Wasserwerk und BEP-Atelier

Nicht weit von der Siedlung Industrie entfernt, im Quartier Wipkingen situiert, bilden das Gartenprojekt Letten/Wasserwerk (Start 2013) und das BEP-Atelier, (Start 2012) von der Genossenschaft initiierte Möglichkeiten der Beteiligung der Bewohner/innen. Während das Gartenprojekt einzig den Bewohnenden der Siedlungen Letten/Wasserwerk offensteht, ist das BEP-Atelier ein übergreifend geöffnetes Angebot (Detaillierte Beschreibung siehe Kapitel 5.4.3).

5.3 Fallspezifische Fragestellung und Vorgehen

5.3.1 Fragestellungen

Das Augenmerk der vorliegenden Fallstudie liegt auf der Siedlung Industrie 1: Die mit der Sanierung korrespondierende veränderte Sozialstruktur wirkte sich auch auf das nachbarschaftliche Zusammenleben aus. Vor der Sanierung lebten mehrheitlich langjährig in der Siedlung wohnhafte Genossenschafter/innen in der Industrie I. Nach der Sanierung der Siedlung zogen viele Mittelstandsfamilien, die Eltern oftmals mit akademischem Hintergrund, fast zeitgleich ein. Mit Blick auf die Formen des sozialen Austauschs und Unterstützung, die die zugezogenen Familien jenseits der formalen Genossenschaftsstrukturen leben, erscheint das Thema Engagement in neuem Lichte und bildet den Schwerpunkt der BEP-Fallstudie. Eben diese Akzentsetzung äussert sich in folgender übergreifenden Fragestellung, welche mit den Praxispartner/innen der BEP festgelegt wurde:

Inwiefern äussert sich Engagement in einer Siedlung?

Die daraus abgeleiteten weiterführenden Fragestellungen wurden wie folgt festgelegt:

In welchen Bereichen engagieren sich Bewohner/innen?

In welchen Formen äussert sich das Engagement?

Worin besteht die Motivation, sich zu engagieren?

Wie können neuere/jüngere Genossenschafter/innen eingebunden werden?

Wo braucht es Anpassungsleistungen der offiziellen Strukturen?

5.3.2 Vorgehen

Explorative Siedlungsbegehungen, Fotografien und informelle Gespräche mit der Leiterin Soziales und Kultur im Sommer 2014 ermöglichten einen ersten Eindruck der Siedlungen Industrie 1 und Industrie 3. Die daraus gewonnenen Informationen wie auch die fallspezifische Fragestellung dienten als Grundlage für die Festlegung von Kriterien zur Auswahl der Interviewpartner/innen für die Leitfadenterviews. Gesucht wurden Haushalte in den beiden Siedlungen, die sich in unterschiedlicher Art und Weise engagieren, sowie ein Haushalt, der sich im Gartenprojekt engagiert. Es sollten verschiedene Haushaltsgrößen und Haushaltsformen mitberücksichtigt werden. Die Auswahl der Haushalte und die erste Kontaktaufnahme erfolgten durch die Geschäftsstelle der BEP. Durchgeführt wurden die *sechs leitfadengeführten Haushaltsinterviews* im September 2015 in den Wohnungen der Interviewpartner/innen. Gefragt wurde nach dem Zusammenleben und Kontaktformen, nach Bewegungsmustern, Wegen und Treffpunkten in der Siedlung wie auch nach dem Genossenschaftsleben und dessen Wandel und dem jeweiligen Engagement in der Nachbarschaft, Siedlung oder für die Genossenschaft. Bewegungsmuster und spezielle Orte wurden dabei während dem Gespräch von den Haushaltsmitgliedern auf einer Karte der Siedlungen eingezeichnet und kommentiert. Die Interviews dauerten zwischen einer und zwei Stunden.

Die Interviewten wurden zudem aufgefordert über zwei Wochen ein *Nachbarschaftstagebuch* zu führen. Das Nachbarschaftstagebuch soll Aufschluss darüber geben, welche Arten von Interaktionen die Bewohner/innen als nachbarschaftlich erleben. Dieses Aufzeichnen von Begebenheiten, Kontakten, Interaktionen, Gedanken, Blicken erlaubt in der Analyse aufzuzeigen, wie die Bewohner/innen Nachbarschaft und nachbarschaftliche Interaktionen definieren. Das Tagebuch konnte in ein vorgefertigtes Heft eingetragen werden. Es wurden vier Tagebücher eingereicht.

Mit *Teilnehmender Beobachtung* an der Siedlungsversammlung Kolonie Industrie/Seebahn vom 4. Juni 2015 und an der Generalversammlung vom 12. Juni 2015 konnten zudem Einblicke in die zwei zentralen formalen Mitwirkungsgefässe der BEP gewonnen werden. Die Sicht der Genossenschaft als Organisation wurde zum einen über die regelmässig durchgeführten *Workshops mit den Praxispartner/innen* integriert, zum andern wurde in einer zweiten Erhebungsphase im April 2016 ein *Gruppeninterview* mit zwei Mitgliedern des Vorstandes und drei Mitarbeitenden der Geschäftsstelle durchgeführt. Gefragt wurde nach den Zielen, Visionen und Ressourcen der Genossenschaft, nach dem Zusammenhang von Architektur und Zusammenleben in der Siedlung und den Funktionsweisen von Organisationsstrukturen, Mitwirkungsgefässen und Engagement in Siedlung und Genossenschaft.

5.3.3 Kurzbeschreibung der befragten Haushalte

Familie 1 Industrie 1: Eltern ca. 50 Jahre, beide erwerbstätig, drei Kinder

Familie 2 Industrie 1: ca. 45 Jahre, beide erwerbstätig, zwei Kinder

WG Industrie 1: Mann ca. 50 Jahre und Frau ca. 40 Jahre, beide erwerbstätig, keine Kinder

Singlehaushalt Industrie 3: Frau, ca. 45 Jahre, erwerbstätig, keine Kinder

Familie 3 Industrie 3: Eltern ca. 50 Jahre, beide erwerbstätig, zwei Kinder

Paar, Gartenprojekt Letten/Wasserwerk: Ca. 45 Jahre, beide erwerbstätig, keine Kinder

5.4 Fallspezifische Erkenntnisse

Im Folgenden werden einzelne Aspekte der fallspezifischen Erkenntnisse vorgestellt und diskutiert, es handelt sich hierbei um die Themenschwerpunkte Nachbarschaftliche Beziehungen, Bezug zum Quartier, Engagement sowie Identifikationsebenen. Abgerundet werden die Erkenntnisse mit der Organisationsperspektive auf genossenschaftliches Engagement und Strukturen der BEP.

5.4.1 Nachbarschaftliche Beziehungen in den Siedlungen Industrie 1 und 3

Siedlung Industrie 1

Bevor die angetroffenen Formen von Engagement ins Zentrum gerückt werden, soll zunächst ein Einblick in das in den fokussierten Siedlungen vorgefundene Zusammenleben gegeben werden.

Als angenehm, friedlich und bereichernd wird das Zusammenleben in der Siedlung Industrie 1 beschrieben. Nicht nur die interviewten Familienhaushalte, sondern auch die beiden interviewten WG-Partner/innen nehmen die Atmosphäre in der Siedlung als „rücksichtsvoll, entspannt und freundlich“ wahr. Insbesondere die Familienhaushalte betonen die Wichtigkeit des zeitgleichen Einzugs nach der Sanierung:

„Wir haben uns sehr gut eingelebt, vor allem auch weil natürlich ganz viele Familien mit Kindern einzogen, die genau gleich alt waren. Die Kinder sind eigentlich jetzt neun Jahre alt und wachsen hier zusammen auf. [...] Wir sind eigentlich alle so in einer ähnlichen Phase von unserem Leben und das macht es natürlich angenehmer, oder wenn die Kinder sich verabreden und miteinander spielen, und sehr unkompliziert, da sind sehr ähnlich funktionierende, denkende Leute.“ (*Familie 1, Industrie 1*)

Die Kontakte der Familien spannen sich denn auch – oftmals über die Kinder – über die gesamte Siedlung Industrie 1 hinweg. Ihre Interaktionen, darauf verweisen auch die Nachbarschaftstagebücher, zeigen ein breites Spektrum auf: Von zufälligen Begegnungen, die in einen längeren Schwatz münden, über spontane Hilfeleistungen bis hin zu koordinierten Freizeitaktivitäten. Die Rede ist von einem ungezwungenen „offenen Haus“ (*Familie 2, Industrie 1*).

Dem Innenhof kommt eine Funktion als Dreh und Angelpunkt des nachbarschaftlichen Austauschs zu. So treffen sich dort im Sommer jeweils rund zwölf Familien der Siedlung, aus verschiedenen Hauseingängen, regelmässig zum Abendessen. Die Kinder nutzen den Innenhof selbstbewusst als Spielraum.

„Der Hof ist für mich so eine Begegnungszone, wo man hingehen kann oder nicht, und wo man häufig dann auch noch zusammen sitzt, wenn man fertig gegessen hat. Die Kinder spielen irgendetwas und die Grossen sitzen zusammen.“ (*Familie 2, Industrie 1*).

Unter diesen gut dutzend Familien haben sich mittlerweile teilweise freundschaftliche Beziehungen herausgebildet, die sich in einem Falle in der Übernahme der Patenschaft des Nachbarskindes manifestiert. Auch in Bezug auf die Kinder werden spontane Unterstützungsleistungen, wie das Kinderhüten, um gleich das prominenteste Beispiel zu nennen, als wertvoll und ein Gefühl von Sicherheit vermittelnd erachtet. Mehr noch:

„Und so ist das so eine Form von, man muss nicht aber man kann, wenn man will, sich zusammen tun und findet eigentlich immer Unterstützung. Für mich wäre es der Horror in einer Siedlung zu wohnen wo die Leute nicht aufeinander schauen, oder wo man keinen Kontakt hat. Das muss ich schon sagen, das trägt extrem viel zur Lebensqualität bei.“ (*Familie 1, Industrie 1*)

Aus der Innensicht der freundschaftlich miteinander verbundenen Familien werden diese eher engeren Beziehungen geschätzt. Sehr wohl wird dabei auch reflektiert, dass diese Nähe auf der anderen Seite für andere ausschliessenden Charakter haben kann (siehe hierzu auch das Thema selbstorganisiertes Engagement unter 5.4.3 *Engagement in der BEP*). Das enge Beziehungsgeflecht auf die gesamte Siedlung zu übertragen, würde jedoch zu weit greifen.

„Natürlich, nicht alle hier in der Siedlung kennen sich. Da gibt es natürlich Familien, die sich mehr finden und andere, die sich überhaupt nicht beteiligen.“ (*Familie 1, Industrie 1*)

Die Gruppe der in der Siedlung Industrie 1 wohnhaften Familien erzeugt offensichtlich eine relativ starke Beziehung nach innen – „da sind sehr ähnlich funktionierende, denkende Leute“ (*Familie 1, Industrie 1*) – womit gleichzeitig auch Ausschluss generiert wird. Ein in der Siedlung Wohnhafter und nicht der besagten Gruppe Zugehöriger kritisiert denn auch in diesem Punkt die Vermietungspolitik:

„Es hat sehr viele Kinder. Wir sind, glaube ich, fast die einzige Wohnung ohne Kinder. Also von den grösseren Wohnungen. Ehrlich gesagt, finde ich die Durchmischung etwas einseitig. Es hat mir eigentlich fast zu viele Familien. Sie sollten jetzt darauf schauen, dass sie nicht nur Familien nehmen, wenn etwas frei wird.“ (*WG, Industrie 1*)

Eine weitere Konsequenz der intensiven Gruppenbindung nach innen ist die damit einhergehende erhöhte soziale Kontrolle und das Potential von Reibungsflächen.

„Es sind so zwischenmenschliche Geschichten, die halt auch passieren zwischen Leuten, die relativ eng miteinander sind.“ (*Familie 1, Industrie 1*)

Anders als die intensiven Nachbarschaftskontakte, die sich auf die besagte Gruppe beschränken, werden auch punktuelle Unterstützungsleistungen über die verschiedenen Haushaltsformen hinweg gelebt. So erzählt eine in einer Wohngemeinschaft wohnende Mittvierzigerin:

„Frau [XY] nebenan, ich habe keine Ahnung wie alt sie ist, aber sie ist sicher über Achtzig. Und ihr habe ich von mir aus meine Handynummer gegeben, einfach, falls sie zum Beispiel auf dem Boden liegt. [...] Dann kann sie mich anrufen. Das hat sie auf jeden Fall gerne angenommen.“ (*WG, Industrie 1*)

Siedlung Industrie 3

Erzählen die beiden Haushalte der Siedlung Industrie 3 von nachbarschaftlichem Austausch, dann stehen eher die einzelnen Hauseingänge im Vordergrund.

„Man sieht wirklich kaum Leute, die nicht im gleichen Eingang wohnen. Ich kenne ein paar Leute, die in anderen Eingängen wohnen, und sie sagen eigentlich auch, ja eigentlich kennt man sich im Haus.“ (*Familie 3, Industrie 3*)

Überhaupt wird hier – das akzentuiert sich vor allem im direkten Vergleich mit der Industrie 1 – das Zusammenleben eher nüchtern dargestellt:

„Man weiss voneinander, wer der andere ist, es gibt solche, die ich viel häufiger sehe, man trifft sich in der Waschküche, draussen im Garten. Ich habe irgendwie nicht gerade enge Freunde in dem Haus bis jetzt, wo ich sagen kann, da ist jetzt eine befreundete Familie oder so, wo man sich immer trifft, in dem Stil. Es ist mehr so ein lockerer Kontakt.“ (*Singlehaushalt, Industrie 3*)

Man kennt sich also insbesondere im Haus, grüsst sich, wenn man sich trifft, hält hier und da einen kurzen Schwatz. Das nachbarschaftliche Miteinander wird gemeinhin als unaufdringlich und praktisch beschrieben; engere Kontakte werden vorwiegend Alt-ingesessenen und Kindern attestiert.

Auch der partizipative Prozess der Hofgestaltung hatte in der Industrie 3 keine längerfristige hausübergreifende Gruppenbildung zur Folge. Der Familienhaushalt begründet dies mit der unterschiedlichen Grösse der beiden Siedlungen aber auch mit der grösseren Heterogenität der Bewohner/innen von Industrie 3.

„Es gibt die Leute schon auch die sich engagieren, aber, es ist auch weniger kompakt als in der Industrie eins“ (*Familie 3, Industrie 3*)

Ein solch temporäres Engagement für den Innenhof widerspiegelt offenbar auch klar die Bedürfnisse. So wird die Möglichkeit eines punktuellen, themenbezogenen Engagements, das irgendwann auch wieder ein Ende hat, geschätzt, gleichzeitig wird von beiden Haushalten nie ein allfälliges Bedauern angesprochen, dass sich über diesen Prozess keine tieferen siedlungsbezogenen Kontakte, wie dies im Fall von Industrie 1 geschehen ist, ergeben hätten:

„Es gibt ja Phasenweise irgendwelche Themen, zum Beispiel die Innenhofgestaltung, wo auch die Bewohner sagten, ja eigentlich möchten wir gerne mitreden und könnte man da nicht irgendetwas auf die Beine stellen. Und da war ich auch mit dabei an den drei vier Arbeitsgruppensitzungen, weil mir das wichtig war. Und das ist dann überschaubar und dann irgendwann wieder vorbei. Und vielleicht kommt irgendwann wieder ein anderes Thema auf, wo ich mir durchaus auch vorstellen kann, dass ich mitmache.“ (*Singlehaushalt, Industrie 3*)

5.4.2 Der Bezug zum Quartier Industrie

Die von den interviewten Bewohnenden mit ihren relevanten Orten und Alltagswegen angereicherten Pläne des Quartiers haben eines gemeinsam: Der Röntgenplatz sticht farbig hervor – er bildet den Bezugspunkt und damit das lebhafteste Zentrum der unmittelbaren Siedlungsumgebung. Die Fläche des Röntgenplatzes fungiert als Verbindung zwischen den einzelnen Teilen des Quartiers, auf den verschiedenen Quartierstrassen, unter ihnen die Röntgenstrasse, entlang der sich die Siedlungen Industrie 1 und 3 situieren, sternförmig zulaufen. Der Platz ist autofrei und schöpft seine Bedeutung aus seiner



Der Röntgenplatz als Zentrum und Treffpunkt für die Quartierbewohnenden.

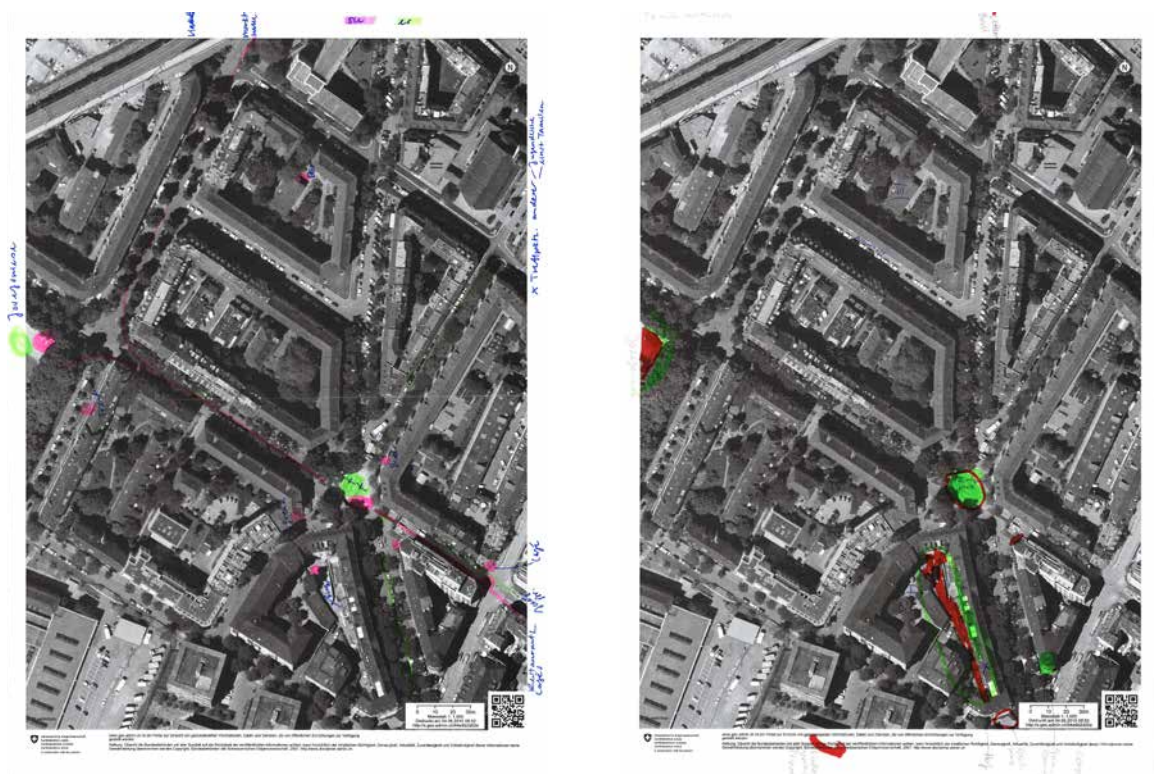


Abb. 7 Orte und Alltagswege von Interviewpartner/innen im Quartier (während den Interviews eingefärbt).

tagtäglichen Treffpunktfunktion für das Quartier: Junge und Alte halten sich auf dem Platz auf, sitzen auf den Bänken und schwatzen, während Kinder sich zum Spielen treffen. Direkt am Röntgenplatz befindet sich eine Filiale des COOP. Das Röntgenplatzfest, ein Open-Air-Kino und ein von Quartierbewohner/innen initiiertes Flohmarkt ergänzen im Sommer die alltäglichen Platznutzungen.

Auch die sich unweit vom Röntgenplatz befindende Josefwiese hat einen hohen Stellenwert im Quartier und damit für die Bewohnenden der Kolonien Industrie 1 und 3 als Treffpunkt und Spielplatz. Die Radien der Bewohnenden spannen sich noch weiter und lassen deshalb auch in nicht unmittelbarer Nähe situierte Bezugspunkte als Standortqualitäten anbringen: Zum einen nutzen die Anwohnenden mit Kindern den Kindergarten und die KiTa des Röntgenareals – von Ortsansässigen aufgrund der orangen und gelben Hausfassaden als „Sugus-Häuser“ bezeichnet. Zum anderen wird das in der Nähe gelegene Ufer der Limmat gerade im Sommer als Spazier-, Bade- und Verweilort geschätzt.

5.4.3 Engagement in der BEP

Der Akzent der vorliegenden Fallstudie liegt auf dem Thema Engagement. Die zentralen Fragen, auf die in den nachfolgenden Ausführungen Bezug genommen wird, seien an dieser Stelle nochmals in Erinnerung gerufen. Zuvorderst interessieren uns die verschiedenen Äusserungen von Engagement in den fokussierten Siedlungen. Konkret wird beschrieben, in welchen Bereichen sich die Genossenschafter/innen engagieren und welche Faktoren Form und Inhalt des Engagements beeinflussen. Ebenfalls erhalten die Sichtweisen der Vorstands und Geschäftsstellenmitglieder auf die geäusserten Ausprägungen von Engagement Raum, womit letztlich folgende Fragen verbunden sind: Wie können neuere/jüngere Genossenschafter/innen eingebunden werden? Inwiefern sind hierfür Anpassungsleistungen der offiziellen Strukturen angebracht?

Traditionelle Formen genossenschaftlichen Engagements

Die in den untersuchten Siedlungen angetroffenen Formen des Engagements sind grundsätzlich breit gefächert und siedeln sich auf unterschiedlichen Ebenen an. Es gibt verschiedene Gefässe, die einem ermöglichen, sich in der BEP innerhalb formeller Strukturen zu organisieren: Allen voran die jährlich stattfindende Generalversammlung der Genossenschaft, an der grundsätzliche Entscheide, etwa bezüglich Neubauten, Budget oder Statutenänderungen gefällt werden. Die Siedlungskommissionen⁸ gestalten indes das Zusammenleben mit, führen Aktivitäten durch und organisieren Versammlungen. Jährlich vor der ordentlichen Generalversammlung findet die Siedlungsversammlung, bei der im Industriequartier die Bewohner/innen der Siedlungen Industrie 1–4 teilnehmen können, statt.

Mit wenigen Ausnahmen nutzen die Interviewpartner/innen die traditionellen Gefässe der BEP, namentlich die Generalversammlung und die Siedlungsversammlungen, allesamt nur sporadisch. Sowohl die Generalversammlung als auch die Siedlungsversammlungen werden von den Interviewpartnerinnen und partnern unisono als eher von älteren, alteingesessenen Bewohnenden besuchte Veranstaltungen beschrieben.

⁸ Seit Juni 2016 werden die einstigen Koloniekommissionen als Siedlungskommissionen bezeichnet. Die Mitglieder der Siedlungskommissionen werden von den Bewohnenden einer Siedlung jeweils für drei Jahre gewählt. Eine ordentliche Siedlungsversammlung findet vor der ordentlichen Generalversammlung statt. Die Siedlungskommission Industrie besteht aus Bewohnenden der Siedlungen Industrie 1–4.



Balkone in der Industrie 1 der BEP

„Ich finde manchmal auch wenn die Kolonieranlässe, [...], ich nehme das schon zur Kenntnis und denke, ja man könnte sich ja mal wieder zeigen oder gerade ein paar Leute zusammen gehen und es wäre ja auch noch praktisch, dann müsste man ja nicht einmal Abendessen kochen. Aber dann ist irgendwie der eine in der Orchesterprobe und der andere im Training. Man kann es dann nicht immer wahrnehmen und das finde ich eigentlich schade, weil jene, die es organisieren, geben sich Mühe und zudem sieht man wirklich mal andere Leute. Ich denke, die Anlässe werden vor allem von den älteren Leuten besucht.“
(*Familie 3, Industrie 3*)

Wortlaute wie „man könnte doch gehen“, oder „es wäre wieder mal Zeit, zu gehen“ werden wiederholt geäußert und verweisen letztlich darauf, was eine Interviewpartnerin auf den Punkt bringt, indem sie den Entscheid, eine General- oder Siedlungsversammlung zu besuchen oder ihr fern zu bleiben folgendermassen definiert:

„Es ist eine Frage der Prioritäten. Wenn man lieber ins Kino geht, mit jemandem Abendessen, ist das auch ein Statement oder, anstatt an die Kolonieversammlung. Es kommt einfach auf die Prioritäten an, das ist für mich nicht die Priorität Nummer eins.“ (*WG, Industrie 1*)

Entscheidet man sich dann doch für die Teilnahme, dann rückt der Inhalt der Veranstaltungen, vorgegeben durch die Traktanden, nicht selten zugunsten der Geselligkeit – das gemeinsame Essen und die Möglichkeit des Austauschs – in den Hintergrund.

„Wenn man früh genug ist, kann man vorher noch etwas trinken und dann setzt man sich hin und dann reden sie vorne und dann stimmen wir ein bisschen ab. Die Kolonieversammlung, oder dann Generalversammlung, die ist dann wirklich in einem grossen Saal. In der Kolonieversammlung stimmt man ab und dann kann man dort noch mal zusammen stehen, dann gibt es eine Pause und dann ist das erledigt. Und bei der Generalversammlung gibt es eine Begrüssung, da geht es einfach ein bisschen länger, es gibt dann meistens auch noch ein Rahmenprogramm und ganz am Schluss gibt es noch ein Essen, und dann kann man ja auch wieder mit den anderen blödeln, finde ich, das ist okay. Was ich gemacht habe, ich bin an die Kolonieversammlung und nachher noch an die Generalversammlung gegangen. Bei zwei Sachen fand ich dann wirklich, okay, könnten wir es nicht ein bisschen schneller abhalten.“ (*Paar, Letten/Wasserwerk*)

Das Aufgabenspektrum der Siedlungskommission Industrie zeigt sich im regelmässigen Organisieren von geselligen Anlässen wie auch beim Einrichten des Generalversammlungssaals. Ein Anliegen ist auch die konkrete Nachbarschaftshilfe wie zum Beispiel die Unterstützung von Älteren Genossenschafter/innen oder Krankenbesuche im Spital. Ein Aufgabenspektrum, das jedoch eher einseitig auf Anlässe ausgerichtet ist und kaum weitere Kompetenzen beinhaltet. Eine Erkenntnis, die auch im Gruppeninterview mit Vorstand und Geschäftsstelle als Defizit angesprochen wird. Bezüglich der Durchmischung der Mitglieder der Siedlungskommission offenbart sich ein ähnliches Bild wie bei der Generalversammlung und Siedlungsversammlungsbesuchenden: Es seien hier vor allem die Pensionierten, die sich engagierten:

„Es sind zwei Männer und etwa sieben Frauen, also eine Übervertretung von Frauen. Es sind mehr Pensionierte als Berufstätige würde ich sagen, knapp mehr. [...] Aber tendenziell jene die wirklich fast überall dabei sind, sind meistens, der Präsident oder Vorsitzende und die pensionierten Leute. Altersmässig, ganz junge praktisch nicht, ich glaube es beginnt bei vierzig, würde ich sagen.“
(*Singlehaushalt, Industrie 3*)

Zudem sind die Bewohner/innen der Industrie 1 kaum vertreten in der Siedlungskommission, was auf den Unterschied der Struktur der Bewohner/innen, wie auch deren Milieus rückschliessen lässt.

Dass sich das Engagement der Genossenschafter/innen wandelt bzw. neben formellen und traditionellen auch weitere Formen des Engagements gelebt werden, ist man sich auch in der Geschäftsleitung und im Vorstand der BEP bewusst, so lässt es sich zumindest aus dem Gruppeninterview schliessen.

Grundsätzlich ist bei den Interviewten jedoch ein starker Zuspruch zur BEP als Organisation auszumachen. Sie betonen in den Gesprächen den Zweck der Wohnbaugenossenschaft, bezahlbaren Wohnraum in der Stadt zu ermöglichen und ein Gegengewicht zur Spekulation auf dem Wohnungsmarkt zu bilden und bezeichnen es folglich als „riesen Glück“ (*Familie 2, Industrie 1*) und als „Privileg“ (*Familie 1, Industrie 1*), dort zu wohnen. Nicht nur der günstige Mietzins und die Möglichkeit des Wohnens in einer bevorzugten, städtischen Lage werden hier als Argumente angebracht, sondern auch Dienstleistungsfunktionen, die die Genossenschaft ausübt (Hauswart), oder die von der Genossenschaft vertretenen Werte. Kurz: „Man fühlt sich hier in guten Händen.“ (*WG, Industrie 1*)

Trotzdem ist bei den Interviewten zum Teil nur ein geringes Interesse vorhanden, sich in formellen Gremien zu engagieren oder überhaupt daran teilzunehmen. Doch gerade die Wahrnehmung des Wohnens in der BEP als Privileg wird als Motor für potentielles formelles aber auch informelles Engagement angegeben. So wird zum Beispiel die Teilnahme an Genossenschaftsanlässen als (erwartete) Gegenleistung an die Genossenschaft interpretiert. Es ist in diesem Sinne weniger das Interesse an der Genossenschaft, als vielmehr ein Verpflichtungsgefühl, welches zur Teilnahme animiert.

„Ich finde sie [die Erwartungshaltung] legitim. Sie kommen uns ja auch bei vielen Sachen entgegen. Eben mit dem PreisLeistungsverhältnis und so. Und dassman, ja, über eine Zukunft, mehr oder weniger, abstimmen kann an der Generalversammlung. Und man darf sich ruhig etwas einbringen. [...] Man darf sich ruhig engagieren, im Bereich des Möglichen. Und ich finde auch nicht, dass es auf eine Art heisst, ja nein, die kommen nie. Aber ich habe schon auch gelernt, eben wenn es möglich ist, sei es die Kolonieverammlung oder die Generalversammlung, hingehen und sich mal zeigen, das wird schon auch geschätzt. Und sie machen ja auch etwas für uns, dann darf man auch ein wenig zurückgeben.“ (*Paar, Letten/Wasserwerk*)

Neue Formen genossenschaftlichen Engagements seitens BEP

Formen genossenschaftlichen Engagements, so wird es von einigen der interviewten Haushalte wahrgenommen, haben sich in den vergangenen Jahren durchaus ausdifferenziert. Neben wie den eben beschriebenen tradierten, formalen Gefässen für Engagement gesellten sich Gefässe, die von mehr Offenheit und Flexibilität geprägt sind, indem deren Rahmen zwar von der BEP zur Verfügung gestellt, deren Ausgestaltung jedoch in die Hände der Genossenschafter/innen gelegt wird.



Gemeinschaftliches Gartenprojekt Nähe Bhf.
Wipkingen für die Siedlungen Letten und Wasserwerk der BEP

„Ich habe den Eindruck, es hat sich schon relativ verändert so in den letzten sieben Jahren, die ich vergleichen kann. Einfach abhängig von den Leuten die sich engagieren. Eben mit dem BEP Atelier, [...] wo auch Leute referieren, die gereist sind, oder Sprachkurse oder Kinderbetreuung oder Bastelstunde. Also je nach dem wer dort etwas anbietet ist die Zielgruppe auch anders. [...] Ich habe den Eindruck, es gibt mehr Aktivitäten seit dem Anfang. Es gab auch Änderungen im Vorstand, für langjährige Leute kamen Nachfolger. Ja zum Beispiel das BEP Atelier gibt es noch nicht so lange, das ist etwas sehr vielfältiges und farbiges mit vielen verschiedenen Themenbereichen für Jung und Alt. Das finde ich sehr toll. Ich habe das Gefühl, so in den Jahren hat es sich von einer eher alteingesessenen, am Anfang hiess es noch Kolonie, Koloniekommision, das klingt irgendwie so verstaubt, beamtenhaft so ein wenig, es hat so alte Begriffe dabei. Das heisst jetzt zwar immer noch so, aber ich empfinde es als lockerer als vor sieben oder acht Jahren.“ (*Singlehaushalt, Industrie 3*)

Die jüngst von der Genossenschaft initiierten Mitwirkungsgefässe flossen denn auch in die Haushaltsgespräche ein. Das *Gartenprojekt* ermöglicht seit 2013 Genossenschaftlerinnen und Genossenschaftlern der Kolonien Letten und Wasserwerk das Gärtnern auf Beeten entlang der Geleise in der Nähe des Bahnhofs Wipkingen. Nach Gründung einer Gruppe von Interessierten, wurde in einem offenen Partizipationsprozess ein Gemeinschaftsgarten konzipiert und geplant. Die Genossenschaft nahm, gemäss den Resultaten dieses Prozesses, auf dem überwucherten, unbenutzten Stück Fläche Bodenproben, schloss einen Brunnen an und bereitete die Beete vor. Auch hier äussert sich, wie an anderer Stelle bereits angebracht, eine Dankbarkeit der Gartennutzenden bezüglich der von Seiten BEP vollbrachten Investition.

„Ich sage, es ist ein Geschenk, dass sie es überhaupt verfügbar machten. [...] Wir dürfen dort wirklich nur entgegennehmen.“ (*Paar, Letten/Wasserwerk*)

Damit wird im Interview auch angesprochen, dass die BEP die Kosten für das zum Bewässern der Beete benötigte Wasser übernimmt. Den Rahmen stellt folglich die Genossenschaft bereit. Wie viel Zeit jedoch auf dem Beet verbracht wird, welche Blumen oder welches Gemüse angepflanzt wird, wie oft gegossen und gejätet wird, entscheiden die Gärtnernden selbst. Die Formierung einer Leitung der Gartengruppe aus den Reihen der Nutzenden, die dafür verantwortlich zeichnet, dass die Organisation des Gartens sichergestellt ist, sowie die Durchführung eines quartierinternen Anlasses zur Sichtbarmachung des Projekts – so lauteten die einzigen von der Genossenschaft auferlegten Vorgaben. Ansonsten dürfen die Gärtnernden, die Mehrheit von ihnen ist zwischen 35 und 50 Jahre alt, in Eigenregie „werkeln, machen und tun“ (*Paar, Letten/Wasserwerk*). Neben der Tätigkeit an sich, dem Gärtnern, das die Nutzenden schätzen, betonen sie darüber hinaus die Gelegenheit, durch das Gartenprojekt neue Kontakte zu knüpfen.

Auch im Gruppeninterview mit Personen aus dem Vorstand und der Geschäftsleitung der BEP wird die Wahrnehmung einer veränderten Mitmach-Kultur thematisiert. Während man früher vor allem mit Forderungen zu tun hatte, in der die BEP konkrete Dinge bereitstellen sollte, geht es heute eher um eine Art Rahmung, die man sich seitens der BEP wünscht. Die Bewohner/innen – so die Einschätzung im Gruppeninterview – wollen aber durchaus selbst teilhaben, mitentscheiden und nicht alles fix und fertig vorgesetzt bekommen. Ebenfalls in Wipkingen ist das BEP-Atelier angesiedelt, welches den Bewohnenden der

Genossenschaft die Möglichkeit bietet, sich gegenseitig und kostenlos Fähigkeiten, Fertigkeiten und spezifisches Wissen zur Verfügung stellen. Interessierte können gleichsam Programme anbieten, wie auch vom Angebot profitieren. Die Angebote reichen in der Praxis von Sprach-Cafés über Philosophie oder Reisegruppen bis hin zu Gesellschaftsspiel-Abenden oder Kindergeburtstage.

„Es ist ein sehr bunt abgedecktes Programm, wo [...] jeder etwas findet, wenn er will, und dadurch auch zusätzliche Kontakte knüpft.“ (*Paar Letten/Wasserwerk*)

Inwiefern das BEP-Atelier auch von Bewohnenden aus den Industrie-Siedlungen wahrgenommen wird, lässt sich aus den Haushaltsinterviews kaum herauslesen. Allerdings wird die Beobachtung geäußert, dass sowohl die Besucher als auch die Anbietergruppen hinsichtlich des Alters ganz unterschiedlich seien und dass das BEP-Atelier im Vergleich zu anderen Angeboten der BEP, rege genutzt werde.

Mit dem Gartenprojekt und dem BEP-Atelier hat die BEP Gefässe eingerichtet, die die neuen Formen von Engagement und Kontaktmöglichkeiten gut unterstützen. Engagement in beiden Gefässen ist individuell und punktuell möglich. Entsprechend werden diese Angebote geschätzt. So tauchen in den Interviews, gerade auch in Zusammenhang mit Gartenprojekt und BEP-Atelier, immer wieder Erzählungen über die Dankbarkeit gegenüber der Genossenschaft auf. Diese Art von Dankbarkeit gegenüber der Genossenschaft beinhaltet wohl auch eine Reflexion über den Wert der Genossenschaft und über den damit zusammenhängenden Genossenschaftsgedanken. So sind es denn diese Möglichkeitsräume, welche Kontakte und Engagement fördern, die schliesslich auch zu einer Reflexion über den Genossenschaftsgedanken anregen.

Selbstorganisiertes Engagement

Den Blick auf die Siedlung Industrie 1 gelenkt, offenbaren sich bislang noch nicht beschriebene Formen von Engagement. Die Bewohner/innen engagieren sich hier mehrheitlich selbstorganisiert, soll heissen unabhängig von den formalen Strukturen der Genossenschaft:

„Vieles ist informell. Zwei, drei haben sich zusammengetan und Lust gehabt, etwas zu machen. [...] Es ist nicht über irgendwelche fixen Strukturen, Kommissionen.“ (*Familie 2, Industrie 1*)

Eine siedlungsübergreifende E-Mail-Liste, die von den Bewohner/innen für verschiedenste alltägliche Belange als Tauschplattform genutzt wird, dient als erstes Beispiel:

„Das ist genial, da kommt immer wieder etwas: ‚Ich brauche eine Matratze, ich habe Gäste, kann mir jemand eine Matratze ausleihen?‘ [...] Ich habe mal meinen Hausschlüssel verloren, [...] ich habe es nicht einmal bemerkt, und dann habe ich ein Mail bekommen mit einem Foto von meinem Schlüssel und dann hiess es: ‚Wem gehört dieser Schlüssel?‘“ (*WG, Industrie 1*)

Allerdings wird betont, dass längst nicht alle Bewohnenden in der Liste eingetragen sind, geschweige denn überhaupt von ihr wissen. Unklar bleibt denn auch, wie die Bewohner/innen über die Liste informiert und einbezogen werden.

Im Zentrum des Engagements einiger Bewohner/innen der Siedlung Industrie 1 steht jedoch der Innenhof, der wie beschrieben einen wichtigen Ort für den sozialen Kontakt

unter den Familien bildet. Die besagten Familien waren es denn auch, die sich in Eigenregie zusammenschlossen, um eine Umgestaltung des Hofes vorzunehmen. Dieser zeigte sich nach der Sanierung der Siedlung etwas betonlastig und „sehr kühl und wenig Grün“ (*Familie 1, Industrie 1*). Ausserdem störten sich insbesondere die Kinder ob dem Belag des Bodens, der vorwiegend aus spitzem Kies bestand. Im Austausch mit der verantwortlichen Sozialarbeiterin bei der BEP wurde, nach anfänglichen Auseinandersetzungen zwischen Bewohner/innen und der Geschäftsstelle der BEP, der Veränderungsspielraum ausgehandelt. Die BEP stellte daraufhin neue Kiessteine zur Verfügung, welche die Bewohner/innen in einer Wochenendaktion mit den alten auswechselten. In Form von Töpfen mit Pflanzen wurde der einst graue Hof begrünt.

„Das Prinzip lautete einfach: Ihr dürft nichts in den Boden pflanzen. Es muss irgendwie einfach in Töpfen sein, die man wieder entfernen kann. Es muss mobil sein.“ (*Familie 1, Industrie 1*)

Aus dieser Hofumgestaltungsaktion formierten sich fortan weitere Anlässe, die bis heute Bestand haben und auf Initiative Einzelner regelmässig stattfinden. Das Äquivalent zur sommerlichen Nutzung des Innenhofs bilden im Winter Spiele und Filmabende im Gemeinschaftsraum, die jeweils auf spontane Anfragen hin stattfinden.

„Wir machen eigentlich zwei Anlässe, wir machen das Fest im Herbst, das Hausfest, und wir machen im Mai/Juni einen Pflanztag. Dann kommen alle zusammen und dann wird Erde besorgt und dann werden alle Oleander von dem Dachstock runter getragen und der Hof hergerichtet. [...] Das sind so die Anlässe, die wir machen. Irgendwie übernimmt dann meistens irgendjemand die Initiative und macht einen Doodle, so ist das.“ (*Familie 1, Industrie 1*)

In den Interviews kommt ausserdem zum Ausdruck, dass das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den beteiligten Familien im Zuge des Hofumgestaltungsprozesses, in der gemeinsamen Tätigkeit also intensiviert wurde:

„Und die Bewohner haben nachher zusammen den Kies weggeschaufelt und zwei Wochen später den neuen Kies wieder ausgebracht. Und das ist eigentlich wirklich viel Arbeit gewesen, aber es hat auch wie die Gemeinschaft gestärkt.“ (*Familie 2, Industrie 1*).

Sehr wohl wird von den interviewten und engagierten Familien wahrgenommen, dass meistens dieselben Leute mitmachten, was zum einen kein Problem sei, da die engagierte Gruppe gross genug sei.

„Natürlich sind es immer die gleichen Leute, die auch mitmachen, die nämlich auch den Hinterhof nutzen. Ich meine, die anderen machen nicht mit. Aber es sind genug.“ (*Familie 1, Industrie 1*)

Gleichzeitig wird jedoch reflektiert, wie sich diese Gruppenbildung auf das Siedlungsleben als Ganzes auswirkt. Festgestellt wird dabei in den Interviews, dass es Familien mit ähnlichen Lebensstilen und soziokulturellem Hintergrund seien, die sich zusammenfinden – ganz im Sinne von „Gleich und Gleich gesellt sich gern“. So findet denn nicht

nur im Rahmen des formellen sondern auch des informelle Engagement eine gewisse Segregation innerhalb der Siedlung Industrie 1 statt, wie eine Familie kritisch räsoniert.

„Was man schon merkt, ist schlussendlich, es sind ja immer ein bisschen die gleichen die sich sehen und zusammensitzen. Und manchmal finde ich, ist die Frage schon, wie fest integriert man denn auch Leute die einen anderen kulturellen Hintergrund haben. [...] Da muss man schon sagen, es ist eine segregierte Geschichte hier in der Siedlung. Es sind eben die gleichgesinnten Schweizer Mittelstandsfamilien und zum Beispiel die Ausländer, oder die Schweizer mit ausländischem Hintergrund, die machen eigentlich nicht mit, die engagieren sich auch nicht. Das ist jetzt ein bisschen sehr allgemein ausgedrückt, aber so von der Tendenz her ist es wirklich schon so. Und das sind dann wieder andere Gründe, wahrscheinlich auch Ängste sich zu blamieren wenn man nicht gut Deutsch kann, was hat man da gemeinsames, über was redet man.“ (*Familie 1, Industrie 1*)

Durch das aktive informelle Engagement dieser Gruppe von Familien, die sich gegenseitig unterstützen, intensivere, freundschaftliche Nachbarschaftskontakte pflegen und sich um ihr direktes Wohnumfeld kümmern, werden auf der anderen Seite selbstverständlich diejenigen Nachbarinnen und Nachbarn als Gruppe sichtbar, die sich nicht in dieser Form engagieren. Integration und Ausschluss gehören in sozialen Gefügen oft untrennbar zusammen. So führt dieser soziale Mikrokosmos nicht nur innerhalb der Siedlung, sondern auch im genossenschaftlichen Gefüge zu kleineren oder grösseren Spannungen. An dieser Stelle werden denn auch unterschiedliche Vorstellungen über die Form von Engagement innerhalb der Genossenschaft sichtbar. Diese Bruchlinie zeigt sich zum Beispiel entlang der Identifikationsebene. Bezieht sich diese in erster Linie auf das eigene Wohnumfeld und kaum auf die Genossenschaft als Ganzes, wird die Frage nach dem Verlust des solidarischen Genossenschaftsgedankens und dem Vormarsch des Egoismus laut. Diskussionen über den Stellenwert von formalem und informellem Engagement, wie auch zum Wandel der Engagementformen hin zu punktuellen Aktivitäten werden auch im Vorstand und der Geschäftsstelle geführt und unterschiedlich bewertet. So werden im Gruppeninterview mit Vorstand und Geschäftsstelle Positionen deutlich, die die Verwirklichung des genossenschaftlichen Gedankens eher im Engagement in formellen Gefässen sehen, wie folgendes Zitat deutlich macht.

„Wobei ich finde es eigentlich toller, wenn sich die Leute in der Kommission, in der Siedlungskommission, engagieren würden, oder? Es ist verbindlicher. Sie müssen sich dort mit gewissen Anliegen, die sie haben oder vielleicht vom Haus auseinandersetzen oder von Themen dieser Kommission in der man dann halt ist. Also ich denke, das ist ein wenig ein Schritt mehr, eine Verpflichtung, dass man sagt, ich komme da jetzt mal rein und mache dann so und so lange mit. Das Andere finde ich schon auch gut, dass man sich so projekt-mässig beteiligen kann, aber ich finde mitmachen in einer Siedlungskommission bindet mich eigentlich mehr an die Genossenschaft und verkörpert für mich mehr den genossenschaftlichen Gedanken eigentlich. Zusammen kontinuierlich an etwas arbeiten, oder?“ (*Gruppeninterview*)

Auf der anderen Seite werden Ansichten vertreten, die das Potential von punktuelltem Engagement betonen.

„Also ich denke es braucht beides. Dass man einen gewissen – sagen wir mal – einen BEP-Standard aufrecht erhalten kann, braucht es sicher einen gewissen Kern, sprich eine Siedlungs und oder eine Koloniekommission bis anhin, wo auch eine gewisse verpflichtende Rolle übernommen wird. [...]Auf der anderen Seite hat man aber ganz spezielle Sachen wie zum Beispiel eine Gartengruppe oder wenn man will einen Siedlungsspielplatz oder einen Begegnungsraum gestalten. Da finde ich es ganz gut, wenn man dann das Ganze öffnet und auch temporäre Helfer hat. Denn diese temporären Helfer sind in meinen Augen auch ein mögliches Potenzial, um dann feste Mitglieder zu rekrutieren.“
(Gruppeninterview)

Diese Bruchlinie zieht sich auch durch die unterschiedlichen genossenschaftlichen Milieus der Bewohnenden, die einen eher nach traditionelleren, die anderen nach progressiveren Werten ausgerichtet.

Ein Bündel von beeinflussenden Faktoren

Die Bereitschaft, sich formal oder informell zu engagieren, wird indes von verschiedenen Faktoren begünstigt oder aber auch eingegrenzt. So finden sich bei den Haushaltsinterviews Personen, die in den Gesprächen eine intrinsisch verankerte Motivation, also eine Motivation die einem inneren Anreiz und Wertesystem entspringt, zum Ausdruck bringen, sich zu engagieren. Intrinsisch Motivierte beschreiben sich denn auch als grundsätzlich interessierte, engagierte Personen, die mitbestimmen und sich beteiligen wollen. Bisweilen äussert sich die intrinsische Motivation äusserst subtil und koppelt sich mit parteipolitischem Engagement oder auch Idealen, die an traditionellen Werten ausgerichtet, sich entsprechend im formalen Engagement zeigen. Ihre intrinsische Motivation lässt die Bewohner/innen schnell in Kontakt mit Gleichgesinnten kommen und ihre Ideen umsetzen.

„Ja eben, wenn du jemand bist, der mitanpackt oder wenn du jemand bist, der offen ist, wenn du gerne den Kontakt zu Mitmenschen hast dann bist du natürlich schnell so in einer Gruppe mit der man dann mal etwas zusammen auf die Beine stellt. Oder ich bin eine wenn es heisst, wir treffen uns heute um acht Uhr, Hinterhofgestaltung, ja dann finde ich das spannend. Dann gehe ich mir das anhören und dann bin ich auch bereit, etwas dazu beizutragen. Das ist sicher eher meine Art vom Typ her. So rutscht man da halt rein. Oder auch wenn man einmal im Jahr an die Generalversammlung geht, also gut ich kenne da auch viele Leute, die im Vorstand sind noch von der SP und so, dann ist es naheliegend, dann fragt man dich natürlich an, wenn man schon sieht, du kommst überhaupt und bist eventuell interessiert. Das ist wie, das eine führt zum anderen.“ (Familie 1, Industrie 1)

Engagement, ob formal oder informell und die Anzahl und Intensität von Kontakten stehen in einem Zusammenspiel (vgl. Kapitel 8.7). So zeigt sich in den Interviews, dass bestehende Siedlungskontakte zu Engagement führen, denn das verstärkte gemeinsame Engagement der jungen Familien ist auch darauf zurückzuführen, dass bereits vielfältige Kontakte durch die Nutzung des gemeinsamen Innenhofs sowie die ähnliche Lebensphase

bestanden. Die bestehenden Kontakte begünstigen hier ein gemeinsames Engagement für die gemeinschaftliche Ausgestaltung des Innenhofs.

Beeinflussend wirkt weiter die persönliche Betroffenheit, die eng mit dem eigenen Wohnumfeld verwoben ist. Aus der unmittelbaren Betroffenheit der Siedlungssanierung Industrie 3 resultiert sowohl formales als auch informelles Engagement.

„Dort [an der Siedlungsversammlung] war ich erst einmal, im Vorfeld vom Umbau, also unserem [der Siedlung Industrie 3]. Das waren ganz viele Leute, da wollten alle wissen, was wird jetzt, was kommt jetzt, wie sieht das aus, was kostet es dann, was heisst das für uns etc. Und was passiert während dem Umbau, wo können wir wohnen. Die Betroffenheit hat dann wirklich zu einer hohen Teilnahme geführt.“ (*Familie 3, Industrie 3*)

5.4.4 Identifikationsebenen

Sind an einer General- oder Siedlungsversammlung Themen traktandiert, die die eigene Siedlung betreffen, werden diese nicht nur von den Alteingesessenen, sondern vielmehr von einer breiten Bewohnerschaft besucht. Die erhöhte Präsenz an formalen Anlässen, die an das eigene Wohnumfeld gekoppelt sind, verweisen auf eine hohe Identifikation mit der Haus- und Siedlungsebene, wohingegen gesamtgenossenschaftliche Traktanden als zu weit vom eigenen Alltag beschrieben werden. Verstärkt kommt die Ebene der Identifikation auch im Zuge des intensiven, selbstorganisierten, informellen Engagements der Bewohnenden der Siedlung Industrie 1 zur Sprache; dies sowohl implizit wie auch explizit.

„Also ich glaube, es ist die Identifikation mit dem eigenen direkten Umfeld, mit diesem Haus, wo man drin wohnt, wo man gemeinsam den Hof nutzt, die ist gross. Und nachher mit der grossen Genossenschaft denke ich, das ist so ein bisschen, ja man geht schon einmal an eine Versammlung, aber dort ist die Identifikation weniger gross.“ (*Familie 2, Industrie 1*)

Eine Form der Betroffenheit bildet letztlich auch Unzufriedenheit oder Widerstand, wofür beispielhaft die Hofumgestaltung der Siedlung Industrie 1 steht, die der Unzufriedenheit mit der Gestaltung des Innenhofs entsprungen ist. Demgegenüber wird angebracht, dass, solange nichts zu beanstanden ist, „das Bedürfnis auch nicht riesig ist, sich mit der Verwaltung zu treffen“ (*WG, Industrie 1*).

Zu den bislang erwähnten beeinflussenden Faktoren gesellt sich zusätzlich die *Lebensphase*. Je nach Lebensphase werden unterschiedliche Ansprüche an die Gefässe gestellt. Formale Gremien sprechen allen voran ältere Bewohnerinnen und Bewohner und/oder intrinsisch motivierte – meist langjährige und alteingesessene – Genosschafter/innen an. Diese, insbesondere ehemalige Angestellte von Bundesbetrieben, verbinden ihre eigene Geschichte mit derjenigen der Genossenschaft. Dies äussert sich in ihrer regelmässigen Teilnahme an General- und Siedlungsversammlungen genauso wie in der Bereitschaft, sich vermehrt als die jüngeren und erwerbstätigen Bewohner/innen als fixe Mitglieder in der Siedlungskommission zu engagieren.

Für Erwerbstätige und Familien, die in einen flexiblen Alltag und dessen Organisation eingebettet sind, bedeuten strikte Termine oder langfristige Formen von Engagement einen grossen Mehraufwand, mehr noch: sind schlichtweg nicht mit dem jeweiligen Alltag kompatibel. Mit den Lebensphasen Erwerbstätigkeit und Familie eng verbunden

ist daher der Anspruch an Zeitsouveränität: Engagement soll punktuell, flexibel und interessengeleitet erfolgen. Die genannten Ansprüche sind am ehesten mit informellem, weil autonom gestaltetem Engagement zu vereinbaren. Formales Engagement, wie es in der Siedlungskommission möglich ist, wird dagegen zumeist als zu starr und unattraktiv beschrieben, die Generalversammlung als familienunfreundlicher Anlass. Letzterer wird zwar sporadisch besucht, allerdings wird die Teilnahme eher als „Verpflichtung“ wahrgenommen.

„Generell gehen wir einfach an Genossenschaftsveranstaltungen so von Zeit zu Zeit, weil wir finden, ja doch Genossenschaft finde ich, da hat man auch eine Verpflichtung ein Stück weit. Aber es ist nicht wirklich Freude oder so.“ (*Familie 2, Industrie 1*)

Als positiv wahrgenommene Initiative von Seiten BEP für neue Formen des Engagements, lassen sich hingegen das Gartenprojekt und BEP-Atelier verstehen. Dies sind Beispiele von multifunktionalen Räumen, die bei verschiedenen Interessen von Personen in unterschiedlichen Lebensphasen anknüpfen. Hierbei gibt die Genossenschaft den Rahmen vor bzw. stellt diesen bereit; die Ausgestaltung jedoch erfolgt in Eigenregie der Bewohnenden.

Intrinsische Motivation, persönliche Betroffenheit, Lebensphase oder Habitus bestimmen, so lässt sich resümierend anbringen, von Seiten Bewohnender in gegenseitiger Wechselwirkung die Bereitschaft, sich für das Wohnhaus, die Siedlung oder die Genossenschaft zu engagieren. Zu beobachten ist ausserdem, dass es meistens eine kritische Masse braucht, damit Engagement wahrnehmbar wird. Das heisst, es braucht mehrere Personen, die einen Aspekt wie intrinsische Motivation, Betroffenheit, oder Lebensphase und Lebensstil teilen und sich aufgrund gemeinsamer Interessen zusammenschliessen. Eben solche Zusammenschlüsse ergeben zum einen wichtige Kontakte, zum anderen generieren sie auch Ausschlüsse.

5.4.5 Organisationsperspektive auf genossenschaftliches Engagement und Strukturen der BEP

Die strategische Führung obliegt dem BEP-Vorstand, bestehend aus fünf bis zehn (aktuell 2017 zehn Personen) von der Generalversammlung gewählten Personen (Mehrzahl müssen Genossenschaftsmitglieder sein). Die Geschäftsstelle der BEP setzt sich aus über 20 Mitarbeitenden zusammen. Diese operative Führung der BEP ist in vier Bereiche gegliedert: Immobilienbewirtschaftung (technisch und administrativ), Soziales und Kultur, Bau und Finanzen. Zudem verfügen die meisten BEP-Siedlungen über Siedlungskommissionen. Deren Mitglieder werden an der jeweiligen Siedlungsversammlung jeweils für drei Jahre gewählt.⁹

Beim Gruppeninterview mit Mitgliedern aus der Geschäftsstelle und dem Vorstand der BEP kristallisiert sich das Selbstverständnis der BEP heraus, welches den Grundsatz vertritt, Wohnungen der Spekulation zu entziehen und Personen mit niedrigem Einkommen ein Wohnen in der Stadt zu ermöglichen.

„Ich denke es ist die Aufgabe der Genossenschaft, dass man mehr Wohnungen anbieten kann, die sich die Leute auch leisten können, oder? Und die nicht irgendwie einen spekulativen Charakter haben. Ich finde mit Wohnen verdient

⁹ Vgl.: <http://www.bep-zuerich.ch/ueber-uns/>

man kein Geld! Also Wohnen ist ein Menschenrecht.“ (*Gruppeninterview*).

Des Weiteren wird betont, dass sich die Bewohnerinnen und Bewohner ausdifferenziert haben – die einstige Zielgruppe der Kleinfamilie wird immer seltener. Dieser Ausdifferenzierung will die BEP begegnen, indem sie Offenheit bewahrt und sich nicht auf eine bestimmte Zielgruppe auslegt sondern Wohnraum für verschiedene Lebensformen und stile anbietet.

Ein Ziel der BEP ist es zu wachsen, von heute rund 1400 auf 2000 Wohnungen im Jahr 2025. Daher hat sich im Bereich Bau in den vergangenen Jahren schon einiges getan, es wurde viel investiert und saniert. Mit dem Wachstum stellt sich jedoch auch die Frage nach der Qualität ein, denn die Bewohner/innen sollen sich in den neuen Siedlungen auch wohl fühlen.

„Das Wachstum ist ein strategisches Ziel das wir haben. Wir wollen ja wachsen. [...] Ja und dann kommt natürlich dazu, dass sich die Leute bei uns wohl fühlen sollen. Das Ziel ist dabei, dass wir eigentlich für alle bauen. Das sind so Diskussionen die wir schon lange führen, für wen bauen wir eigentlich?“ (*Gruppeninterview*)

Wichtig bleibe hier aber laut der Mitglieder aus Vorstand und Geschäftsstelle der BEP ein differenzierter Umgang mit den einzelnen Siedlungen, es gibt keine Pauschalrezepte und es bedarf unterschiedlicher Strategien je nach Siedlung (sind z.B. Wohnungszusammenlegungen verträglich? Machen Ersatzneubauten Sinn? usw.).

Ein weiteres Ziel, aber auf der sozialen Ebene angesiedelt, ist in den BEP-Siedlungen ein „Mehr als nur Wohnen“ anzubieten (Veranstaltungen, Aktivitäten rund ums Wohnen, Begegnungen), d.h. ein intensiveres Zusammenleben zu ermöglichen und eine positive Einstellung gegenüber der Organisation sowie die Mitwirkung von Bewohnerinnen und Bewohnern zu fördern. Hier ist das Bewusstsein vorhanden, dass dies sowohl architektonische (z.B. gemeinschaftlich genutzte Innen- und Aussenräume) als auch strukturelle Organisation seitens der Genossenschaft bedarf. Zudem ist man sich der gesellschaftlichen Veränderungen, die sich u.a. in differenzierten Engagement-Formen niederschlagen, durchaus bewusst, möchte darauf reagieren und mit diesen mitgehen. Dies zeichnet sich bereits in einem Wandel innerhalb der Geschäftsstelle ab: Die Stelle „Soziales“ verabschiedete sich von einer eher klassischen Sozialarbeit des „sich kümmern“ hin zur Aufnahme verschiedenster Bedürfnisse im Sinne einer Soziokulturellen Animation. Wie bereits erwähnt, wurden neue Angebote geschaffen, die den Bewohnerinnen und Bewohnern Freiräume zugestehen und Unvorhergesehenes zulassen (siehe Gartenprojekt und BEP-Atelier).

Ebenfalls findet im Gruppeninterview die Neuorganisation der Siedlungskommissionen (SiKo) und Siedlungsversammlungen Erwähnung, über die an der späteren Generalversammlung im Juni 2016 abgestimmt wurde (Statutenrevision zur Installierung der Kommission Kultur & Soziales (KuSo) und Organisation SiKos). Hier wird auch eine Abgabe der Verantwortlichkeiten durch die Verteilung eines gewissen Budgets an die Siedlungskommissionen thematisiert. Man ist sich darüber im Klaren, dass die Siedlungskommissionen – und die Entscheidungen, die in dieser getroffen werden – näher am Wohnumfeld und alltag der Bewohnenden liegen und sich aus der persönlichen Betroffenheit informelles aber auch formales Engagement entwickeln kann. Die Distanz zu den Bewohnerinnen und Bewohnern, welche sich aus der Grösse und Organisation-

strukturen der BEP ergeben, gilt es nach Aussagen der Mitglieder aus Vorstand und Geschäftsstelle zu überwinden:

„Wir müssen [...] näher an die Leute rankommen und unsere Kräfte und alles ein wenig dezentral und effizienter organisieren. Wenn ich zum Beispiel an die letzte oder vorletzte Kolonieverammlung im Industrie denke: sechzig Teilnehmende, zwanzig Mitglieder von Vorstand und Koloniekommision und vierzig, also rund ein Drittel [...] Offizielle, das ist einfach ein Übergewicht, das auch auf die Teilnehmenden erdrückend wirkt.“ (*Gruppeninterview*)

Darüber hinaus sind sich die Mitglieder des Vorstands und der Geschäftsstelle im Gruppeninterview recht einig, dass – um die verschiedenen Ziele der BEP zu erreichen – die Herausforderung auch in der Bereitstellung von Ressourcen liegt.

5.5 Fazit Fallstudie BEP

Inwiefern äussert sich Engagement in einer Siedlung?

In welchen Bereichen engagieren sich Bewohner/innen?

In welchen Formen äussert sich das Engagement?

Worin besteht die Motivation, sich zu engagieren?

Die Bereiche und Formen des Engagements, welche sich in den untersuchten Siedlungen beobachten lassen, zeigen sich grundsätzlich auf unterschiedlichen Ebenen. Zum einen gibt es Gefässe, die es ermöglichen, sich in der BEP innerhalb formeller Strukturen zu organisieren. Diese traditionellen Gefässe (z.B. Generalversammlung, Siedlungskommissionen) werden von den Interviewpartnerinnen und partnern eher sporadisch aufgesucht und es wird darauf verwiesen, dass diese meist von älteren, alteingesessenen Bewohnenden besucht werden. Wenn man diese Veranstaltungen doch mal besucht, dann meist weniger aufgrund der traktierten Inhalte sondern eher des geselligen Anlasses und der Möglichkeit des Austausches wegen. Das Wohnen in der BEP wird in den Haushaltsinterviews aber oftmals als Privileg verstanden und als Motor für potentiell formelles aber auch informelles Engagement angegeben. Die Teilnahme an Genossenschaftsanlässen kann daher auch aus einem Verpflichtungsgefühl heraus erfolgen – man zeigt mit der Teilnahme seine Dankbarkeit als Gegenleistung für das Privileg des günstigen Wohnens und dafür, dass man sich bei der BEP in guten Händen weiss.

Neben formalen Gefässen kamen bei der BEP solche hinzu, die von mehr Offenheit und Flexibilität geprägt sind – der Rahmen wird hier von der BEP zur Verfügung gestellt, deren Ausgestaltung obliegt jedoch den Genossenschaftler/innen, so dass neue Formen von Engagement und Kontaktmöglichkeiten gut unterstützt werden können. Das BEP-Atelier und das Gartenprojekt sind gute Beispiele von neuen Gefässen, in denen Engagement individuell und punktuell möglich ist, diese Angebote werden entsprechend geschätzt. Zudem lässt sich vermuten, dass diese Möglichkeitsräume, welche Kontakte und Engagement fördern, schliesslich auch zu einer Reflexion über den Genossenschaftsgedanken anregen. Gerade bei der Siedlung Industrie 1 liess sich zudem selbstorganisiertes Engagement, welches sich unabhängig der formalen Strukturen der Genossenschaft darstellt, seitens der Bewohner/innen beobachten. Dieses aktive informelle Engagement einer Teilgruppe der Bewohnenden (v.a. junge Familien), welches sich auch in intensiveren, freundschaftlichen Nachbarschaftskontakten, gegenseitiger Unterstützung und Sorgetragen für das direkte Wohnumfeld niederschlägt, führt aber auch zum Ausschluss jener Nachbar/innen,

die sich nicht in dieser Form engagieren. So herrschen bezüglich des selbstorganisierten Engagements unterschiedliche Vorstellungen bzw. wird dieses in den Interviews kontrovers diskutiert – für die einen ist es gleichzusetzen mit Egoismus und dem Schwinden des Genossenschaftsgedankens, für die anderen ist es einfach ein Zeichen des Wandels der Engagementformen hin zu punktuellen, themenbezogenen Aktivitäten in Eigenregie.

Ob man sich engagiert – sei es formal oder informell – wird von verschiedenen Faktoren begünstigt oder eingegrenzt. Bei den Haushaltsinterviews traf man teilweise auf Personen, deren Engagement einer intrinsisch verankerten Motivation zu Grunde lag. Diese lassen sich als grundsätzlich interessierte, engagierte Personen verstehen, die mitbestimmen und sich beteiligen wollen. Des Weiteren kann diese intrinsische Motivation geknüpft sein an parteipolitisches Engagement oder Idealen, die an traditionellen Werten ausgerichtet sind und sich entsprechend im formalen Engagement zeigen. Intrinsisch Motivierte treten schnell in Kontakt mit Gleichgesinnten, mit denen sie ihre Ideen gemeinsam umsetzen. Einen weiteren Faktor bildet die persönliche Betroffenheit, die eng mit dem eigenen Wohnumfeld verwoben ist – z.B. konnte im Zusammenhang mit der unmittelbaren Betroffenheit der Siedlungssanierung in der Industrie 3 formales als auch informelles Engagement angekurbelt werden.

Generell lässt sich also feststellen, dass bei der BEP – analog zu gesellschaftlichen Individualisierungs und Pluralisierungsprozessen – eine Pluralisierung der Engagementformen und vermehrtes individualisiertes Engagement zu beobachten ist. Die Motive und Interessen der Engagierten sind vielfältig und die Ansprüche verändern sich: Engagement soll Beweglichkeit, Autonomie, Gestaltungsfreiheit und Eigenregie ermöglichen und sporadisch, selbstorganisiert und themenbezogen erfolgen. Entsprechend werden prominente Formen formalen Engagements als verpflichtend und nicht ansprechend angesehen. Engagement wird mehrheitlich nicht mehr auf das grosse Ganze bezogen, sondern richtet sich nach den Engagierten selbst, also nach ihren Interessen und Bedürfnissen.

Wie können neuere/jüngere Genossenschafter/innen eingebunden werden?

Wo braucht es Anpassungsleistungen der offiziellen Strukturen?

Bezüglich der unterschiedlichen Formen von Engagement lässt sich betonen, dass ein Nebeneinander dieser möglich und sinnvoll ist – neue Formen und Gefässe für Engagement schliessen traditionelle nicht aus und umgekehrt. Es müssen aber teilweise Veränderungen auf struktureller Ebene erfolgen, die Rolle der BEP ist hier, adäquate Strukturen zu schaffen, wenn sie mit dem gesellschaftlichen Wandel Schritt halten möchte. Erste Schritte in diese Richtung lassen sich bereits beobachten: So wurden beispielsweise die Zeiten der Generalversammlung angepasst, um Erwerbstätigen und Familien entgegen zu kommen (neu auf 19 Uhr). Auch die neuen Gefässe BEP-Atelier und das Gartenprojekt konstituieren sich als zusätzliche Möglichkeitsräume – in denen Genossenschafter/innen eingebunden werden können – indem sie ein hohes Mass an Mitbestimmung und Selbständigkeit ermöglichen. Diese Gefässe sind mit sozialräumlichen Investitionen verbunden und benötigen Ressourcen seitens der Genossenschaft. Vor dem Hintergrund der Dynamik und Flexibilität bezüglich des Engagements darf die Organisation also nicht nur strikt vorgehend und stark regulierend wirken. In der BEP wurde dies erkannt, es wurden Rahmenbedingungen für flexiblere Engagementformen geschaffen – man wirkt unterstützend, aktivierend, ermutigend. Entsprechend lassen sich die beiden Projekte BEP-Atelier und Garten als gute Beispiele erkennen bei denen viel investiert wurde seitens BEP und die entsprechend gut funktionieren. Die Form und der Umfang des persönlichen Engagement wird der Eigenregie der Genossenschafter/innen

überlassen, sie können dies auf ihre eigene Bedürfnisse und ihr Interesse abstimmen und sich punktuell und themenbezogen engagieren – eine flexible Beteiligung ist also möglich, was dem gesellschaftlichem Zeitgeist bzw. vielen erwerbstätigen und jüngeren Genossenschafter/innen entspricht. Diese neuen Gefässe sind zudem aber auch wichtig, um einem Ausschluss entgegenzuwirken und so möglichst viele Bewohner/innen abzuholen. Man muss hier nicht bereits mit anderen Bewohner/innen im Kontakt stehen, um sich zu engagieren sondern kann über das Engagement neue Kontakte knüpfen. In den Siedlungen der Industrie fehlt bisher allerdings ein derartiges Angebot.

Die Diversität an Möglichkeitsräumen ist zudem letztendlich entscheidend: Es braucht eine Fülle an unterschiedlichen Gefässen (formal und weniger formal), so dass unterschiedliche Genossenschafter/innen mit ihren verschiedenen Bedürfnissen und Interessen eingebunden werden können.

Welche generellen sozialräumlichen Aspekte begünstigen oder erschweren nachbarschaftliche Beziehungen sowie Engagement für die Siedlung und für die Genossenschaft?

Die BEP lässt sich bei der Industrie 1 beim Bau (in den Jahren 1913–1915) wie auch bei der Totalsanierung der Siedlung (2005–2006) als Pionierin bezeichnen. So war es bei letzterer, in einer Zeit in der sich das Quartier generell in einem grossen Umbruch befand (nach dem „Drogen-Elend“ im Kreis 5), ein Anliegen, das Quartier bewusst wieder für eine andere Klientel (bspw. Familien) attraktiv zu gestalten und diese zurück ins Quartier zu holen. Dies hat sich sodann situationsbezogen auf die Vermietungspolitik der BEP und auf die spätere Bildung eines homogenen Kerns ausgewirkt. Die erneute Pionierfunktion der Industrie 1 hat damit Formen von Vergemeinschaftung begünstigt, die sowohl integrierend wie auch ausschliessend wirkten.

Die nachbarschaftlichen Beziehungen in der Industrie 1 lassen sich daher auf der einen Seite als sehr intensiv – vor allem unter Bewohner/innen mit ähnlichen Lebensstilen und sozio-kulturellem Hintergrund – beschreiben. Auf der anderen Seite beziehen sich die Kontakte aber vor allem auf solche innerhalb der besagten (engagierten) Gruppe und diese segregiert sich damit wiederum vom Rest der Siedlungsbewohner/-innen.

Zudem findet das aktive informelle Engagement dieser Gruppe vor allem innerhalb der Siedlung statt (bspw. Gestaltung des Innenhofs) – es lässt sich eine informelle Eigendynamik beobachten, bei welcher der Bezug zur Gesamtgenossenschaft fehlt. So empfinden gerade junge oder neue Genossenschafter/innen die BEP als zu gross und abstrakt. Man engagiert sich lieber auf der Siedlungsebene, da es sich hier um eine Grösse handelt, die man fassen kann (und selbst von betroffen ist). Hier führt die informelle Eigendynamik somit letztlich zur Abwendung von der Genossenschaft. Eine Entwicklung, die so nicht zwingend wäre in Anbetracht des hohen Bewusstseins eines Genossenschaftsgedankens, von welchem diese Familien durchaus deutlich berichten in den Interviews. Ein offenes Gefäss, professionell animiert von der BEP, kann, so zeigen es das BEP-Atelier und das Gartenprojekt, ermöglichen, dass das intensive Engagement sich gegenüber anderen und der BEP entfachen könnte.

6 Fallstudie III: Heimstätten- Genossenschaft Winterthur (HGW)

6.1 Heimstätten-Genossenschaft Winterthur

Der Anteil von gemeinnützigen Wohnungen in Winterthur beträgt rund 12 Prozent und liegt damit weit über dem Schweizerischen Durchschnitt von rund 5 Prozent. In Winterthur wird sich dieser Anteil in den nächsten Jahren aufgrund der regen Bautätigkeit der Wohnbaugenossenschaften voraussichtlich vergrössern. Die Stadt Winterthur fördert und unterstützt den genossenschaftlichen Wohnungsbau. Einen Grundsatzartikel in der Gemeindeordnung, wie ihn zum Beispiel die Stadt Zürich festgelegt hat, mit dem der Anteil an gemeinnützigen Mietwohnungen festgelegt, respektive in den nächsten Jahren erhöht werden soll, gibt es in Winterthur jedoch nicht.

Wie viele der traditionellen gemeinnützigen Wohnbaugenossenschaften entstand auch die Heimstätten-Genossenschaft Winterthur (HGW) nach dem ersten Weltkrieg in einer Situation grosser Wohnungsnot infolge von Industrialisierung und entsprechender Landflucht. Aus dieser Notsituation heraus und auf Solidarität aufbauend, entwickelte sich die HGW aus einem Zusammenschluss von Arbeitern, um gemeinsam bezahlbaren Wohnraum zu erstellen. So nahmen am „5. Dezember 1923 90 Mitglieder mit je einem Anteilschein von Fr. 50.— an der ersten Generalversammlung im Restaurant Strauss zur Gründung der ‚Heimstätten-Genossenschaft Winterthur‘ teil.“¹⁰

2016 hat die HGW knapp 2000 Mitglieder. Sie ist die grösste Wohnbaugenossenschaft der Stadt und Region Winterthur und verwaltet 87 Liegenschaften mit 1825 Wohneinheiten (Stand November 2016). Davon sind rund 85 Prozent Wohnungen in Mehrfamilienhäusern und 15 Prozent Einfamilienhäuser (EFH), die sich beide über alle Stadtteile von Winterthur bis nach Sennhof, im Süden von Winterthur, verteilen. Zudem besitzt die HGW einige wenige Immobilien ausserhalb von Winterthur. Die heute älteste Liegenschaft stammt aus dem Jahr 1928 und liegt im Stadtteil Töss. Die neusten Objekte der HGW sind Mehrfamilienhäuser in Islikon. Zahlreiche Bauvorhaben und Sanierungsarbeiten sind in Planung oder in der Umsetzungsphase¹¹.

Die HGW pflegte und pflegt das soziale Gedankengut zum einen in der Mietpreis-Festsetzung, zum anderen unterstützt sie ihre Mitglieder seit 1956 durch einen Fürsorgefonds für in Not geratene Mieter und Mieterinnen, seit 1966 durch einen Mietzinsausgleichsfonds und aktuell mit dem Instrument des Solidaritätsfonds, welcher als festgesetzter Betrag mit dem Mietzins erhoben wird. Verwendungszwecke sind Verbilligung von Anfangsmieten bei Neubauten oder Sanierungen sowie Unterstützung finanziell benachteiligter Genossenschafter/innen.

¹⁰ https://www.winterthur-glossar.ch/app/default/pub/fw.action/wine.article?ce_id=79&ce_name=Organisation

¹¹ vgl. <http://www.hgw-wohnen.ch>

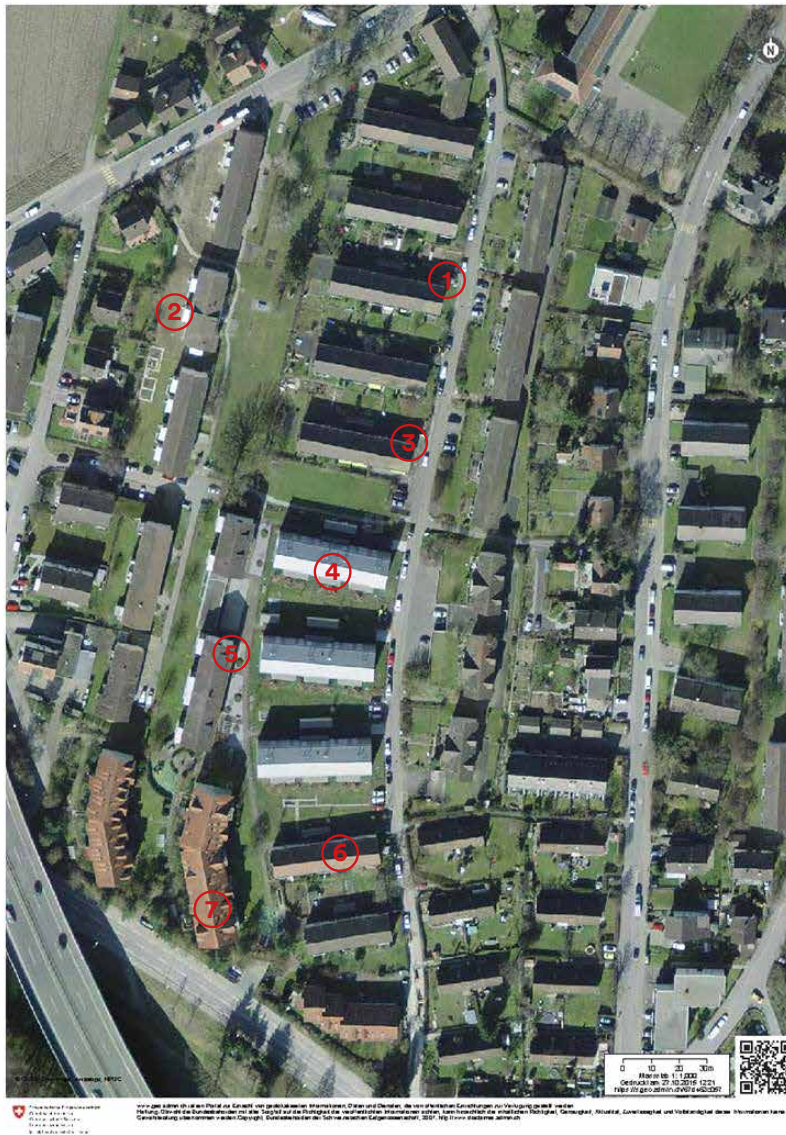


Abb. 7 Quartier Wolfbühl der HGW (Luftaufnahme von maps.geo.admin.ch)
(eigene Darstellung)

- 1** Baujahr 1954
- 2** Baujahr 1948
- 3** Quartiertreff
- 4** 2012 erstellte Ersatzneubauten
- 5** Baujahr 1966
- 6** Baujahr 1950
- 7** Baujahr 1994

„Die Genossenschaft verfolgt den Zweck, in gemeinschaftlicher Selbsthilfe und Mitverantwortung für ihre Mitglieder preisgünstigen Wohnraum zu schaffen und zu erhalten. Dazu stehen die langfristigen Interessen der Genossenschaft als Ganzes im Vordergrund.“ (Heimstätten-Genossenschaft Winterthur, Geschäftsbericht 2015, S.3). Werte wie Solidarität, lokale Verankerung, Quartierbezug und gute Nachbarschaft waren und sind Ausgangspunkt des Denkens und des Handelns der HGW, wie im Porträt über die HGW zu lesen ist. Dabei wird der Leitgedanke formuliert: „Was dem Einzelnen nicht möglich ist, das vermögen viele.“ (Heimstätten-Genossenschaft Winterthur, Porträt, 2013, S.3).

Heimstätten-Genossenschaft Winterthur HGW (Stand November 2016)

Gründung 1923

Anzahl Liegenschaften 87

Anzahl Wohnungen 1825

Anzahl Quartiertreff/Quartiervereine 2 Quartiervereine (unabhängig von HGW) und 3 Quartiertreffs

Anzahl Mitglieder (Genosschafter/innen) 1943 Personen

Entwicklung Verschiedenen Bau und Sanierungsprojekte stehen vor der Realisierung

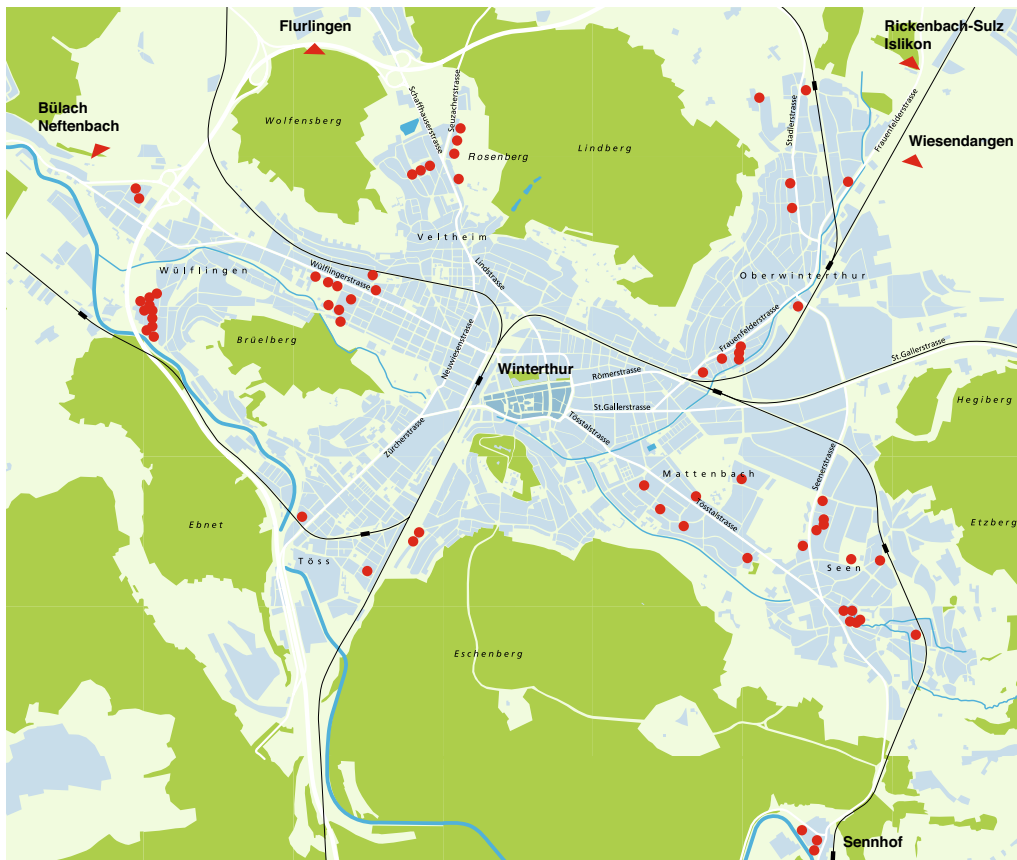


Abb. 8 Siedlungsübersicht Heimstätten-Genossenschaft HGW

6.2 Das Quartier Wolfbühl – Eine sozialräumliche Einbettung

Wolfbühl liegt am nordwestlichen Rand von Winterthur im Stadtteil Wülflingen und ist mit dem öffentlichen Verkehr gut an das Stadtzentrum angeschlossen. Einkaufsmöglichkeiten für den täglichen Bedarf finden sich in etwa zehn Minuten Gehdistanz. Angrenzend an das Quartier befindet sich das Primarschulhaus Ausserdorf mit Kindergarten.

Das Quartier Wolfbühl umfasst mehrere Mehrfamilienhäuser- Siedlungen mit zwei bis drei Geschossen und verfügt über allen Bewohner/innen zugängliche Begegnungsorte wie Spielplätze, Grünflächen oder Grillplätze. Der Aussenraum der Siedlungen, respektive des Quartiers weist viele verkehrsfreie Flächen auf. Neben der namensgebenden Wolfbühlstrasse ist das Quartier von einem Wegenetz durchzogen, das die Siedlungen untereinander verbindet.

Zu einem grossen Teil besteht das Quartier Wolfbühl aus Liegenschaften der HGW und zeichnet sich durch Liegenschaften unterschiedlichen Alters aus. Die ältesten Liegenschaften der HGW in diesem Quartier wurden 1948 bezogen, das sind 94 Wohnungen an der Wieshofstrasse und der Wolfbühlstrasse. Weitere Liegenschaften wurden 1950 und 1954 (36 Wohnungen), 1966 (22 Wohnungen) und 1994 (30 Wohnungen und fünf EFH) erstellt. Die neusten drei Liegenschaften wurden als Ersatzneubauten im Jahr 2012 bezogen (27 Wohnungen). Zurzeit sind im Quartier Wolfbühl 214 Wohnungen, davon sechs EFH, im Bestand der HGW.

In einer der älteren Liegenschaften, jedoch zentral im Quartier situiert, ist ein Quartierlokal eingerichtet. Dieser Quartiertreff kann gemietet werden, verschiedene Veranstaltungen für ältere Bewohner/innen oder Kinder finden darin statt. Ebenfalls zentral im Quartier gelegen und vom Erdgeschoss einsehbar und zugänglich liegt seit kurzer Zeit die Werkstätte des Hauswarts.

Mit den drei dreigeschossigen Ersatzneubauten im Quartier Wolfbühl, die die alten, kleineren zweigeschossigen Holzhäuser mit Garten ersetzen, vollzog die HGW einen Schritt in Richtung Innenverdichtung des Quartiers. Diese Innenverdichtung zeigt sich konkret darin, dass die neuen Liegenschaften um ein Geschoss höher sind. Optisch grenzen sich diese drei Liegenschaften dank ihrer Materialität von den übrigen, denen das teilweise stattliche Alter anzusehen ist, ab.

Diese heterogene Baustruktur der HGW-Siedlungen in diesem Quartier ist denn auch Ausgangspunkt der fallspezifischen Fragestellung dieser Untersuchung.

6.3 Fallspezifische Fragestellungen und Vorgehen

6.3.1 Fragestellungen

In Zusammenarbeit mit den Praxispartner/innen der Heimstätten-Genossenschaft wurden für die Fallstudie Wolfbühl fallspezifische Fragestellungen festgelegt. Diese fokussieren – insbesondere vor dem Hintergrund der 2012 erstellten Ersatzneubauten Mitten im Quartier – auf den Einfluss der Gestaltung und der Architektur auf das Zusammenleben:

Wie funktioniert das Zusammenleben in einer Siedlung mit unterschiedlichen Bau und Bewohnerstrukturen?

Die weiterführenden Fragen wurden wie folgt festgelegt:

Welche räumlichen Aspekte verhindern/begünstigen Nachbarschaft und gemeinschaftliche Aktivitäten?

Welchen Einfluss üben die unterschiedlichen Bausubstanzen auf Nachbarschaft aus?

Welche Interaktionen finden in den Zwischenräumen (Wege, Rasen), auf dem Fussballfeld und auf den Spielplätzen statt?

Inwiefern zeigt sich Engagement (Siedlungstreff, Siedlungsfest)?

6.3.2 Vorgehen

Explorative Siedlungsbegehungen, Fotografien und informelle Gespräche mit dem Hauswart und der Bewirtschafterin im Sommer 2014 ermöglichten einen ersten Eindruck der Siedlung Wolfbühl. Die daraus gewonnenen Informationen wie auch die fallspezifische Fragestellung dienten als Grundlage für die Festlegung von Kriterien zur Auswahl der Interviewpartner/innen für die Leitfadeninterviews. Gesucht wurden Haushalte aus den unterschiedlichen Liegenschaften, weiter sollten verschiedene Haushaltsgrössen, Haushaltsformen und Altersgruppen mitberücksichtigt werden. Die Auswahl der Haushalte und die erste Kontaktnahme erfolgten durch die Geschäftsstelle der HGW.

Durchgeführt wurden die fünf *leitfadengeführten Haushaltsinterviews* im April 2015 in den Wohnungen der Interviewpartner/innen. Gefragt wurde nach dem Zusammenleben und Kontaktformen, nach Bewegungsmustern, Wegen und Treffpunkten in der Siedlung wie auch nach dem Genossenschaftsleben und dessen Wandel und dem jeweiligen Engagement in der Nachbarschaft, Siedlung oder für die Genossenschaft. Bewegungsmuster und spezielle Orte wurden dabei während dem Gespräch von den Haushaltsmitgliedern auf einer Karte der Siedlung eingezeichnet und kommentiert. Die Interviews dauerten zwischen einer und zwei Stunden.

Die Sicht der Genossenschaft als Organisation wurde zum einen über die regelmässig durchgeführten *Workshops mit den Praxispartner/innen* integriert, zum anderen wurde in einer zweiten Erhebungsphase im April 2016 ein *Gruppeninterview* mit zwei Mitgliedern des Vorstandes und drei Mitarbeitenden der Geschäftsstelle durchgeführt. Gefragt wurde nach den Zielen, Visionen und Ressourcen der Genossenschaft, nach dem Zusammenhang von Architektur und Zusammenleben in der Siedlung und den Funktionsweisen von Organisationsstrukturen, Mitwirkungsgefässen und Engagement in Siedlung und Genossenschaft.

6.3.3 Kurzbeschreibung der befragten Haushalte

Junge Familie mit Kleinkind: Die beiden Eltern sind ca. 30 Jahre alt, beide sind erwerbstätig. Die Familie wohnt seit mehreren Jahren in der Siedlung in einer Liegenschaft, die in den 1990er Jahren erbaut wurde.

In den Neubau **neu zugezogene Familie** mit zwei Kindern. Die Eltern sind ca. 40 Jahre alt und beide erwerbstätig. Die Familie wohnt in den im Jahr 2012 neu erstellten Liegenschaften.

Junge Frau, ca. 25 Jahre alt, erwerbstätig, wohnt noch nicht so lange im Wolfbühl, lebt alleine in einer der ältesten Liegenschaften aus dem Jahr 1948.

Älteres Paar, ca. 70 Jahre alt, pensioniert. Die beiden wohnen seit langer Zeit im Wolfbühl, haben dort auch ihre Kinder gross gezogen und wohnen nun in einer in den 1950er Jahren erstellten Liegenschaft.

Seit längerem im Quartier wohnhafte Familie mit alleinerziehender Mutter, ca. 45 Jahre alt und zwei Kindern. Die Familie wohnt in einer in den 1940er Jahren erstellten Liegenschaft.

6.4 Fallspezifische Ergebnisse – Quartier Wolfbühl

In der Folge wird die Fragestellung, wie sich das Zusammenleben in der Siedlung, respektive dem Quartier Wolfbühl unter dem Einfluss der drei Ersatzneubauten gestaltet, aus verschiedenen Blickrichtungen beleuchtet. Begonnen wird mit der Aussensicht, fokussiert wird auf die Wahrnehmung von Gestaltung und sozialem Gefüge der Bewohner/innen, die in den schon länger bestehenden Liegenschaften wohnen. Dem wird im zweiten Teil die Wahrnehmung aus der Innensicht entgegengestellt, um dann im dritten Abschnitt auf das Zusammenspiel von „Alt und Neu“ einzugehen. Weiter wird der Blick generell auf die Interaktions und Engagementformen in der Nachbarschaft gelegt und Fragen nach der Identifikation der Bewohner/innen mit der Heimstätten-Genossenschaft nachgegangen.

6.4.1 Wahrnehmung der neuen Liegenschaften aus der Aussensicht „Wir und die Anderen“

Die drei Neuen

Die „drei Neuen“, wie die drei 2012 neu erstellten Liegenschaften an der Wohlfühlstrasse von den Quartierbewohner/innen genannt werden, stehen mitten im Quartier Wolfbühl. Im Vergleich zu den übrigen Liegenschaften im Quartier Wolfbühl fallen die Blöcke auf durch ihren ‚modernerer‘ Baustil und durch deren Aussenraumgestaltung. Auch die Wohnungsgrundrisse weisen eine typisch zeitgemässe Aufteilung der Räume auf: Offene Küche mit grossem Wohnzimmer.

Ausgerichtet sind diese MehrfamilienReihenhäuser in derselben ostwestlichen Richtung wie die älteren Liegenschaften an der Wohlbühlstrasse. Die Frontseite des einen Gebäudes ist auf die Rückseite des nächsten gerichtet, dazwischen grüner Freiraum. Die Terrassen respektive die Sitzplätze bei den Erdgeschosswohnungen, sind an der südlichen Längsseite der Häuser angebracht, die Balkone durch Mauern als Sicht und Schallschutz voneinander getrennt, so dass keine Sicht oder Gesprächskontakte möglich sind. Die drei Liegenschaften werden durch je einen Hauseingang erschlossen, der wiederum Zugang zu den neun Wohnungen – drei Wohnungen pro Stockwerk – ermöglicht.

Bewohnt werden die Häuser von 27 Parteien, die 2012 alle auf einen Schlag neu eingezogen sind. Mindestens eine Partei war schon vor dem Einzug Genossenschafterin und wohnte bereits in einer Liegenschaft der HGW. Die grosse Mehrheit jedoch ist neu eingezogen ins Quartier und die neuen Mieter/innen sind mit dem Einzug zu neuen Genossenschafter/innen geworden.

Wahrgenommen werden diese Ersatzneubauten und deren Bewohner/innen von den Interviewpartner/innen im Quartier auch nach drei Jahren (Zeitpunkt der Erhebung) immer noch als etwas eher Spezielles. Diese Feststellung lässt sich von einem in den Interviews wiederholt geäusserten Narrativ ableiten: So wird oft von „den Neuen“ oder von „die da“ oder „die da hinten“ gesprochen und damit ein Unterschied markiert zwischen „die“ und „wir“. Diese Form der Distinktion, diese Abgrenzung also ist wohl vorhanden, scheint jedoch keinen tiefen Graben durchs Quartier zu ziehen. So werden die Unterschiede zwischen Alt und Neu, seien es die Liegenschaften oder die Bewohner/innen, auch als angenehme Durchmischung beschrieben.

Gestaltung der Liegenschaften

Die Gestaltung der drei Ersatzneubauten im Quartier stösst vor allem bei den direkt anwohnenden Interviewpartner/innen aus verschiedenen Gründen auf Kritik. So werden die Liegenschaften im Vergleich zu den umliegenden Gebäuden als sehr gross empfunden „Jetzt hat es hier drei riesige Häuser“ (*Junge Familie*), wird von der einen Seite mo-

nirt und eine weitere Interviewpartnerin stellt klar, dass sie nicht nur die grossen Häuser nicht mag, sondern auch nicht deren Betoncharakter:

„Natürlich ist das mein Gefühl und mein Blick oder es sind meine Wünsche oder irgendeine Phantasie. Ich mag grosse Häuser nicht, Beton mag ich nicht. Bei den älteren Häusern, die gegenüber liegen fühle ich eine Wärme, eine Wohnung, eine Familienwohnung. Aber so ein Betonhaus, ganz ohne Farbe, eine Betongestaltung und sie leben darin, für mich ist es wie in einem Gefängnis.“
(*Seit längerem im Quartier wohnhafte Familie*)

Von Alteingesessenen wird der Idylle der ehemaligen kleineren Holzbauten mit Gärten und Bäumen nachgetrauert: „Da hinten die neuen Blöcke – das sind noch Häuschen gewesen noch ganz alte. Vom Krieg noch so Holzhäuschen.“ (*Älteres Paar*)
Von einer jüngeren Interviewpartnerin, die nicht direkt anwohnd ist an die neuen Liegenschaften, die sich oft im Quartier bewegt und engagiert, wird andererseits die Vielfalt der unterschiedlichen Liegenschaften und ihrer Anordnung positiv betont. Die „drei Neuen“ werden von ihr als eine zusätzliche Bereicherung für das Quartier bewertet.

„Du siehst alles. Du siehst von älteren Blöcken, also einfach die Aussenerscheinung, siehst von den älteren Blöcken zu solchen die ein bisschen saniert wurden zu ganz neuen, siehst du alles. Grundsätzlich finde ich das schön, du hast nicht Block an Block an Block an Block. Sondern du hast wirklich, du siehst noch Grünes. Und das ist schön, für mich hat das viel Wert.“ (*Junge Frau*)

Aussenraum

Nicht nur die Gebäude selbst, sondern auch der Aussenraum wird zum Thema in den Gesprächen und damit zu einem Unterscheidungsmerkmal innerhalb der genossenschaftlichen Siedlung. Generell wird im Wolfbühl Aussenraum als Element für Häuser übergreifende Kontakte betont. Der halbprivate Aussenraum der neu erstellten drei Liegenschaften fördert den Anschluss von Neu an Alt nur marginal. Er weist, im Vergleich zum Rest des Quartiers, eine andere Gestaltungssprache auf, die insbesondere bei einer jungen Familie mit Kleinkind, die angrenzend an „die Neuen“ wohnt, auf Kritik stösst.

„Diese neue Gestaltung hier, die finde ich schlecht. Unabhängig davon, ob wir jetzt Kinder haben oder nicht, das hätte ich einfach ganz sicher anders gemacht. Da habe ich das Gefühl, ist ein Landschaftsarchitekt mit seinem Reissbrett der sich sagt ja hier wären ein paar Pflanzen noch schön. Und wem bringen diese Pflanzen jetzt etwas?“ (*Junge Familie*)

Mit dieser Gestaltung, so wird weiter kritisch festgestellt, sei eine Chance vergeben worden, einen attraktiven Aussenraum zu schaffen, der als Treffpunkt hätte funktionieren können sowohl für die schon länger ansässigen wie auch für die neuen Mieter/innen.

„Und hier haben sie drei neue Blöcke gebaut, und keine Angebote geschaffen, es hat zwei lächerlich kleine Schaukeln, wo man wirklich nur Säuglinge reinsetzen kann und einen Sandkasten, den man selbstverständlich immer abdecken muss, weil er sonst vollgeschissen ist, und das verstehe ich nicht. Also da finde ich, da macht die HGW einen riesigen Fehler.“ (*Junge Familie*)

Die Öffentlichkeit und damit auch die Zugänglichkeit des Aussenraums der Ersatzneubauten scheinen unklar definiert. Es wurden halbprivate oder halböffentliche Situationen geschaffen, die eine Unklarheit darüber entstehen lassen, wo die Grenzen zum privaten Aussenraum überschritten werden oder wo Durchlässigkeit erlaubt oder gar erwünscht wäre. Im übrigen Aussenraum der Siedlung Wolfbühl werden dessen Aneignungsmöglichkeiten als klar definiert wahrgenommen, was deren Öffentlichkeitscharakter, respektive deren Zugänglichkeit betrifft. So grenzen sich die Ersatzneubauten auch über den Aussenraum und dessen Aneignungsmöglichkeiten von der bestehenden Siedlung ab.

Die Neuen als sozialer Mikrokosmos

Das Neue, oder das Andere, welches die Neubauten ausstrahlen, äussert sich bei den interviewten Anwohnenden des Weiteren in der Beschreibung der Kontakte. So werden die drei Liegenschaften und ihre Bewohner/innen als eigener, kleiner Mikrokosmos beschrieben, die einen gewissen Zusammenhalt haben, was sich in gemeinsamen Aktivitäten – allen voran das Grillieren auf der Wiese – äussert. Die einen stellen das Zusammenleben in den drei Neubauten eher negativ mit einer Grenzziehung zum Rest des Quartiers gleich.

„Die kommen auch nicht hervor! Die sind wie wieder ein eigenes Ding, oder? [...] man kennt gar niemanden.“ (*Älteres Paar*)

Die Familie, die schon länger im Quartier wohnt, empfindet nicht nur die betonlastige Architektur als kalt, sondern auch die vermutete Inneneinrichtung der Wohnungen:

„Sie haben moderne Möbel drin aber es ist nicht ein warmes Gefühl für mich.“ (*Seit längerem im Quartier wohnhafte Familie*)

Auch an dieser Stelle taucht wiederum das Narrativ der Neuen als das Andere, das Moderne auf und wird gleichgesetzt mit wenig Wohnlichkeit, ja gar mit Kälte.

Von den Interviewpartner/innen, die nicht in den neuen Liegenschaften wohnen, werden Unterschiede zur Bewohnerschaft der drei neuen Liegenschaften am Alter und dem Lebensstil der Bewohnerschaft, wie auch am Mietzinsniveau, festgemacht. Es seien im Verhältnis zum übrigen Quartier eher jüngere Bewohner/innen: „Es wohnen glaube ich schon mehr Jüngere in den neuen Blöcken.“ (*Junge Frau*)

Die eher jüngeren Interviewpartner/innen hingegen, sich einer ähnlichen Generation und Lebensphase zuordnend, fänden es „theoretisch noch lässig [...] mal an einem der Grillfeste“ (*Junge Familie*) teilzunehmen oder könnten es sich vorstellen, sich einem von den Neubauten ausgehenden zielgruppenspezifischen Angebot (Mamitreff) anzuschliessen. Die Hemmschwelle, eigeninitiativ in den vermeintlichen Mikrokosmos einzudringen, ist jedoch zu gross bzw. das Bedürfnis danach wird aufgrund anderer „Kollegenkreise“ als nicht dringend erachtet.

Den Bewohner/innen der drei neuen Häuser wird von aussen nicht nur ein Image von „jünger“ zugeschrieben, sondern es wird auch vermutet, dass sich in diesen Häusern eine Gemeinschaft von Gleichartigen bildet, die es gut hätten miteinander:

„Man hat jetzt auch das Gefühl eben diese Blöcke sind ja neu, jene drei da drüben, und da hat es ziemlich viele jeweils junge Eltern mit ihren Kindern und



Aussenansicht der neuen Liegenschaften im Quartier Wolfbühl der HGW

ich glaube, die sitzen alle zusammen und so. [...] Ja – in den neuen Blöcken hat man jetzt eher das Gefühl, dort sind Jüngere, dass es jetzt dort theoretisch noch lässig sein könnte.“ (*Junge Familie*)

Den Interviewpartner/innen ist durchaus bewusst, dass dieses „Moderne, Neue“ seinen Preis hat – dieser wiederum wird mit einem möglichen, sich vom Rest der Quartierbewohner/innen unterscheidenden Milieu verknüpft. Obwohl man durchaus wisse, dass das Mietzinsniveau dieser Wohnungen im Vergleich zum freien Markt immer noch preiswert sei.

„Ich kenne eine Kollegin die auch in den neuen Blöcken wohnt, das ist natürlich auch immer eine Preisfrage, sage ich halt einfach, weil das eine Wohnung in den neuen Blöcken ist. Aber HGW ist allgemein vom PreisLeistungsverhältnis halt wirklich top. Also da kannst du weitherum schauen, um eine gute Wohnung zu finden wo du nicht so viel zahlst. Die du als Einzelperson halt einfach zahlen kannst, sagen wir es so.“ (*Junge Frau*)

6.4.2 Wahrnehmungen aus der Innensicht der neuen Liegenschaften „Man lädt sich jetzt nicht zu einem Glas Wein ein“

Während aus der Perspektive der Aussensicht die Bewohnenden der drei Neubauten als relativ homogene Gruppe – alles Jüngere, die gute Kontakte pflegen untereinander – wahrgenommen werden, wird eben diese Vorstellung von den Bewohner/innen selbst relativiert. Im Haushaltinterview mit einer in den neuen Liegenschaften wohnhaften Familie wird die soziale Durchmischung der drei neuen Liegenschaften folgendermassen dargestellt: das nördlichste Haus, in welchem die vierköpfige Familie selbst wohnt, sei eher durchmischt, im mittleren Gebäude wohnten viele Familien mit Kindern und im südlichen eher „50plus“. Die in den Neubau zugezogene Familie beschreibt die Kontakte in ihrer Liegenschaft v.a. lediglich als Grusskontakte und erwähnt, dass sich das Zusammenleben eher anonym gestalte.

„Man lädt sich jetzt nicht zu einem Glas Wein ein. Also es ist schon eher anonym. Was aber auch für mich okay ist, ich habe jetzt nicht irgendein Problem. Ich habe auch das Gefühl, man kennt sich, man weiss wer hier reingehört und so und ich denke, wenn irgendwas wäre, könnte man, glaube ich, bei allen klingeln. Da hätte ich jetzt keine Bedenken. Aber eben es ist jetzt auch nicht so, dass man den Kontakt sucht.“ (*Neu zugezogene Familie*)

Ein mindestens minimales Vertrauen besteht also unter den Hausbewohner/innen, denn man würde um Unterstützung oder Hilfe nachfragen. Zudem scheint, dass die Freiheit der Wahl des Kontaktes und dessen Intensität ein angenehmes Gefühl hinterlässt. Die Nachbarschaft gestaltet sich damit frei von normativen Zwängen, lässt aber Optionen zu. Die unterschiedlichen Lebensstile und Lebensphasen der Hausnachbarn und -nachbarinnen sowie deren unterschiedlichen Alltagsrhythmen beeinflussen selbstverständlich ebenfalls die Intensität der Kontakte:

„Wir arbeiten beide und ich sehe die Nachbarn teilweise einfach gar nicht. Vielleicht am Sonntag und dann ist jeder unterwegs und mit seinen Sachen beschäftigt. Es hat sich einfach noch nicht so ergeben. Die arbeiten glaub alle, und dann ja, bleibt nicht mehr so viel Zeit.“ (*Neu zugezogene Familie*)

Kontakte untereinander, so geht aus dem Interview hervor, werden auch hier v.a. über Kinder und die damit verbundenen gemeinsamen Interessen der Familien geknüpft.

„Also das ist halt doch so, Kinder sind ein Bindeglied, oder? Das ist wirklich natürlich wenn man sich als Eltern auf dem Spielplatz sieht und so oder da halt beim Fussballspielen und da ergibt sich auf natürliche Art und Weise ein Kontakt. Man geht ja weniger einfach klingeln und sagt ‚hey, ihr seid sicher noch Lustige wir machen jetzt eine Party‘, oder?“ *(Neu zugezogenen Familie)*

Trotz der Relativierungen die seitens der interviewten Familie in den neuen Liegenschaften gemacht werden, sind Unterschiede in der sozialen Dynamik zwischen der neuen und den bestehenden Siedlungen der HGW im Quartier festzustellen. So treffen sich zum einen, allerdings auch erst nach einigen Anlaufschwierigkeiten, die Bewohner/innen der neuen Siedlung im Sommer im Aussenraum zu spontanen gemeinsamen Grillabenden. Zum anderen wurde zweimal ein Grillfest für die Bewohner/innen der neuen Siedlung organisiert, mit dem Ziel, dass sich die neu Eingezogenen kennen lernen.

„Ja, und mittlerweile ist es halt so mit dem gegenüber liegenden Haus, dass man halt im Sommer auch mal spontan Tisch und Bank herausholt und hier auf der Wiese ein kleines Grillfest macht, das hat sich jetzt wirklich sehr schön entwickelt. Hat auch ein bisschen was gebraucht, also das erste Jahr sind eigentlich wenige Kontakte da gewesen, es hat letzten Sommer angefangen“ *(Neu zugezogenen Familie)*

Organisiert werden diese Grillfeste von einem Bewohner, der schon vor dem Einzug in die neu erbaute Siedlung Genossenschafter war. Diese Aktivitäten werden von „Aussen“ beobachtet und wahrgenommen. Offenbar ist bis zum Zeitpunkt der Untersuchung der Funke noch nicht übersprungen auf die spontane Teilnahme von übrigen Genossenschafter/innen im Quartier an solchen Abenden. Obwohl, wie wir weiter oben erläutert haben, einige von ihnen eine Teilnahme schon „noch lässig“ fänden.

6.4.3 Die Soziale Dynamik zwischen den neuen und alten Strukturen Der Einfluss der Neubauten auf das Zusammenleben in der Siedlung und dem Quartier

Obwohl die neuen Liegenschaften auf verschiedenen Ebenen gewisse Barrieren evozieren, bestehen Kontakte zwischen Bewohner/innen der unterschiedlichen Siedlungen im Quartier. Trotz der Grösse des Quartiers Wolfbühl und der unterschiedlichen Siedlungen, wird von einem gewissen Überblick berichtet. Man wisse ungefähr, wer wo wohne und wer dazu gehöre. Grundsätzlich bestehe ein Gefühl vom Wolfbühl als eine Einheit. Möglichkeiten für Kontakte zwischen den unterschiedlichen Siedlungen entstehen in erster Linie, so die Interviewaussagen der verschiedenen Haushalte, über die Kinder und in zweiter Linie durch kurze Gespräche im Aussenraum mit älteren, pensionierten Bewohner/innen, die sich öfters im Quartier und dem Aussenraum aufhalten und über Zeit verfügen. Aber auch hier werde der Erstkontakt oft über die Kinder aktiviert.

„Also zum Beispiel ich erinnere mich ich weiss jetzt nicht mehr wie sie heisst, eine ältere Frau, hier unten wohnte oder immer noch wohnt, und die hatte dann immer so Freude an den Kindern und dann erhielten sie mal ein Eis im

Sommer oder so. Also mit ihr hat man dann auch ein wenig geredet, das ist auch so eine alteingesessene Genossenschafterin hier die schon ewig hier wohnt und auch eben auch immer an diesen Anlässen der Genossenschaft ist , und da ist man dann schon ein wenig ins Gespräch gekommen.“ (*Neu zugezogene Familie*)

Falls die Kontakte nicht über die Kinder entstehen, müssten andere Möglichkeiten zur niederschweligen Kontaktmöglichkeit geschaffen werden, wie zum Beispiel Tischtennistische, die im Aussenraum der neuen Liegenschaften aufgestellt würden, wie ein Interviewpartner vermutet:

„Da müsste es einen Tischtennistisch haben oder zwei. Und vielleicht sogar noch einen Basketballkorb! Und dann würde man sich treffen. Dann würde man Tischtennis spielen gehen und dann würden zwei andere dazukommen und dann würde man sagen: ‚Ja wollt ihr gleich mitmachen, machen wir einen Rundlauf, machen wir Doppel und so‘. Dann würde man in Kontakt kommen, aber ohne das...“ (*Junge Familie*)

Auch von der Genossenschaft als Organisation werden Projektentwicklung und Umsetzung der drei Neubauten im Quartier kritisch beleuchtet. Im Gruppeninterview mit Vertreter/innen aus Vorstand und Geschäftsstelle wird darauf hingewiesen, dass die Neubauten auf gestalterischer und architektonischer Ebene sich nicht optimal ins bestehende Quartier einfügen und über Materialität wie auch über Mietzinsstrukturen soziale Grenzen im Quartier gezogen worden seien. „Man hat eigentlich eine Insel in das Wolfbühl reingestellt“ (*Gruppeninterview*) wird resümiert. Im Wolfbühl, mit seiner Tradition als Arbeiterquartier, wäre diesbezüglich eine sensiblere Vorgehensweise angebracht gewesen. Gefordert wird für weitere Bauprojekte eine reflektiertere Vorgehensweise:

„Wir sind schon, bevor irgendeiner anfängt ein Haus zu zeichnen in der Verantwortung zu fragen, was wollen wir dort erreichen, wie soll das [Zusammenleben] dort funktionieren?“ (*Gruppeninterview*).

Gerade über diese Erfahrung im Wolfbühl ist der strategischen und operativen Leitung der Genossenschaft bewusst geworden, wie wichtig auch die Gestaltung des Aussenraums einer Siedlung für das gute Zusammenleben und das Ermöglichen von Kontakten zwischen den Bewohner/innen ist.

Ein weiterer Aspekt, der zur unterschiedlichen sozialen Dynamik der neuen und bestehenden Siedlungen beiträgt, ist in der Geschichte, Planung und Realisierung der Neubauten zu finden, mit anderen Worten im Entwicklungsprozess dieser Liegenschaften, der nicht partizipativ mit den Quartierbewohner/innen stattgefunden hat.

„Ich glaube – also es ist mir nie persönlich so vorgekommen – aber ich habe gehört, dass es auch Unmut darüber gab, dass diese drei Häuser neu gebaut worden sind, weil vorher waren es solche Häuser auch wie da vorne, und die sind halt abgerissen worden und die Mieter sind halt nicht gleich geblieben. Sondern es sind komplett neun, achtzehn, siebenundzwanzig neue Mieter-Familienhaushalte eingezogen. Das hat mal irgendjemand im Gespräch – irgendwie war so ein Kommentar – aber es ist mir nie passiert, dass irgende-



Bewohner am Gärtnern (oben) und Grünfläche zwischen drei unterschiedlichen Siedlungstypen (unten).

mand zu mir gesagt hat ja wieso wohnen Sie jetzt da? Oder irgendwie, dass jemand was Negatives geäussert hätte.“ (*Neu zugezogenen Familie*)

In Geschäftsstelle und Vorstand findet, wohl gerade auch aufgrund dieses Beispiels, zurzeit ein Umdenken statt. Bei Entscheiden für Um oder Ersatzneubauten sollten soziale, wie ökonomische oder bauliche Aspekte berücksichtigt werden. Ebenso ist man sich bewusst, wie aus dem Gruppeninterview hervor geht, dass über Wohnungsgrössen und Mietzinsstrukturen Sozialpolitik und Quartierentwicklung gesteuert werden kann.

„Diesen Frühling entschieden wir, eine Liegenschaft nicht zu sanieren. Dort funktioniert der Mietermix. Es sind Leute, Familien und Einzelpersonen drin, die wirklich auf günstigen Wohnraum angewiesen sind und wenn wir das sanieren und die Mietzinsen verdoppeln, dann sind die weg.“ (*Gruppeninterview*)

6.4.4 Nachbarschaftliche Beziehungen und Interaktionsformen im Quartier Wolfbühl „Ein bisschen plaudern“

Kontakte im eigenen Wohnhaus

Unmittelbare nachbarschaftliche Beziehungen innerhalb des eigenen Wohnhauses sind zumeist pragmatischer Form. Alle Interviewten pflegen solche Beziehungen, manche engere, andere weniger enge. Grösstenteils ist bekannt, wer im selben Haus wohnt.

„Die anderen im Haus, man weiss, die gehören hierher, und man kennt sie vom Sehen und man grüsst sich auch so, aber sonst ist es nicht so ein enger Kontakt.“ (*Neu zugezogene Familie*)

Die wesentlichen Interaktionsformen sind das gegenseitige Grüssen und allenfalls ein kurzer Smalltalk, wobei die Situation im jeweiligen Haus durchgehend als angenehm empfunden wird.

„Man sieht sich im Treppenhaus, grüsst sich immer, also es sind alle freundlich, man hat das Gefühl, man könnte die Leute auch mal die Pflanzen giessen lassen und so. Also es ist angenehm. [...] Man lässt sich ziemlich leben und das ist sehr angenehm!“ (*Junge Familie*)

Die meisten, der erwähnten Kontakte im Haus sind freundlich, aber auch distanziert. So bedeutet das als angenehm beschriebene sich gegenseitig „leben lassen“ wohl auch, dass man sich nicht allzu nahe tritt. Die seit längerem im Quartier wohnhafte Familie beschreibt dies denn – vielleicht mit einem Schuss Wehmut – so:

„Meistens [...] einander grüssen, ein bisschen plaudern, aber die Leute erzählen natürlich nicht über ihre Geschichten.“ (*Seit längerem im Quartier wohnhafte Familie*)

Das Seniorenpaar, seit vierzig Jahren im Quartier wohnhaft, ist von einer Dichotomie geprägt. Sie stellen die Erfahrung heutigen Austauschs unter den Nachbarn im Haus den früheren entgegen, wo die Parteien „wie eine Familie“ waren.

„Wie jetzt wir da vorne, da haben wir auch im Treppenhaus manchmal geschwätzt und geredet, hier hört man die ganze Woche nie ein Wort!“
(*Älteres Paar*)

Regelmässiges Schwatzen mit den Nachbarn und den Nachbarinnen scheint für das pensionierte Paar einen höheren Stellenwert einzunehmen als bei den anderen Interviewpartner/innen.

„Jetzt kommt dann wieder jemand rein unten, den ich kenne, da freue ich mich richtig darauf dass man wieder mal schwatzen kann! Aber die neben mir sehe ich manchmal einen Monat nicht!“ (*Älteres Paar*)

Abhängig sind diese Kontakte von den sich zuwiderlaufenden Zeitrhythmen der unterschiedlichen Bewohner/innen. So ist es denn nicht erstaunlich, dass sich die Wege des älteren Paares kaum mit denen von voll Erwerbstätigen Bewohner/innen kreuzen. Fördernd in Bezug auf soziale Unterstützung im Alltag wirken die unmittelbare physische Nähe der Nachbarn und Nachbarinnen im Haus und die daraus resultierende leichte Erreichbarkeit. So ist der Nachbar, die Nachbarin etwa Ansprechperson bei alltäglichen Gefälligkeiten, also kleinen, praktischen Hilfeleistungen: Wenn die Eier ausgehen oder keine Milch da ist, wird beim Nachbarn angefragt, ob dieser aushelfen könne. Bei eben solchen alltäglichen Hilfeleistungen wird indes kein Anspruch auf eine Gegenleistung erhoben:

„Für mich ist es kein Problem an der Türe zu klingeln: ‚Ich brauche Zucker oder irgendetwas.‘ [...] Das, mache ich, oder ich habe etwas, das ich doppelt gekauft habe und eines gebe ich weiter, ohne etwas dafür zu verlangen.“ (*Seit längerem im Quartier wohnhafte Familie*)

„Also ich musste einmal die Nachbarn [...], habe ich gebacken und ich habe was gebraucht und es war gar kein Thema. Glaube, es war ein Ei oder Vanillezucker irgendetwas, da hätte ich jetzt auch keine Scheu zu fragen, ist aber noch nie sonst vorgekommen.“ (*Neu zugezogene Familie*)

„Nicht so einen innigen [Kontakt], aber, wenn irgendetwas ist, dann können wir klingeln und, wenn ich mal ein wenig Milch brauche oder sonst irgendwie, kann ich mal schnell runtergehen und klingeln.“ (*Junge Frau*)

Solche kleineren und praktischen Hilfeleistungen setzen die Bekanntheit der Nachbarn und der Nachbarinnen voraus, sie erfordern jedoch keine besonders intensive Vertrautheit und Verbundenheit der Bewohner/innen untereinander.

Bisweilen ist es auch vorstellbar, sich bei Notfällen beim Nachbarn zu melden – jedoch wird nicht präzisiert, bei welcher Art von Notfällen. Kaum eine Partei berichtet jedoch, tatsächlich auf die Hilfe, die über das Borgen von Milch oder Eier hinausgeht, von Nachbarn zurückgegriffen zu haben. Meistens bleibt es bei der Rede davon. Die Tatsache, dass die Interviewten hiervon noch nicht Gebrauch machen mussten, sondern allein das Wissen um die potentielle Hilfeleistung des Nachbarn in Notlagen äussern, verweist auf eine bestimmte Vorstellung von Nachbarschaft, bei der besagte Hilfeleistungen als zentrale Bestandteile, als Selbstverständlichkeit gelten und, so ist zu vermuten, dass nur

schon das Wissen um die Möglichkeit ein Gefühl von Sicherheit auslöst. Dieses Wissen und damit dieses Vertrauen in die Nachbarn, so kann resümiert werden, ist im Quartier Wolfbühl vorhanden und zwar bei Bewohner/innen, die seit längerem aber auch noch nicht so lange im Quartier wohnen.

„Wenn irgendetwas wäre, könnte man, glaube ich, bei allen klingeln. Da hätte ich jetzt keine Bedenken. Aber eben, es ist jetzt auch nicht so, dass man den Kontakt sucht.“ (*Neu zugezogene Familie*)

„Wenn etwas Schlimmes passiert oder Sie etwas brauchen: das Erste, was Sie machen werden, ist bei Ihrer Nachbartüre klingeln.“ (*Seit längerem im Quartier wohnhafte Familie*)

Freundschaftliche Kontakte, die über das Wohnhaus hinausgehen

„Es braucht irgendwo einen Funken, oder?“

Für hausübergreifende und engere Kontakte, die über die besagten Grusskontakte hinausgehen, bildet nicht die physische Nähe das entscheidende Kriterium, sondern sie ergeben sich häufig aufgrund eines gemeinsamen Interesses oder einer gemeinsamen Lebensphase. Auch hier spielen wiederum die Kinder im gleichen Alter eine wichtige Rolle respektive die damit einhergehende jeweilige Lebensphase. Engere Kontakte werden entsprechend begünstigt durch eine bestimmte soziale Homogenität der Bewohner/-innen. Gerade Kinder im Vorschulalter, die von den Eltern bei der Erkundung des Außenraums begleitet werden, wirken so als Bindeglied zwischen den Erwachsenen und es ergeben sich bisweilen längerfristige Beziehungen unter den Eltern.

„Das ist wirklich natürlich, wenn man sich als Eltern auf dem Spielplatz sieht, oder da beim Fussballspielen, da ergibt sich auf natürliche Art und Weise ein Kontakt. [...] das ist schon ein Faktor, denke ich, wo solche Verbindungen entstehen.“ (*Neu zugezogene Familie*)

„Wir sind wirklich eigentlich nicht stark vernetzt mit der Nachbarschaft. Ich muss sagen, seit wir den Kleinen haben, wird es mehr. Haben wir die Nachbarschaft eigentlich erst richtig kennengelernt, obwohl wir schon mehrere Jahre hier sind.“ (*Junge Familie*)

Generell werden eine ähnliche Einstellung und entsprechend ähnliche Interessen (sich oftmals von der Lebensphase ableitend) als grundlegend für engere Nachbarschaftsbeziehungen formuliert. Im Umkehrschluss wird eine fehlende gemeinsame Grundhaltung als Grund für wenige Nachbarschaftskontakte angebracht. Engere, freundschaftliche Nachbarschaftsbeziehungen werden bewusst eingegangen, sind also selbstgewählt.

„Ich denke, es ist wie bei allen zwischenmenschlichen Beziehungen, es braucht irgendwo einen Funken, oder? Und das ist jetzt bei uns klar teilweise über die Kinder.“ (*Neu zugezogene Familie*)

„Und sonst hat es relativ spezielle Leute, ich denke es ist relativ stark vermischt auch von verschiedenen Schichten her, es sind sehr freundliche Leute, aber jetzt nicht Leute die du jetzt engeren Kontakt wollen würdest, wo du jetzt so ein wenig auf derselben Ebene vielleicht bist.“ (*Junge Familie*)

Auch das pensionierte, ältere Paar pflegt intensivere, hausübergreifende Kontakte mit Nachbarn in der ähnlichen Lebensphase. Man besucht sich zum gemeinsamen Kaffeetrinken, bei den ebenfalls älteren, langjährigen Nachbarn. Darüber hinaus beschränken sich ihre Kontakte vor allem auf „Leute, die wir hier kennen oder vom Verein her“. Veranstaltungen der HGW stellen sich ebenfalls als Gelegenheit heraus, alte Kontakte zu treffen, genauso wie der Quartiertreff, wo „Altersnachmittage oder Spielnachmittage“ stattfinden und man Gleichaltrige und Gleichgesinnte treffen kann.

Soziale Interaktionen im Aussenraum

Der Aussenraum des Wolfbühls ist geprägt durch eine gewisse Offenheit und Vielfalt an Gestaltungselementen: sich durch die Häuser schlängelnde Wege, Spielplätze, grüne Wiesen, Grillplätze oder der Fussballplatz. Es gibt keine sichtbaren Abgrenzungen mittels Zäunen oder Hecken. Der Aussenraum wird als lebendig beschrieben und als einen Ort, wo man seinen Nachbarinnen und Nachbarn begegnen kann.

„Wenn du hier so rausschaust, die Leute, die Kinder siehst am Spielen [...]es lebt halt einfach.“ (*Junge Frau*)

„Und eben ab und zu weiss man vielleicht nicht mal den Namen aber hat man trotzdem mal ein kleines Gespräch. Eben auch zum Beispiel gerade mit älteren Leuten, es gibt so zwei drei ältere Frauen, die hier alleine wohnen und die freuen sich immer, wenn man mal fünf Minuten Zeit hat, um ein wenig zu plaudern oder so. Und das ist entspannt, oder? Und sonst, wenn jetzt jemand auf dem Spielplatz ist den man noch nicht kennt, kommt man relativ schnell ins Gespräch.“ (*Neu zugezogene Familie*)

Die Rede ist also von losen Kontakten und beiläufigen, kurzen Unterhaltungen, die alle Interviewten – die einen häufiger als andere – im Aussenraum pflegen. Grusskontakte ergeben sich auch über das sich regelmässige Über-den-Weg-Laufen bei ähnlichen Alltagsrhythmen. So stellt der Parkplatz einen Ort dar, an dem ein Interviewpartner immer wieder andere Leute antrifft, die ebenfalls dort ihr Auto parkieren: „Ja, dann sagst du ‚Hallo‘ und ‚Tschüss‘.“ (*Junge Familie*)

Dass die Zeiten der sozialen Kontakte im Aussenraum sich geändert haben, darüber berichtet wiederum das pensionierte Paar: „Heute arbeiten ja auch alle, oder? Mann und Frau. Und die Kinder gehen in den Hort. Ja, ist nicht mehr so, ist einfach, schon was anderes!“ (*Älteres Paar*). Das ältere Paar betont die Vorteile der traditionellen Geschlechterrollen und deren Einfluss auf das Quartierleben, die Mütter im Quartier „waren halt alle zuhause“, was das Quartierleben und die Kontakte untereinander prägte. Dahingehend gestalteten sich die Tagesabläufe der im Quartier wohnhaften Familien entlang eines ähnlichen Rhythmus, der gemeinsame Aktivitäten begünstigte.

„Jeden Montagnachmittag haben wir eine Gruppe gebildet, jeden Montagnachmittag gingen wir ins Altersheim runter baden, von zwei bis vier Uhr. Eine Stunde gebadet, noch einen Kaffee getrunken, und um vier Uhr gingen wir wieder nach Hause als die Kinder nach Hause kamen. Dienstagnachmittag hatten wir wieder eine Gruppe, da haben wir gebastelt. Oder gestrickt. Dann ist man auch zur einen zur anderen, zwei bis vier Uhr, wenn die Kinder nach Hause kamen ging man wieder nach Hause. Hat man einen Kuchen gebacken,

einen Kaffee getrunken, und geschwätzt und dann ging man wieder nach Hause. Dann hat man alles gewusst vom Quartier.“ (*Älteres Paar*)

Dieser Wandel geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und der Rollenbilder wirkt sich auf die Veränderung von Interaktionsformen in der Siedlung aus. Dies scheint auf der einen Seite beim älteren Paar nicht nur auf Akzeptanz zu stossen. Auf der anderen Seite wird auch von der jungen Familie die Schwierigkeit generationenübergreifender Kontakte betont:

„Aber wir sind halt einfach eine andere Generation, wir sind eine Generation später und darum haben wir mit ihnen keinen – einfach nicht so dieselben Interessen, ja.“ (*Junge Familie*)

Die Kinder jedoch eignen sich die weitläufige Fläche im quartieröffentlichen Aussenraum auf mannigfaltige Art und Weise an, bewegen sich dort selbstsicher und knüpfen hausübergreifende Kontakte – „die Kinder kennen sich natürlich alle“ (*Junge Familie*). Sie spielen auf Spielplätzen im gesamten Quartier, auf den Wiesen zwischen den Häusern, je nach Alter mit oder ohne Begleitung der Eltern oder bewegen sich auf den vielfältigen Wegen mittels Fahrrad oder zu Fuss.

Moniert werden teilweise eine mangelnde Instandhaltung der Infrastruktur im Aussenraum und fehlende Angebote für Erwachsene und Jugendliche (Tischtennis, Basketball).

„Da waren wir am Anfang relativ oft auf diesem kleinen Spielplatz hier, den es hier noch hat, aber da gingen dann teilweise Sachen kaputt und wurden nicht ersetzt. [...] ein bisschen weiter hinten hat es zum Beispiel einen Sandkasten, der hat gar keinen Sand mehr drin, und weiter hinten hat es mal eine Schaukel gehabt aber die ist irgendwann abgebrochen und nicht mehr repariert worden.“ (*Junge Familie*)

Kinder im Schulalter und Jugendliche erweitern alsdann den Radius ihrer Bewegungen und begeben sich im Rahmen ihrer freizeithlichen Kontakte im Quartier bis zum Schulhaus. Dort spielen sie Fussball oder Basketball oder hängen einfach rum.

Die junge Familie beschreibt ihre Kontakte im Quartier vorwiegend als Grusskontakte.

„Also du kannst vielleicht ein bisschen zuordnen, ah die müssen jetzt dort oder dort wohnen, man sagt sich innerhalb des Quartiers ‚Grüsse Sie‘ oder ‚Hallo‘, man kennt sich ein bisschen vom Sehen her.“ (*Junge Familie*)

Das Quartier dient der *jungen Familie*, deren Kleinkind sich noch nicht gross im Aussenraum bewegen kann, sodann nicht als Massstab für ihre sozialen Kontakte:

„Wir sind nicht stark vernetzt mit der Nachbarschaft [...]. Wir haben hier unsere Wohnung, aber nicht unser Umfeld jetzt irgendwie.“ (*Junge Familie*)

Die junge Familie lokalisiert ihr soziales Umfeld in Zürich und im Aargau. Sie beschränken denn auch die Bewegungen im Quartier auf zwei, drei alltäglich benutzte Routen, von denen kaum abgewichen wird.

Es lässt sich feststellen, dass die Bewegungen im Quartier umso vielfältiger gestaltet

werden, je mehr Kontakte innerhalb eben dieses Massstabs gepflegt werden. Exemplarisch dafür stehen die junge Frau und die neu zugezogene Familie, die beide zahlreiche und bisweilen auch intensive Kontakte im Quartier pflegen. Die Rede ist alsdann von „Schleichwegen“, die benutzt werden, oder von neugierigem Spazieren innerhalb des Quartiers. Die junge Quartierbewohnerin hat ihre Kontakte im Quartier jedoch weniger generiert, seit sie hierher gezogen ist, als dass sie vielmehr bereits zuvor Beziehungen mit Quartierbewohnenden gepflegt hatte. So wohnen ihr Pate und eine Freundin in der Siedlung.

Bei der neu zugezogenen Familie ist der Aussenraum des Quartiers indes fester Bestandteil der Freizeitplanung:

„Früher haben wir relativ oft Ausflüge gemacht am Wochenende. Samstags oder sonntags, wenn wir alle frei hatten, und das machen wir jetzt nicht mehr so oft, weil es praktisch hier unser grünes Umfeld ist und weil es halt Möglichkeiten gibt, dass wir uns alle vier entspannen können. [...] Auf der Terrasse, auf dem Spielplatz, beim Fahrradfahren und man muss nicht irgendwo hinfahren.“
(*Neu zugezogenen Familie*)

Die Bewegungen des älteren Paares im Aussenraum des Quartiers konzentrieren sich relativ stark auf den physischmateriellen Raum um ihren Wohnblock und jenem nebenan – ihrem früheren Wohnort.

6.4.5 Engagement und Motivation

„Ich sage mal, viele Wünsche kannst du im Wolfbühl nicht anbringen, weil sie relativ viel machen“

Generalversammlung und Mieter/innen Information

Formale Anlässe der Genossenschaft wie die Generalversammlung, die Mieter/innenInformation in den Quartieren, aber auch das Genossenschaftsfest im Wolfbühl sprechen offenbar eher ältere und alteingesessene Genossenschaftler/innen an. Für die älteren Genossenschaftler/innen bedeuten diese Anlässe Tradition, sie treffen alte Bekannte wieder und es ist auch ein Event in ihrem Alltag. Jüngere Genossenschaftler/innen beschreiben diese Anlässe eher als etwas zu trocken, wo man seinesgleichen nicht trifft, obwohl die Motivation zur Teilnahme ja auch darin liegt, Leute aus der Genossenschaft etwas besser kennenzulernen.

„Also als wir das erste Mal hingingen [an die GV] hatten wir das Gefühl ja cool, da lernt man ein wenig Leute kennen und so, aber es hat sich dann sehr schnell gezeigt, dass die Alteingesessenen sich gekannt haben und die sassen dann auch so an den Tischen zusammen und so, und da ist gar nicht so ein Kontakt entstanden.“ (*Junge Familie*)

„Wenn wir das Gefühl gehabt hätten, an diesen Treffen, eben wir waren ja das erste Mal da, dass da potentiell Leute darunter sind, die man jetzt gerne kennenlernen würde, dann wären wir vielleicht auch wieder hingegangen. Aber das war halt einfach nicht so. Und dann hat man das Gefühl, man muss nicht unbedingt wieder hingehen.“ (*Junge Familie*)

So bleibt dann alles im wahrsten Sinne des Wortes beim Alten, wie das ältere Paar resümiert:

„Oder an eine GV oder so, das sind immer dieselben. Da kommen die Jungen nicht mal!“ (*Älteres Paar*)

Generell scheint bei den Bewohner/innen das Interesse an der Genossenschaft als Dachorganisation nicht so gross zu sein. Es ist weniger die HGW als Genossenschaft, die identitätsstiftend wirkt, als vielmehr die Siedlung respektive das Quartier Wolfbühl. Entsprechend würde man sich – sofern man Zeit dazu fände – auch eher auf Siedlungsebene engagieren als für die Genossenschaft als solche. Entsprechend äussert sich ein Familienvater:

„Die Vorstellung sich in der HGW zu engagieren irgendwie ich weiss nicht, in einem Organ der Genossenschaft, dann ist das doch relativ abstrakt. Hat im Endeffekt dann vielleicht schon auch was mit dem eigenen Dasein zu tun aber relativ weit weg, oder?“ (*Neu zugezogene Familie*)

Gerade für junge Familien bedeutet das Engagement für die Genossenschaft neben der Doppelbelastung von Beruf und Familie eine grosse Herausforderung. Da fehlt oftmals schlicht die Zeit dafür. Auf der anderen Seite wird die Möglichkeit der Teilnahme und Mitsprache sehr geschätzt, auch wenn man nicht teilnimmt, wie dies die junge Frau schildert:

„Ich sage mal, viele Wünsche kannst du im Wolfbühl nicht anbringen, weil sie relativ viel machen. Sie machen einmal im Jahr, ich war zwar noch nicht dabei, ein Treffen, wo eigentlich Alle von der HGW die hier im Wolfbühl wohnen kommen können und dann lernst du eigentlich alle Leute kennen, also relativ viele. Es gibt auch viele, die nicht gehen oder so. Oder die Generalversammlung die sie halt einfach machen von der HGW, wo du als Bewohner auch hingehen kannst und abstimmen und sonstiges Zeug, was man halt einfach von einem anderen Block nicht kennt. Sie machen eigentlich relativ viel, für eine Genossenschaft. Also da kannst du eigentlich gar nicht viel mehr Wünsche einbringen. Wenn du aber in einem Block wohnst, dort lebst du halt einfach. Und hier hast du halt einfach, also Verpflichtungen, du musst dich ja nicht dazu verpflichten, aber wenn du an so ein Treffen gehst und einfach die Leute ein wenig kennenlernenst, das ist sicher etwas cooles.“ (*Junge Frau*)

Quartiertreff und Spielbus

Ein ähnliches Image wie der Generalversammlung haftet auch dem Quartiertreff im Wolfbühl an. Er wird von den Interviewten als Lokal, dessen Angebot vor allem auf Seniorinnen und Senioren ausgerichtet ist, wahrgenommen. Es fehlen Angebote, welche den heutigen Bedürfnissen von Erwachsenen im erwerbsfähigen Alter entsprechen. Das Bedürfnis, auch von jüngeren Erwachsenen und Familien sich irgendwie zu engagieren, mitzumachen wäre jedoch auf jeden Fall vorhanden.



Gemeinsame Umgestaltung des Spielplatzes im Quartier Wolfbühl der HGW

„Genau da vorne, direkt an der Strasse, da ist der Quartiertreff. Den kann man auch mieten und da ist dann dieses Sommerfest oder Quartierfest und es ist halt naja – es war ehrlich gesagt nicht so ein Highlight weil da waren ganz viele, so die Alteingesessenen, und von den jüngeren Mietern oder Bewohnern haben sich relativ wenige blicken lassen. Und ich weiss nicht, ob es was gibt was man machen könnte dass es andere Zielgruppen erreicht, vielleicht Familien.“
(*Neu zugezogene Familie*)

„Ja also wenn ich jetzt mehr Zeit hätte. Das rund um den Quartiertreff finde ich wirklich lässig. Eben dort treffen sich alte Leute zum Spielen, dort habe ich schon mal, als ich den Zettel gelesen habe gedacht, weshalb eigentlich nur alte Leute? Wieso laden sie da irgendwie nicht alle ein? [...] Wenn ich jetzt mehr Zeit hätte, gäbe es sicher Sachen, die ich gerne machen würde. Jetzt einfach rund um den Quartiertreff mit so kleinen kleineren Sachen. (*Junge Familie*)

Das Jahresprogramm des Quartiertreffs verdeutlicht diese Wahrnehmung. Dort werden vor allem Veranstaltungen für eher ältere Bewohner/innen (Seniorenausflug, Spieltreff 50+ oder 60+Kaffee) oder für Kinder (Bastelkurse) angeboten. Es fehlen Anlässe oder Kurse von und für erwachsene Personen im erwerbsfähigen Alter. Derweil stellt sich auch die Frage, wie ein solcher Treff organisiert ist. Wie vielerorts, so auch im Wolfbühl ist es eine engagierte Arbeitsgruppe, die sich um den Treff kümmert. So wertvoll solche Arbeitsgruppen sind, so schnell können sie auch ausgrenzend wirken, das liegt in der Sache der Natur und braucht grosse Reflexionsfähigkeit, um dies zu schmälern.

„Ich versuche wirklich auch mitzumachen, zum Beispiel dort hat es einmal pro Woche oder zweimal für ältere Leute ein Frühstück. Ich würde gern auch ein bisschen helfen, oder mitmachen irgendwie. Aber ich frage nicht, ob sie mich brauchen. Ich denke, sie möchten nur mit ihrem Kreis zusammen sein, keine Ahnung vielleicht denke ich unbewusst bin ich draussen als Person, oder passe nicht als Person. Dann ziehe ich mich automatisch zurück.“ (*Seit längerem im Quartier wohnhafte Familie*)

Mit dem Projekt Spielbus wird seitens Genossenschaft versucht, auch Familien zu engagieren. Diese Idee und die Möglichkeit wird, so ist aus den Haushaltsinterviews zu entnehmen, von den Familien auch sehr geschätzt. Es scheint jedoch, dass sich eine Kultur des Mitmachens nicht von heute auf morgen entwickeln lässt, sondern Zeit braucht.

„Also was ich jetzt gut finde, dass man diesen Spielbusnachmittag organisieren kann. Ich habe schon die ganze Zeit gedacht, ich müsste eigentlich was organisieren und mich darum kümmern aber ich habe es nicht geschafft. Ich weiss nicht, ob wirklich jemand Zeit hat oder die Initiative ergreift, ich hab aber das Gefühl, wenn die HGW das von sich aus organisieren würde, wäre sicherlich ein grosser Zuspruch da.“ (*Neu zugezogene Familie*)

Informelles Engagement

Explizit wurden wenige Aktivitäten in den Interviews genannt, die von den Bewohner/innen selbst angestossen werden. Es sind die genannten Grillfeste der neuen Liegenschaften oder die Unterstützung von älteren Leuten durch Besuche und Kaffeekränzchen, um ein

bisschen Gesellschaft zu leisten. Im kleinen nachbarschaftlichen Austausch werden Unterstützungsleistungen füreinander, die im weiteren Sinne auch als Formen informellen Engagements definiert werden, immer wieder angesprochen. So giesst man sich zum Beispiel gegenseitig die Blumen bei Ferienabwesenheiten. Bei einer jungen Frau zeigt sich das Engagement nicht direkt in der Genossenschaft und der Siedlung, sondern über einen Verein. Sie engagiert sich in sportlichen Vereinen für Kinder im Quartier, von diesem Angebot profitieren auch die Kinder vom Wolfbühl. Durch ihr Engagement ist die junge Frau im Wolfbühl bekannt und gut vernetzt.

Auch zeigte sich, dass die Bewohnenden potentiell zu mehr (eher informellem) Engagement bereit wären, es dazu aber einen Anstoss von aussen bzw. inszenierte Gelegenheiten für den Kontaktaufbau bräuchte (wobei sich bei erwerbstätigen Eltern immer wieder die Frage nach den zeitlichen Ressourcen stellt).

„Ja theoretisch bräuchte es so zwei drei Leute, die ein wenig ziehen, oder? Die sagen, ‚hey kommt doch mal!‘. Wir wären dann jene die sagen würden ‚ja okay, gehen wir mal hin‘, und die dann auch mitmachen würden, aber wir sind nicht unbedingt jene, die es anstossen, oder?“ (*Junge Familie*)

6.4.6 Identifikationsebene Genossenschaft HGW „Sie versuchen uns ein bisschen zu verwöhnen“

Es sei ein anderes Grundgefühl in einer Genossenschaft zu wohnen, ein Gefühl von Eingebunden sein und Vertrauen. So werden in den Haushaltinterviews mehrmals Vergleiche mit privaten Siedlungen gezogen. Dort habe man oft das Gefühl, man werde abgezockt, die HGW hingegen sei fair. Dieses Bewusstsein von Fairness erzeugt eine gewisse Grundsicherheit bei den Bewohner/innen. Jedoch ist das Bewusstsein, als Genossenschafter/in auch gewissermassen Miteigentümer/in zu sein, nur sehr marginal und vereinzelt vorhanden.

Alteingesessene, insbesondere das pensionierte ältere Paar, blicken mit einer gewissen Nostalgie auf die guten alten Genossenschaftszeiten zurück. Sie betonen, dass früher die Identifikation mit der Genossenschaft wie auch die sozialen Netzwerke in der Siedlung intensiver gewesen sei.

Vielfach wird in den Interviews begrüsst, dass seitens Genossenschaft eine Erwartungshaltung vorhanden sei, dass man sich in irgendeiner Form engagieren solle. Gleichzeitig besteht auch die Erwartung, dass sich die Genossenschaft für die Förderung von nachbarschaftlichen Beziehungen einsetzt (mehr als private Verwaltungen). Entsprechend wird insbesondere vom älteren Paar aber auch von der jungen Frau betont, dass in einer genossenschaftlichen Nachbarschaft mehr Zusammenhalt erwartet werde als in einer privaten Siedlung.

„An der Generalversammlung werde ich vermutlich teilnehmen. Ich weiss es noch nicht genau, aber vermutlich werde ich dann schon dabei sein weil irgendwie sage ich halt einfach, wenn du schon in einer Genossenschaft bist und halt einfach solche Informationen bekommst, warum musst du dann daran nicht teilnehmen. Das ist für mich immer so, wenn du ja schon, mit Leuten zusammen wohnst was ja eigentlich die Genossenschaft ist, die ein Zusammenhalt hat, dann kannst du auch an so eine Generalversammlung gehen ob du jetzt, sagen wir zwei Stunden zuhause sitzt oder zwei Stunden an diese Generalversammlung gehst und noch ein bisschen die Leute kennenlernst.“ (*Junge Frau*)

„Die Genossenschaft bemüht sich eben um genau das, diese nachbarschaftliche Idee, oder? Dass man sich kennt, einmal im Jahr wird das Fest also Quartierfest organisiert, es gibt andere Veranstaltungen, Möglichkeiten, die von der Genossenschaft geboten werden.“ *(Neu zugezogene Familie)*

Doch gerade für die junge, breit engagierte Frau scheint das zusätzliche Engagement für die Genossenschaft auch an Grenzen zu stossen:

„Klar, es ist nicht viel, aber für jene, die sonst schon irgendwie viel um die Ohren haben vereinstätig noch aktiv sind und sonstige Sachen. Und an Abenden schon verplant sind für dieses Training und für jenes Training und dann auch noch was für die HGW, finde ich eine mutige Sache.“ *(Junge Frau)*

Grundsätzlich besteht eine sehr hohe Zufriedenheit mit dem Service der HGW und mehrmals wird der Hauswart gelobt:

„Du rufst jemanden an und es funktioniert es wird alles gemacht. Also sie geben sich da wirklich ziemlich Mühe!“ *(Junge Familie)*

„Und auch die Genossenschaft selbst schaut auch, dem Quartier gut. Ich bin sehr zufrieden mit, zum Beispiel, meinem Hauswart. Er macht es sehr gut für uns, wenn wir was brauchen bekommen wir schnell Hilfe und so. Das ist für mich auch sehr wichtig, das macht die Organisation von der Genossenschaft.“ *(Seit längerem im Quartier wohnhafte Familie)*

Die Kommunikation sei gut und die HGW reagiere schnell und fair, wenn man Unterstützung brauche. Herauszuhören ist dabei jedoch auch eine gewisse Konsumhaltung. Man schätzt es, dass die Genossenschaft für Betrieb und Unterhalt so professionell sorgt, von sich aus möchte man kaum etwas selbst anpacken im Bereich Unterhalt. Bemängelt werden einzig ein paar kaputte Spielgeräte auf einem Spielplatz.

„Sie versuchen uns ein bisschen zu verwöhnen, also ein bisschen schöne Sachen geben, das ist auch wichtig, nicht nur einfach Geld kassieren.“ *(Seit längerem im Quartier wohnhafte Familie)*

„Ja, ich habe mir schon mehrmals überlegt ob ich es sagen soll, sie müssen diesen Tischtennistisch mal. Man hätte es einfach mal sagen können, der wäre hundertprozentig... aber wir sind halt auch ohne den Tischtennistisch zufrieden. Und dann hat man dann nicht genug Energie, um da noch eine E-Mail zu schreiben. Aber ja, den Tischtennistisch vermissen wir eigentlich. Wir haben auch schon dann das Netz selbst gespannt, aber irgendwie – klingt ein bisschen blöd – aber es ist einfach, das sind diese Kleinigkeiten, die (sie) und man ist halt einfach faul.“ *(Junge Familie)*

Es ist dieser als achtsam beschriebene Unterhalt, aber auch die sich stetig verbessernde Kommunikation zwischen der Organisation und den Genossenschafter/innen, welche für die Mieter/innen ein Gefühl von Sicherheit und Eingebunden-Sein in die Organisation bedeuten, auch wenn die Identifikation mit der Wohnbaugenossenschaft selbst nicht als so hoch

erscheint.

„Sie sind immer fair. Also das gibt eine gewisse Sicherheit, man hat nicht das Gefühl, dass man irgendwie über den Tisch gezogen wird.“ (*Junge Familie*)

6.4.7 Organisation HGW

Die Heimstätten-Genossenschaft Winterthur ist ein Mittelgrosses Unternehmen mit rund 38 Mitarbeitenden.

Ziele / Vision Genossenschaft

Im Gruppeninterview mit Mitgliedern aus dem Vorstand und der Geschäftsleitung werden als Vision der Genossenschaft in erster Linie Erhalt und Ermöglichung von günstigen Wohnungen und die Förderung des Genossenschaftlichen angesprochen. Weiter ist den Befragten ein guter Mietermix, der Genossenschaftsgedanke, das Miteinander und Füreinander wie auch das Bestreben nach Deeskalation besonders wichtig. Als Veränderung in den letzten 20 Jahren wurde eine grössere Anonymität unter den Bewohner/-innen und höhere Fluktuation, also ein rascherer Mieter/innenwechsel festgestellt.

Mit dem Wunsch, dass die Bewohner/innen füreinander da sein könnten, wird die Frage nach dem richtigen Mix von Mieter/innen aufgeworfen. Basierend auch auf den Leitlinien der HGW wird die Stärkung des Sozialen, die soziale Verantwortung der Genossenschaft seitens Vorstands und Geschäftsstelle betont. Organisationsstrukturen müssten vermehrt diese Verantwortung abbilden.

Mit Bestrebungen, die Willkommenskultur zu verbessern oder partizipative Prozesse zu fördern, wie zum Beispiel die Entwicklung des Spielplatzes im Wolfbühl, orientiert sich die HGW auch tatsächlich stärker an sozialen Fragestellungen und Herangehensweisen. So wird am Ziel, der Förderung des Genossenschaftlichen seit rund zwei Jahren intensiver gearbeitet. Mit der Wahl eines neuen Geschäftsleiters wurde 2014 auch die Abteilung Genossenschaftliches in die Organisationsstruktur implementiert. Im Gruppeninterview mit Vertretern des Vorstands und der Geschäftsstelle wird betont, dass sich die HGW in einem Strategieentwicklungsprozess befinde. Angepasst wurde unter anderem auch die Kommunikation mit den Genossenschafter/innen. Seit Juli 2014 gibt es ein neues Informationsmedium, welches seit Dezember 2014 den Namen „Häsch Gwüsst“ trägt und seit 2015 viermal im Jahr erscheint.

„Jetzt sind wir eigentlich bei Null und wollen in einem ziemlich forschen Tempo vorwärtskommen.“ (*Gruppeninterview*)

Aus dem Gruppeninterview wird deutlich, dass sich die Organisation HGW mit Geschäftsstelle und Vorstand in den letzten Jahren verändert hat. Strukturveränderungen innerhalb der Geschäftsstelle schaffen neue Ressourcen, von einem eher sektoralen Arbeiten innerhalb der Geschäftsstelle werde seit den letzten drei Jahren vermehrt das abteilungsübergreifende Arbeiten gefördert und gelebt. Es herrscht jedoch ein Bewusstsein, dass solche Veränderungen in der Arbeitskultur Zeit brauchen, bis sie sich gänzlich in die Organisation inkorporiert haben.

6.5 Fazit Fallstudie HGW

Wie funktioniert das Zusammenleben in einer Siedlung mit unterschiedlichen Bau und Bewohner/innenstrukturen?

Die drei Ersatzneubauten sind ein Thema im Quartier. Aus der Analyse geht hervor, dass offensichtlich sozialräumliche Barrieren zwischen den neuen und den bestehenden Siedlungen mitaufgebaut wurden. Sichtbar werden in der sozialen Dynamik zwischen den Bewohner/innen der neuen und der bestehenden Siedlungen einige Unterschiede und niederschwellige Abgrenzungsprozesse (Disktinktion). Verantwortlich dafür sind zum einen augenfällig die Architektur und die Materialität, wie auch die Gestaltung und Aneignungsmöglichkeit des Aussenraums. Zum anderen sind die Ursachen im Entwicklungsprozess zu finden. Gemeint ist damit das Fehlen eines partizipativen Vorgehens in der Planung. Zudem sind es soziostrukturelle Aspekte, festgemacht am höheren Mietzinsniveau und soziokulturelle Aspekte, aufgrund interner sozialer Aktivitäten (Grillfeste), welche die Unterschiede betonen. Entsprechend haben sich im Quartier gewisse Abwehrreaktionen gebildet. Für Anwohnende scheint das soziale und räumliche Gefüge der neuen Liegenschaften zu geschlossen als dass ohne äusseren Funken wie z.B. über Kinder, ein Quartierfest oder einen Aussenraum der neuen Liegenschaften mit Aneignungsqualitäten, die unsichtbare Barriere überschritten werden könnte.

Auffällig ist der Unterschied der Innen- und Aussensicht in Bezug auf die soziale Integration der Neubauten. Aus der Innensicht wird dieser Abgrenzungsmechanismus nur vage wahrgenommen. Denn es scheint nicht ein starkes „Wir-Gefühl“ der Bewohner/innen der neu erbauten Liegenschaften gegenüber dem Rest des Quartiers zu geben. Die befragte Familie der neuen Liegenschaft bewegt sich im ganzen Quartier, hat Kontakte über die eigene Liegenschaft hinaus, benutzt, auch aufgrund der Kinder, die unterschiedlichen Freiräume. Sie betonen das gute Wohlbefinden, das Aufgehoben sein im Quartier und in der Siedlung. Es sind sowohl die guten Naherholungsgebiete, das verkehrsarme, ruhige, gemütliche und gesellige Quartier, als auch das direkte Wohnumfeld mit Terrasse und Garten, welches veranlasst, dass die Familie gar nicht mehr das Bedürfnis hat, in der Freizeit oder in den Ferien wegzufahren. Somit kann grundsätzlich nicht davon die Rede sein, dass eine grosse Kluft im sozialen Gefüge zwischen der alten und der neuen Bewohner/-innen und Baustruktur bestehen würde. Aus den Untersuchungen sind keine offenen Feindseligkeiten oder versteckten Aggressionen sichtbar geworden. Im Gegenteil, es besteht von allen Seiten vielmehr der Wunsch, dass sich der Austausch, die sozialen Kontakte und die Nachbarschaftsbeziehungen über diese subtilen sozialräumlichen Grenzen hinweg intensivieren könnten. So möchte man zum Beispiel gerne an der von aussen gesehen spontanen Geselligkeit der Grillabende im Sommer teilhaben.

Deutlich wird, dass gerade dieses Beispiel der Ersatzneubauten im Wolfbühl, bei der Genossenschaft einen Denk und Reflexionsprozess ausgelöst hat über den Einfluss von Architektur und Gestaltung auf das Zusammenleben aber auch über die Verantwortung der Genossenschaft in Bezug auf erschwingliche Mietzinse und das Zusammenspiel von Mietzins und Sozialstrukturen.

Welche generellen sozialräumlichen Aspekte begünstigen oder erschweren nachbarschaftliche Beziehungen?

Die Kontakte auf *Hausebene* zeigen sich vor allem im gegenseitigen Grüßen und in Smaltalks und bestimmen auf diese Weise das Zusammenleben. Die unmittelbare physische Nähe der Nachbarn im Haus und die darauf gründende leichte Erreichbarkeit

wirken fördernd in Bezug auf allfällige soziale Unterstützung im Alltag, wie auch bei kleineren und grösseren Notfällen. Dabei handelt es sich vorwiegend um kleine, praktische Hilfeleistungen. Hierfür ist zumindest ein Minimum von Vertrauen zum Nachbar und zur Nachbarin nötig. Wird der Fokus auf die engeren Nachbarschaftsinteraktionen gelegt, sei es auf Ebene Haus, Siedlung oder Quartier, dann fällt auf, dass die Beziehungen geprägt sind von Bewohner/innen die sich ähnlich sind z.B. in der Lebensphase oder dem Lebensstil, ähnliche Interessen haben oder Zeitrhythmen und also eine bestimmte soziale Homogenität aufweisen. Gemäss der Redewendung: Gleich und Gleich gesellt sich gern. Insbesondere ist die Familienphase mit kleinen Kindern ein prägendes Element für haus und siedlungsübergreifende Interaktionen. Die losen Kontakte zu den Nachbarn und Nachbarinnen werden entsprechend damit begründet, dass keine gemeinsamen Interessen vorhanden sind.

Das Quartier Wohlfühl ist geprägt durch abwechslungsreiche Aussenräume mit vielfältigen Begegnungsorten (Wege, Spielplätze, Grillplätze), die freie Nutzbarkeit der Grünflächen und geteilte Wege und Infrastrukturen (z.B. Weg zum Parkplatz). Dieser Aussenraum um die älteren, schon länger bestehenden Liegenschaften mit hoher An eignungsqualität fördert die Lust am Rausgehen, sich den Aussenraum anzueignen und unterstützt die Möglichkeit der Begegnung mit anderen. Es zeigt sich deutlich, dass je mehr Kontakte im Quartier gepflegt werden, desto vielfältiger die Nutzung des Aussenraums wie auch generell die Bewegungen in der Siedlung sind. Umgekehrt heisst das auch: Je intensiver und auch grösser der Bewegungsradius desto eher werden Kontakte geknüpft. Kinder haben diesbezüglich eine Pionierrolle inne, gefolgt von den älteren pensionierten Bewohner/innen, die Zeit haben, sich in der Siedlung aufzuhalten und zu schwatzen.

Bei alledem darf aber der Einfluss von Gestaltung und Architektur nicht überschätzt werden. Besonders begünstigen gemeinsame Interessen, respektive Lebensphasen (z.B. Familie und Kinder) die hausübergreifenden Kontakte. Räumliche Nähe erzeugt noch lange keine soziale Nähe. Dies ist im ganzen Quartier wie auch bei den Neubauten sichtbar. Die selbst gewählten Kontakte sind intensiver als die durch physische Nähe gegebenen. Bei den verschiedenen Interviewpartner/innen ist jedoch immer wieder ein Bedürfnis nach mehr Kontakten mit ähnlichen Menschen in der Siedlung festzustellen. Um die Kontaktbarrieren zu überwinden, bräuchte es geeignete Interaktionsmöglichkeiten.

Welche Aspekte begünstigen oder erschweren Engagement für die Siedlung und für die Genossenschaft?

Die Begegnungs und Freizeitangebote in der Siedlung (Anlässe, Aussenraumgestaltung, Quartiertreff) sind stark auf Kinder sowie ältere Personen ausgerichtet. Es fehlen Angebote, welche den heutigen Bedürfnissen von Erwachsenen im erwerbsfähigen Alter entsprechen. In den Interviews zeigt sich jedoch, dass ein Bedürfnis nach neuen Betätigungsmöglichkeiten in der Siedlung vorhanden wäre (z.B. werden Grillfeste, gemeinsames Kochen und andere Aktivitäten im Quartiertreff, Mamitreff usw. genannt). Oft sind dagegen formale und fixe Angebote leider nicht in den Alltag von Erwerbstätigen integrierbar. Insbesondere bei erwerbstätigen Eltern stellt sich dabei immer wieder die Frage nach den zeitlichen Ressourcen. Sie würden sich eher punktuell und projektbezogen betätigen, an Anlässen oder Angeboten, die eher einen informellen Charakter haben.

An traditionellen, formalen Veranstaltungen fühlen sich zum Teil NichtAlteingesessene eher ausgeschlossen. Sie finden den Zugang zu den Alteingesessenen nicht. Bruchlinien unter den Quartierbewohner/innen zeigen sich, so die Befunde aus den Interviews

und aus den Beobachtungen der Veranstaltungen, eher zwischen Generationen als zwischen den Bewohner/innen der Ersatzneubauten und der anderen Liegenschaften. Alteingesessene ältere Bewohner/innen zelebrieren ein idealisiertes „Früher“ bezüglich Zusammenleben: Funktionierender Quartierverein, Unterstützungsleistungen, Aktivitäten im Aussenraum. Es ist aufgrund der Interviews zu vermuten, dass zum Teil ältere, alteingesessene Bewohner/innen Mühe haben, gesellschaftliche Entwicklungsprozesse, wie die Emanzipation der Frauen und deren Auswirkungen auf Geschlechterrollen und Arbeitszeitmodelle und damit auch auf Engagement im Quartier, anzuerkennen. Vereinzelt blitzen, gegenüber der jungen Familien, die die Zukunft noch vor sich haben, Enttäuschungen auf, als Modernisierungsverlierer/innen auf dem Abstellgleis gelandet zu sein und entsprechend mit einem Werteverlust konfrontiert zu sein. So ist auch zu erklären, warum die Verankerung und Einbettung des Quartiertreffs im Quartier von einigen Interviewpartner/innen als eher einseitig, als ein Treff für die älteren Bewohner/innen oder gar als ein Treff von Aktiven, die lieber unter sich bleiben wollen, beschrieben wird. Es zeigt sich, dass die Bewohnenden potentiell zu mehr (eher informellem) Engagement bereit wären, es dazu aber einen adäquaten Anstoss von aussen bzw. inszenierte Gelegenheiten für den Kontaktaufbau bräuchte. Zum Teil setzen sich die Bewohner/innen selbst unter einen normativen Druck. Sie fühlen sich, auch aus einer Art Dankbarkeit gegenüber der Genossenschaft, verpflichtet, an den offiziellen Anlässen teilzunehmen. Seitens Geschäftsstelle und Vorstand wird betont, dass in erster Linie das sich Wohlfühlen in der Siedlung wichtig sei und nicht das grosse Engagement für die Genossenschaft. Wohlbefinden, so wird vermutet, führt schliesslich auch zu Engagement in der Siedlung.

7 Fallstudie IV: Genossenschaft Kalkbreite

Die Genossenschaft Kalkbreite ist mit ihrer Gründung im Jahr 2007 das jüngste Beispiel der vier beobachteten Fallstudien. Den Fokus dieser Fallstudie bildet der im Jahr 2014 eröffnete Wohn- und Gewerbebau Kalkbreite, der im Kreis 4 von Zürich angesiedelt ist. Nachfolgend sollen die Ergebnisse dieser Studie vorgestellt werden. Hierzu erfolgt zunächst eine kurze Beschreibung der Genossenschaft und der Siedlung. Ferner werden die fallspezifische Fragestellung und das Vorgehen erläutert. Anschliessend werden anhand verschiedener Aspekte die fallspezifischen Erkenntnisse vorgestellt und darauf im Fazit die wichtigsten Punkte zusammengefasst.

7.1 Die Genossenschaft Kalkbreite

Genossenschaft Kalkbreite (Stand Februar 2017)

Gründung 2007

Anzahl Siedlungen 1 (Siedlung „Kalkbreite“) + 1 in Planung (Siedlung „Zollhaus“)

Anzahl Wohnungen Siedlung Kalkbreite: 55 (+9 Wohnjoker)

Anzahl Mitglieder 1400

Anzahl Bewohnende 260

Organisationsaufbau Generalversammlung, Vorstand, Gemeinrat, Geschäftsleitung (Geschäftsstelle, Projektleitung (Zollhaus), Leiter/in Kommunikation/Partizipation, Leiter/in Bewirtschaftung Wohn- und Gewerbebau Kalkbreite (Drehscheibe, Satelliten)), Kommissionen (Vermietungs- und Solidaritätskommission)

Die Idee, das Tramdepot Kalkbreite zu überbauen wurde bereits 1978 über eine Volksinitiative lanciert. Rund dreissig Jahre später erfolgte dann die Baurechtsvergabe an die Genossenschaft Kalkbreite. Die Genossenschaft Kalkbreite entstand – unter Mithilfe der beiden aus der 1980er-Bewegung heraus entstandenen Genossenschaften Dreieck und Karthago – aus dem Verein Kalkbreite, der sich für eine nachhaltige und quartierverträgliche Überbauung des Areals einsetzte.

In einem partizipativen Prozess von Anwohner/innen und Interessierten wird als erstes Projekt der Wohn- und Gewerbebau Kalkbreite unter ökologisch und sozial nachhaltigen Gesichtspunkten entwickelt, mit dem man sich um das Baurecht auf dem Areal bewirbt. Im September 2007 erfolgt die Baurechtsvergabe an die Genossenschaft Kalkbreite. Nach einer achtjährigen Entwicklungs- und Bauphase kann die Siedlung 2014 eröffnet und bezogen werden. Ein zweites Bauprojekt, das Zollhaus (Nähe Bahnhof Zürich), befindet sich seit Ende 2012 in Planung und soll bis 2019 realisiert und 2020 bezogen werden (Genossenschaft Kalkbreite, 2015, S. 14 – 24/S.198 – 201).

7.2 Die Siedlung Kalkbreite

„In der Kalkbreite mietet Raum, wer an einem Zusammenleben und/oder Zusammenarbeiten mit Austausch interessiert ist.“ (Genossenschaft Kalkbreite, ohne Datum a) so wird es von der Genossenschaft Kalkbreite selbst auf ihrer Homepage zur „Anleitung Kalkbreite“ beschrieben. Nachdem die erste Siedlung der Genossenschaft ab Mai 2014 bezogen wurde, erfolgte am 22. und 23. August 2014 die offizielle Eröffnung der Siedlung.

Wohn- und Gewerbebau Kalkbreite (Stand November 2016)

Bautyp Blockrandbebauung

Bezug 2014

Nutzfläche 13 226 m² insgesamt (7811 m² Wohnen, 631 m² Gemeinschaftsflächen, 4784 m² Gewerbe und Kultur)

Anzahl Wohnungen (97 Wohneinheiten in) 55 Wohnungen (+9 Wohnjoker), 11 Pensionszimmer

Anzahl Gewerbe Nutzungsmix aus Gastronomie (3), Verkauf (9), Dienstleistung (9), Gesundheit (5), Kino (1) und Kindertagesstätte (1)

Besonderes Grosshaushalt, Clusterwohnungen, Wohnjoker, Pension, Flex (Sitzungszimmer), Boxes & Schöpfe, Gemeinschaftsbüros
Betriebsteam „Drehscheibe“ (Rezeption), Verein „Intendanz Kalkbreite“

Es handelt sich bei der Überbauung um einen gewerblich, kulturell und durch Wohnungen genutzte Siedlung. Neben den Wohn- und Gewerbeflächen verfügt die Siedlung über Gemeinschaftsflächen, bei denen es sich bei rund der Hälfte um allgemeine Gemeinschaftsräume (z.B. Cafeteria) und beim Rest um hinzumietbare Räume (z.B. Sitzungszimmer „Flex“, Gemeinschaftsbüros, Sauna, Gartenküche) handelt. Ebenfalls können sogenannte Wohnjoker (temporär) hinzugemietet werden. Die Boxes (innen) und Schöpfe (ausen) bilden weitere Gemeinschaftsflächen, deren Nutzungen von der Genossenschaft nicht vordefiniert sondern die von den Bewohnenden bespielt werden sollen¹².

Der Flächenverbrauch (inkl. Gemeinschaftsflächen) liegt so bei rund 32 m² pro Bewohnenden. Eine Pension mit 11 Zimmern befindet sich ebenfalls im Gebäude. Die Betreuung dieser sowie alle operativen Aufgaben des Baus (Gebäudeunterhalt, Reinigung, Liegenschaftsverwaltung, Vermietung von Pensions und Sitzungszimmern etc.) werden von der Drehscheibe, am Desk in der zentralen Eingangshalle der Siedlung, koordiniert. Darüber hinaus gibt es den Gemeinrat, welcher über Fragen die das Zusammenleben und den Innen- und Aussenraum der Kalkbreite-Siedlung betreffen, entscheidet. Dem Gemeinrat können alle Bewohnenden und Mitarbeitenden des Kalkbreite-Gewerbes beiwohnen¹³. Der Verein „Intendanz Kalkbreite“ ist für das Kultur- bzw. Veranstaltungsprogramm und die Begleitung des Kunst-und-Bau-Projekts zuständig und bildet somit auch ein Bindeglied ans Quartier. So wurden z.B. bereits Veranstaltungen im Rahmen des „Rosengarten-Programms“ zu Kalkbreite, Zollhaus, Kultur und Quartier organisiert. Der Verein lässt

¹² Siehe Beschreibung Box: „Eine Box ist ein nutzungsneutraler Raum mit minimaler Ausstattung, unmöbliert, zur Rue Intérieure hin teilweise verglast. Die Boxes sind offen für die noch unbekanntenen Bedürfnisse: Hausbibliothek, Nähzimmer, Malatelier für Kinder etc.. Für Nutzungen, die allen Mieterinnen zur Verfügung stehen, wird keine Miete verrechnet. Über die Nutzung der Boxes entscheidet der Gemeinrat.“ (Genossenschaft Kalkbreite, ohne Datum b)

¹³ Siehe Anleitung Kalkbreite zum Gemeinrat: „Der Gemeinrat ist ein monatlich tagendes Entscheidungs- und Planungsforum. Es ermöglicht allen Mieterinnen und im Haus Beschäftigten, sich über soziale, kulturelle und politische Initiativen, Budget-, Bau- und Unterhaltsfragen etc. zu informieren und mitzuentcheiden oder eigene Projekte zu lancieren.“ (Genossenschaft Kalkbreite, ohne Datum c)



Kalkbreite-Siedlung: Aussenansicht und Blick in den Innenhof (Fotos Volker Schopp)

sich als ein wichtiges Standbein der Öffentlichkeitsarbeit der Kalkbreite verstehen (Genossenschaft Kalkbreite, ohne Datum d und e).

Neben Wohnjokern, Flex-Räumen und der Pension verfügt die Siedlung über innovative Wohnformen wie den Grosshaushalt, in dem Personen aus verschiedenen Individual-Wohnungen zusammenleben und eine gemeinsame Infrastruktur teilen¹⁴. Ebenfalls gibt es sogenannte Cluster, die sich aus mehreren Einperson-Wohnungen zusammensetzen und über einen Gemeinschaftsraum verfügen. Beim Innenhof, samt dort befindlichem Spielplatz, der Siedlung handelt es sich um einen stadtoffenen Raum, die oberen Terrassen des Baus sind siedlungsöffentlich. Gemeinschaftsräume wie die Cafeteria können neben den Bewohnenden auch von Mitarbeitenden des ansässigen Gewerbes sowie Pensionsgästen genutzt werden.

Generell ist es der Genossenschaft Kalkbreite ein Anliegen mit ihrer Siedlung den Anforderungen einer 2000Watt-Gesellschaft zu entsprechen. Dies geschieht zum einen auf baulicher Ebene zum anderen wird auch ein minimaler Energieverbrauch im Betrieb angestrebt und die Bewohnenden sollen sich einem schonenden Umgang mit Ressourcen verschreiben. Des Weiteren müssen die Bewohnenden auf ein privates Automobil verzichten und auch die Mitarbeitenden des Gewerbes sind angehalten mit dem ÖV anzureisen. Zudem soll die durchschnittlich genutzte Wohnfläche in der Siedlung 35 m² pro Person nicht überschreiten und es wird Wert darauf gelegt, dass die Mitglieder sich partizipativ an Planungs und Anpassungsprozesse beteiligen können (Genossenschaft Kalkbreite, ohne Datum f und g)¹⁵.

7.3 Fallspezifische Fragestellungen und Vorgehen

7.3.1 Fragestellungen

Neben der übergeordneten Fragestellung des Forschungsprojektes (vgl. Kapitel 1.3), lag bei der Fallstudie Kalkbreite das Hauptaugenmerk auf der Frage:

Wie gestaltet sich der Übergang von der „Vision Kalkbreite“ zum Alltag?

Hierzu liessen sich folgende spezifische Fragen und Schwerpunkte ableiten:

Blick auf Aneignungs- und Aushandlungsprozesse in gemeinschaftlich genutzten Innen- und Aussenräumen

Wie nutzen die Bewohnenden die Räume?

Gestaltung von und Tätigkeiten in Gemeinschaftsräumen

(z.B. Aufenthaltsräume, Boxes, Schöpfe, Bibliothek, Waschküche usw.)

¹⁴ Die Bewohnenden des Grosshaushalts bilden einen eigenständigen Verein, der sich aus 21 Individual-Wohnungen der Kalkbreite-Siedlung mit ca. 55 Bewohnenden zusammensetzt. Die Wohnungen des Grosshaushaltes verfügen über einen gemeinsamen Ess- und Aufenthaltsraum, der als „grosses Wohnzimmer“ und Treffpunkt des Grosshaushaltes verstanden wird. Ebenfalls verfügt der Grosshaushalt über eine professionell ausgestattete Küche (samt angestellter Köchin), in der wochentags ein preiswertes Abendessen für die Grosshaushalt-Mitglieder zubereitet wird. Über dem Ess- und Aufenthaltsraum liegen die Wohnungen des Grosshaushaltes, welche durch ein gemeinsames Treppenhaus erschlossen sind, aber nicht als abgeschlossene Einheit sondern Teil der Kalkbreite-Siedlung anzusehen sind: „Jede Bewohnerin des Grosshaushalts ist zugleich Genossenschafterin der Kalkbreite. Der Verein Grosshaushalt regelt lediglich die Organisation der gemeinsam genutzten Räume und ist für alle Belange der gemeinsamen Küche zuständig.“ (Genossenschaft Kalkbreite, ohne Datum f).

¹⁵ Mit rund 32 m² pro Bewohnenden liegt die durchschnittlich genutzte Wohnfläche derzeit etwas unter dem angestrebten Ziel von maximal 35 m² pro Person.

Inwiefern öffnen sich die Räume nach aussen? Inwiefern findet bewusste Abgrenzung statt? (physische wie auch virtuelle Räume; Grenzziehungsmechanismen; öffentliche, halböffentliche, private Räume)

Welche Rolle nimmt dabei der Grosshaushalt ein?

Wie integriert sich der Grosshaushalt in den Organismus Kalkbreite (Innen- und Aussenwahrnehmung)?

7.3.2 Vorgehen

Fotografien und Explorative Siedlungsbegehungen (September 2014) gaben einen ersten Eindruck über die noch neue Siedlung. Die daraus gewonnenen Informationen wie auch die fallspezifische Fragestellung dienten als Grundlage für die Festlegung von Kriterien zur Auswahl der Interviewpartner/innen für die Haushaltsinterviews.

Durchgeführt wurden vier *leitfadengeführte Haushaltsinterviews* zwischen November 2015 und März 2016 in den Wohnungen der Interviewpartner/innen. Gefragt wurde nach dem Zusammenleben und Kontaktformen, nach Bewegungsmustern, Wegen und Treffpunkten in der Siedlung wie auch nach dem Genossenschaftsleben und dem jeweiligen Engagement in der Siedlung oder für die Genossenschaft. Bewegungsmuster und spezielle Orte wurden dabei während dem Gespräch von den Haushaltsmitgliedern auf einer Karte der Siedlung eingezeichnet und kommentiert. Die Interviews dauerten zwischen einer halben und zwei Stunden.

Im März 2016 erfolgte eine dreitägige *Teilnehmende Beobachtung* innerhalb der Siedlung. Ziel dieser war es, einen Einblick und gleichzeitiges Miterleben des Alltags in der Kalkbreite eineinhalb Jahre nach Bezug zu dokumentieren. Während der Beobachtung konnte zudem ein Blick auf die Raumeignung gelegt und informelle Gespräche mit weiteren Bewohnenden und arbeitenden Personen geführt werden. Diese lieferten ergänzende Hinweise zu den Interviews für die Interpretation der fallstudien-spezifischen Fragestellungen.

Die Sicht der Genossenschaft als Organisation wurde zum einen über die regelmässig durchgeführten *Workshops mit den Praxispartner/innen* integriert (vgl. Kapitel 3.2.2), zum anderen wurde in einer zweiten Erhebungsphase im April 2016 ein *Gruppeninterview* mit zwei Mitgliedern des Vorstandes, einem ehemaligen Mitglied der Geschäftsleitung und je einem Mitarbeitenden der Geschäftsstelle und der Drehscheibe sowie einer Person, die regelmässig dem Gemeinrat beiwohnt, durchgeführt. Gefragt wurde nach den Zielen, Visionen und Ressourcen der Genossenschaft, nach dem Zusammenhang von Architektur und Zusammenleben in der Siedlung und den Funktionsweisen von Organisationsstrukturen, Mitwirkungsgefässen und den Funktionsweisen von Organisationsstrukturen, Mitwirkungsgefässen und Engagement in Siedlung und Genossenschaft.

7.3.3 Kurzbeschreibung der befragten Haushalte

Befragt wurde eine **Gross-WG mit Kindern**, eine **WG ohne Kinder**, ein **älteres Ehepaar** sowie eine **alleinerziehende jüngere Mutter**. Zudem wurden während der teilnehmenden Beobachtung informelle Gespräche mit weiteren Genossenschaftsmitgliedern geführt, bspw. mit Personen, die am Grosshaushalt partizipieren oder die im Gebäude arbeiten.



Kalkbreite-Siedlung: Gemeinschaftlich genutzte Innenräume
Bibliothek und Cafeteria (Fotos Volker Schopp)

7.4 Fallspezifische Erkenntnisse – Siedlung Kalkbreite

Bevor im Einzelnen beleuchtet wird, wie sich der Übergang von der „Vision Kalkbreite“ zum Alltag gestaltet hat, muss festgehalten werden, dass unter dieser Vision nicht ein zu starres, festgelegtes Konzept verstanden werden sollte. Es ist kein rigider 10-Punkte-Plan, der Stück für Stück im Alltag realisiert werden sollte, sondern – das wird sowohl in den Gesprächen mit Bewohner/innen als auch in jenen mit Personen aus dem Vorstand und der Geschäftsstelle deutlich – eine dynamische Vision, die sich innerhalb unterschiedlicher Prozesse verändern kann. Die übergeordnete Vision erlaubt also strukturelle Änderungen und entsprechende strukturelle Anpassungen. Generell lässt sich dennoch feststellen, dass die Vision – als übergeordneter Wertekanon verstanden – umgesetzt wurde und funktioniert. Denn viele Bewohner/innen identifizieren sich mit der Vision Kalkbreite und leben diese auch, insofern lässt sich die Vision nicht nur als gebaut umgesetzt sondern auch als gelebt verstehen.

7.4.1 Engagement und Motivation

„Was ich mir schon noch wünsche ist, dass man sich nicht auf den gemütlichen Status quo, den man hier erreicht hat, ausruht.“

Es kann allerdings nicht davon ausgegangen werden, dass die Vision sich sozusagen selbst trägt, sie sollte also nicht zu unrealistischen Vorstellungen verleiten, dass ein Zusammenleben und andere Leute kennenlernen ohne eigenes Engagement seitens der Bewohner/innen funktioniert. Ebenfalls lässt sich beobachten, dass auf die Euphorie in der Anfangsphase erste kleine Ermüdungserscheinungen im Alltag folgen. Gerade in der Pionierphase lässt sich jedoch auch eine reflexive Dynamik erkennen: Man ist sich darüber im Klaren, dass die Pionierphase etwas Aufregendes – aber auch Kräfteaubendes – ist und dass es Auffangnetze braucht, damit keine allzu grossen Engagement-Löcher entstehen.

In den Haushaltinterviews mit Kalkbreite-Bewohnenden wird deutlich, dass diese das Potential der Genossenschaft begrüßen, welches beinhaltet einen bezahlbaren Wohnraum in der Stadt zu ermöglichen und ein Gegengewicht zur Spekulation auf dem Wohnungsmarkt zu bilden. Im Gegensatz zu Bewohnenden der anderen Fallstudien ist in den Kalkbreite-Haushaltsinterviews aber eher weniger eine explizite Dankbarkeit gegenüber der Genossenschaft auszumachen. Hier muss der spezielle Fall berücksichtigt werden, dass die Interviewten bisweilen selbst aktiv Teil der Visions-Entwicklung der Kalkbreite waren. Es wird sodann weniger, wie dies bei den drei anderen Fallstudien zu erkennen war, die Dankbarkeit, eine Möglichkeit erhalten zu haben, geäußert, als vielmehr das Glücklichein darüber, gemeinsam ein innovatives Projekt mit neuen Wohnformen erreicht zu haben.

„Und ich habe mitbekommen, dass man sich hier dafür engagiert hat, dass es keine Büroräume gibt, sondern dass man in der Innenstadt Wohnräume schaffen möchte. Wir haben auch die Leute schon vom Dreieck und vom Karthago gekannt von, ja eigentlich den Unterstützungsgenossenschaften und unsere Wohnpartnerin, die ist auch in beiden Genossenschaften schon sehr aktiv gewesen. So sind wir darauf gekommen und haben dann noch ohne den Gedanken, dass wir hier wohnen, Genossenschaftsanteilsscheine gekauft. Einfach um auch zu zeigen ja, so ein Projekt braucht Geld und wir möchten das unterstützen.“
(Ehepaar)

„Ausschlaggebend war, dass wir zusammen wohnen wollten. Also mehrere Parteien, wobei dazumal erst jemand Kinder hatte. Und ich glaube dieser Wunsch war schon lange da, bei verschiedenen Stellen, in verschiedenen Konstellationen hat man auch schon gesucht und fand dabei heraus, dass es sehr wenige Möglichkeiten gibt in der Stadt, um zusammen zu wohnen, weil es einfach zu wenig Wohnungen hat oder zu teure. Und dann hörten wir, dass es in der Kalkbreite dieses Projekt gibt und gingen da anklopfen. Wir kamen gleich mit einem Konzept und dann sagten sie, ah schön, wunderbar, wir starten da gleich den Prozess ‚Nutzung und Betrieb‘.“ *(Gross-WG mit Kindern)*

So wird auch das Thema Engagement von den Bewohnenden der Kalkbreite nicht als Verpflichtung, sondern vielmehr als Chance zur Verwirklichung der subjektiven Ansprüche, Ideale und Werte verbunden. Dies lässt sich damit erklären, dass sich die Vision von der Kalkbreite, die unter Beteiligung eines Teils der Interviewpartner/innen entwickelt wurde, mit der intrinsischen Überzeugung der Bewohnenden deckt, d.h. die Kalkbreite hat mit ihrer Vision und ihrem Umsetzungsprozess viele Interessierte mit einer hohen Motivation sich für die Wohnbaugenossenschaft, die Siedlung, Haus oder Hof zu engagieren, begeistern können und davon profitiert das Zusammenleben in der Kalkbreite nach wie vor. Dementsprechend haben die Bewohner/innen ihrerseits aber auch hohe Erwartungen an das Wohn bzw. Nachbarschafts und damit verbunden auch Beteiligungsverhalten der anderen. Es zeigt sich zudem in den Haushaltsinterviews zurzeit noch fast systemimmanent eine persönliche Betroffenheit aufgrund Entstehungsprozess und Grösse der Genossenschaft. Zudem fließt formales und informelles Engagement aufgrund der Organisationsstrukturen und der spezifischen Betroffenheit der Pionier/innen ineinander über (z.B. bei der Bespielung von Gemeinschaftsräumen in einer Arbeitsgruppe).

„Ich habe noch das Gefühl es ist im Moment eine recht hohe Dichte an Leuten, die gerne kreativ sind in gemeinsamen Räumen und initiativ sind. Ich wage keine Prognose, wie das in zwanzig Jahren aussieht, wir sind da, es ist auch der ganze Einzug und die Zeitung schreibt darüber [...]. Ich selber würde auch nicht sagen, dass es einen Druck gibt, sich zu beteiligen. Bei mir maximal noch mein eigener und der mischt sich mit dem Interesse und mit dem Leute kennenlernen in so AGs und so, das funktioniert super, ich finde aber manchmal schon auch, hey komm mach mal wieder irgendwo mit, weil es ist auch eine Chance.“
(Gross-WG mit Kindern)

Neben der intrinsisch verankerten Motivation und der persönlichen Betroffenheit bildet die Lebensphase von Bewohner/innen einen weiteren Faktor der die Bereitschaft, sich für das Wohnhaus, die Siedlung oder die Wohnbaugenossenschaft zu engagieren beeinflusst. So herrscht beispielsweise mit der Lebensphase der Erwerbstätigkeit oder bei Familien mit Kindern ein hoher Anspruch an Zeitsouveränität: Engagement soll punktuell, flexibel, selbstbestimmt erfolgen. Die Kalkbreite bietet eine Fülle solcher flexibler Angebote, was ermöglicht, dass Engagement Lebensphasen übergreifend stattfindet. Zudem scheint die starke intrinsische Motivation für das Projekt den Einfluss der Lebensphase teilweise zu überdecken.

Ebenso sind wir in den Haushaltsinterviews eher den modernen, postmateriellen Experimentalisten und Experimentalistinnen begegnet, die sich in den offenen Strukturen, die ein formales und informelles Engagement verwischen, gut bewegen können.

„Ich denke, die Strukturen vom Zusammenleben haben uns schon immer interessiert und wo wir da auch als Individuum Einfluss nehmen können, denke ich, ist Genossenschaft eine gute, ein sehr guter Motor einerseits Ideen zu verwirklichen und andererseits Partizipationsmöglichkeit.“

(Ehepaar)

Des Weiteren lässt sich für die Kalkbreite noch beobachten: Engere Kontakte unter Bewohnenden ergeben sich hier insbesondere über das Engagement (AGs, Gemeinrat, Entwicklungsprozess) und nicht (wie teilweise bei anderen Wohnbaugenossenschaften) umgekehrt, also dass man sich kennt und aus seinen Kontakten heraus ein gemeinsames Engagement entwickelt. Bei den Bewohner/innen der Kalkbreite bildet also das gemeinsame Engagement gleichsam die Basis, um neue Leute kennenzulernen. So bildete gerade die Pionierphase eine gute Gelegenheit, sein Engagement unter Beweis zu stellen und gleichzeitig ein Beziehungsnetzwerk aufzubauen.

„Die Arbeitsgruppen der Kalki, wenn du dort irgendwie bei einer mitmachst oder bei mehreren dann lernst du auch automatisch schneller Leute kennen. Das hilft sicher auch noch. Also ich habe das Gefühl, es gibt wie viele Möglichkeiten Leute kennen zu lernen, du musst sie einfach selber wahrnehmen. Es gibt auch immer mal wieder Anlässe, an die du gehen kannst. Aber es braucht dann halt wie auch dein Dazutun, dass du gehst und dich dort auch einbringst.“

(Gross-WG mit Kindern)

Es darf zudem nicht ausser Acht gelassen werden, dass – wenn man sich dann einmal kennengelernt hat – die überschaubare Grösse (260 Bewohnende) und kompakte Bebauung der Kalkbreite sicherlich für weiteren Kontaktaustausch förderlich ist. Man kennt sich und weiss, dass es sich beim Gegenüber auch um einen Bewohnenden und keine Person aus dem Gewerbe oder „Auswärtige“ handelt, was ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl und das Wohlbefinden bestärkt (siehe auch Kapitel 7.4.4 und 7.4.5).

„Ich glaube es ist doch gerade noch so eine Grösse, wo man jetzt so langsam das Gefühl hat doch jetzt habe ich eigentlich alle schon einmal in irgendeinem Zusammenhang angetroffen oder vielleicht nicht ganz alle, aber eine grosse Mehrheit. Und das gibt ein anderes Gefühl zum Wohnen, als wenn man immer das Gefühl hat, jetzt bin ich nicht einmal ganz sicher, ob der wirklich hier wohnt oder ob es jemand Externes ist.“ *(Gross-WG mit Kindern)*

Es lässt sich aber auch beobachten, dass es sich für Neuzugezogene angesichts bereits etablierter Gruppen – „dort kennen sich ganz viele“ – zu Beginn eher schwierig zu gestalten scheint, sich in die bestehenden Gefässe zu integrieren (siehe hierzu auch Kapitel 7.4.6). Dass diese Mitwirkungsmöglichkeiten in der Kalkbreite durchaus für alle Bewohner/innen vorhanden sind, soll im Folgenden noch genauer betrachtet werden.

7.4.2 Möglichkeitsräume

„Es ist irgendwie die Möglichkeit mitzugestalten und so ein wenig wie ein Wahlrecht, es ist auch eine Chance, die man bekommt, hier mitzudenken.“

In der Kalkbreite werden verschiedene Räume und Gefässe angeboten. Zum einen sind es physische Räume (z.B. Schöpfe, Boxes, Innenhof oder Gemeinschaftsräume wie die Cafeteria) oder formelle Gefässe (Gemeinrat, AGs). Solche sozialräumlichen Angebote können als Möglichkeitsräume bezeichnet werden (siehe Kap. 8.8). Bei diesen wird zwar ein gewisser Rahmen für Engagement von der Genossenschaft vorgegeben, zum anderen lassen Möglichkeitsräume aber auch soziale und räumliche Gestaltungsfreiheit zu. Denn die Ausgestaltung des Engagements unterliegt der Eigenregie der Bewohner/-innen entlang eigenen Bedürfnissen und Interessen und ist möglichst vereinbar mit ihrem Alltag und dem möglichen Aufwand. Diese informellen, spontanen und punktuellen Gestaltungsfreiheiten werden, darauf lassen Aussagen der interviewten Bewohnenden schliessen, von den Bewohner/innen geschätzt.

„Ich habe nicht das Gefühl, es ist ein Druck da, [...] ich bin jetzt nach eineinhalb Jahren das erste Mal einer AG beigetreten, weil ich fand, doch jetzt habe ich Zeit und das macht mich jetzt irgendwie gerade an. Und ich hatte vorher nie den Druck, weder jetzt von meinen Mitbewohnern, die schon bei der Planung dabei waren und einige schon zum Teil in relativ vielen AGs vertreten sind, wie auch nicht von aussen.“ *(Gross-WG mit Kindern)*

Durch das Organisieren und Bespielen der Möglichkeitsräume und das Aushandeln in den selbigen kann weiteres Engagement angekurbelt werden. So entstehen Kontakte, die wiederum die Chance erhöhen, sich in neuen Konstellationen, an anderen Orten und in anderer Form gemeinsam zu engagieren. So bestehen in der Siedlung – nebst dem Engagement in formellen Gremien – vielfältige Möglichkeiten, neue Kontakte zu knüpfen. Die Beteiligung im Grosshaushalt (gemeinsame Mahlzeiten, was auch möglich ist, wenn man selbst nicht im Grosshaushalt wohnt), der Aufenthalt in der Cafeteria, im Innenhof oder auf dem Spielplatz oder die Teilnahme an von den Bewohnenden initiierten Anlässen wie Suppenessen, Glühweinapéro oder Tischtennisturnier bilden hier nur einige Beispiele für diese Möglichkeiten – sowohl für Personen mit als auch ohne Kindern.

„Ich finde es ist sehr offen, also es gibt auch immer wieder so Einzelinitiativen, wie zum Beispiel ein Kleidertausch, der ab und zu stattfindet oder jetzt zum Beispiel der ‚Räbeliechtliumzug‘ der Kalkbreite oder auch das Treppenhausfest.“ *(Gross-WG mit Kindern)*

Neben, einmaligen oder auch regelmässigen, von den Bewohnenden initiierten Veranstaltungen unterliegt das Bespielen der physischen Räume (wie Boxes und Schöpfe) ebenfalls der Initiative der Bewohner/innen, d.h. es werden zunächst seitens der Genossenschaft leere Räume zur Verfügung gestellt, die mit den Ideen der Mitglieder „befüllt“ werden können. Hier ist es die Aufgabe der Bewohner/innen, die ähnliche Interessen oder Ideen haben, sich zusammenzutun und ihre Konzepte im Gemeinrat vorzustellen. In diesem wird dann über die (einjährige) Vergabe der Gemeinschaftsräume entschieden. Nachfolgend soll die Aneignung dieser Gemeinschaftsräume seitens der Bewohnenden noch detaillierter beleuchtet werden.

7.4.3 Raumaneignung

„Die Konflikte die durch den geteilten Raum entstehen, sind in keinem Mass so bedeutend wie der Gewinn den wir haben, der durch den geteilten Raum entsteht.“

Wirft man einen genaueren Blick auf die Aushandlungs- und Aneignungsprozesse der gemeinschaftlich genutzten Innen- und Aussenräume in der Kalkbreite, lässt sich zunächst feststellen, dass der genossenschaftliche Gedanke der Reduktion des Privatraums zugunsten von Gemeinschaftsräumen von den Bewohner/innen angenommen und gelebt wird. So wird die Reduzierung des privaten Raums in den Haushaltsinterviews auch oftmals nicht als Einschränkung oder Verzicht beschrieben, sondern es wird vielmehr der Mehrwert betont, den man durch die gemeinschaftlichen Räume erhält, welche sich so nicht auf privater Ebene umsetzen liessen (bspw. würde man sonst nicht über eine Sauna, Werkstatt o.ä. verfügen).

„Ich finde es generiert einen Mehrwert. Sei es in der WG, dadurch, dass es keine toten Räume sind, dass man die mit anderen zusammen benutzt und es ist viel mehr, als dass man sie für sich alleine haben könnte [...] Und das gleiche gilt auch für die Kalki [...] Also mir entspricht das halt sehr, dass man bewusst sagt, hey, die Wohnungen halten sich klein, man versucht wirklich den Flächenbedarf pro Person gering zu behalten. Und dafür gibt es so eine Möglichkeit wie eine Pension, wie eine Cafeteria, wie die Halle, wie die gemeinsamen Räume.“
(Gross-WG mit Kindern)

Des Weiteren handelt es sich bei vielen Räumlichkeiten in der Kalkbreite zwar um gemeinschaftlich genutzte Räume, die man sich aber privat aneignen kann, wenn man sie gerade braucht, d.h. man kann sich z.B. in die Sauna oder die Flex-Räume einmieten. Dieses Vorgehen entspricht wiederum der Philosophie, wie sie viele Bewohnende der Kalkbreite begrüssen und zwar indem man versucht, dem Erzeugen von „toten Räume“ entgegenzuwirken. Man begrenzt sich daher in seinen Privaträumen auf das Nötigste und verzichtet beispielweise auf private Büros, welche nur sporadisch genutzt werden und einen Grossteil der Woche leer stehen würden (und wer nicht ganz auf sein Büro verzichten kann, mietet sich stattdessen im Gemeinschaftsbüro der Kalkbreite-Siedlung einen Arbeitsplatz).

„In der Sauna trägt man sich auch ein und privatisiert sie in dem Sinne, wenn man sie nutzt. Terrassenküche auch, also es gibt auch so Mechanismen, die man dann, wenn man etwas braucht, hat man es ganz oder mehr oder weniger für sich und ja, von dem her wirklich auch so etwas weniger ist mehr, weil man sich den Raum zumindest temporär aneignen kann.“ (Gross-WG mit Kindern)

Zwar lässt sich auch die Gefahr von „toten Gemeinschaftsräumen“ nicht leugnen, hier gilt es jedoch abzuwägen, wie hoch oder nicht hoch eine Frequentierung dieses Raumes sein muss, um effektiv von einer Nicht-Benutzung oder gar Unbrauchbarkeit dieses Raumes zu sprechen. Denn neben der effektiven Nutzung eines Raumes wird von den Mieter/innen auch die Wichtigkeit der Möglichkeit betont, jenen Raum (im Bedarfsfall) nutzen zu können. Das Wissen um das Vorhandensein der verschiedenen Räume wird somit bereits als Bereicherung an sich wahrgenommen.

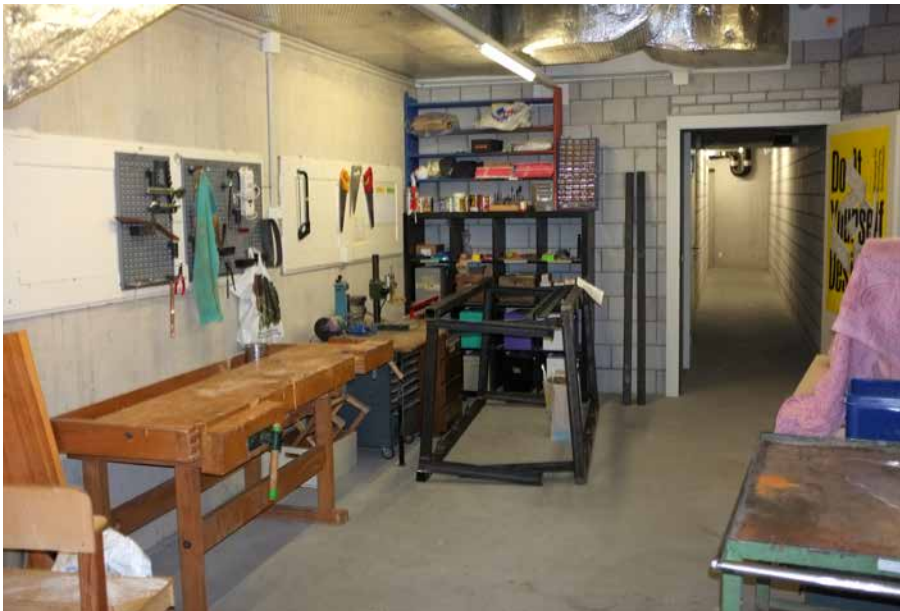
„Die geteilten Räume in der Siedlung, die geben extrem viele Möglichkeiten. Ich finde das wirklich super, auch Möglichkeiten, die ich nicht wahrnehme, aber die ich wahrnehmen könnte, also ich spiele jetzt kein Instrument, darum nutze ich den Bandraum nicht und ich bin kein Handwerker, darum war ich noch nie in der Werkstatt, aber ich könnte zumindest. Ich habe Zugang zu Räumen, wenn ich sie privat haben müsste, nicht hätte, ich hätte privat keine Sauna und ich gehe gerne in diese Sauna.“ (*Gross-WG mit Kindern*)

Der Aspekt der Raumnutzung und effektiver Auslastung wird auch in den Gesprächen mit den Vertretern und Vertreterinnen aus dem Vorstand und der Geschäftsleitung thematisiert. So wird festgehalten, dass aufgrund des dynamischen Partizipationsprozesses zunächst vielleicht erst einmal mehr entstanden ist, als was man zu Beginn angedacht hatte – trotzdem sollte die Aneignung und das Bespielen der Räume an sich ebenfalls als etwas dynamisches und keinesfalls auf alle Zeiten festgelegtes betrachtet werden. So muss beispielsweise von jeder Arbeitsgruppe einmal im Jahr Rechenschaft abgelegt werden, wie der entsprechende Raum genutzt wird. Gibt es zudem weitere Ideen bezüglich Arbeitsgruppen oder Raumbenutzung, steht es jedem Bewohnendem offen, diese einzubringen, es bedarf einzig etwas Initiative und Engagement (sei es von einzelnen oder von Gruppen). Zudem wird auch in diesem Gespräch auf die Wichtigkeit und Qualität verwiesen, die allein durch die mögliche Nutzung der jeweiligen Räume entsteht. Es gilt somit nicht zu vernachlässigen, dass Gemeinschaftsräume wie Boxes und Schöpfe (aber auch die Installation von Waschküchen oder der Bibliothek) eine wichtige Funktion als Möglichkeitsräume zugrunde liegen und diese Funktion evtl. höher gewichtet werden sollte als eine permanente Auslastung.

„Eben das ist natürlich die Frage, wird das genutzt. Aber ich glaube, gerade die Räume die man so im Zentrum hat – die Schöpfe oder die Boxes, wo man immer daran vorbeiläuft, die wie auch öffentlich sind – da ist es vielleicht gar nicht so wichtig, ob jetzt dort jeden zweiten Tag jemand drin ist oder nur jede zweite Woche. Das habe ich einfach oft gehört und mir gefällt die Aussage sehr, wenn du hier wohnst ist das wie etwas von dem du weißt du könntest es brauchen, du musst es gar nicht brauchen, aber es ist durch das, dass es einfach da ist und du brauchst es gar nicht ist es schon eine Erweiterung und es ist auch Qualität. Es gibt ein Nähatelier, ich nähe zwar nie, aber ich finde es sehr lässig, dass ich die Möglichkeit hätte falls ich je nähen möchte.“ (*Gruppeninterview*)

Auch bei Rundgängen während der Teilnehmenden Beobachtung waren häufiger leere und selten Personen in den Boxes der Siedlung anzutreffen. Die unterschiedlich starke Auslastung der verschiedenen Boxes wird des Weiteren in informellen Gesprächen mit den Bewohnenden bestätigt und die Nutzung teilweise als zu gering aufgefasst. Es wird aber auch darauf verwiesen, dass in der Anfangszeit eine gewisse Überforderung mit dem Ankommen und Bespielen aller Gemeinschaftsräume vorhanden war. Bei manchen Bewohnenden stand beim Bezug scheinbar auch eher das Ankommen in den eigenen vier Wänden bzw. in der Wohngemeinschaft, im Grosshaushalt etc. als in der gesamten Siedlung im Vordergrund, so dass das Bespielen der Gemeinschaftsräume erstmal in den Hintergrund trat. Der Faktor Zeit (und Erfahrung) sollte demnach sicherlich berücksichtigt werden (siehe hierzu auch Thema *Ankommen* unter 7.4.5).

Neben der Tatsache, dass eine Reduktion des Privatraums die effektive Wohnfläche



Gemeinschaftlich genutzte Räumlichkeiten in der Kalkbreite-Siedlung
Sauna (oben) und Werkstatt (unten)

und eine allfällige Beschränkung der Besitztümer betrifft, beinhaltet die Reduktion auch eine Verschiebung des Verständnisses von Nähe und Distanz – sei es in Bezug auf Mitbewohner/innen oder bezüglich der Nachbar/innen. Es stellt sich somit die Frage, gibt es genügend Rückzugsorte oder gilt es sich damit zu arrangieren ständig von anderen Bewohnenden umgeben und nicht allein zu sein? In den Haushaltsinterviews wird von verschiedenen Stellen darauf verwiesen, dass trotz des geringen, durchschnittlichen Flächenverbrauchs pro Person¹⁶ genügend Fläche vorhanden ist, um „mal für sich zu sein“. So wird z.B. in der Gross-WG betont, dass man zwar faktisch keinen Raum für sich hat (Elternpaare teilen sich hier jeweils ein Schlafzimmer), es aber beim gemeinsamen Wohnraum genügend Nischen gibt, in die man ausweichen könnte (beispielsweise drei verschliessbare Räume und unterschiedliche, abgetrennte Bereiche und Balkone), so dass Gemeinschaftsräume nicht gleichzusetzen sind mit Räumen, in der sich die gesamte Gemeinschaft immer zeitgleich gemeinsam aufhält.

„Also ich glaube der Mensch braucht Raum, um sich nur mit sich selber auseinanderzusetzen und auch Ruhe. Aber ich glaube es ist eine Illusion, das an einem physischen Raum festzumachen, also ich glaube, ich finde diese Ruhe und diesen Raum, aber für das brauche ich keinen physischen Raum. Kein Zimmer, wo ich das finde oder das aufbewahren kann, ich kann auch rausgehen oder in einen Raum reingehen und eine Türe zu machen oder vielleicht sogar in der Meute meine Ruhe suchen, also ich glaube, es ist ein Grundbedürfnis, aber ich glaube in unserer Gesellschaft wird das dann sehr oft wirklich mit physischem Raum verbunden, der einem gehört, den man womöglich sogar noch besetzt und ich glaube das ist irgendwie ein Fehlschluss, ich glaube, das geht zumindest für mich nicht auf.“ (*Gross-WG mit Kindern*)

Dass man als Mensch Zeit und Raum für sich braucht wird von vielen interviewten Bewohner/innen bestätigt. Dieser Raum muss jedoch physisch nicht (nur) ihr eigener sein, ist vielmehr flexibel und nicht an einen bestimmten Ort gebunden. Gerade in den Wohngemeinschaften wird hier darauf verwiesen, dass die Gemeinschaftsräume der gesamten Siedlung, (wie z.B. Terrassen oder Cafeteria), als Rückzugsort vom (geteilten) Privathaushalt dienen können und man sehr froh über solche Räume ist, in denen man zu nichts verpflichtet ist und die somit Begegnungen aber auch das alleine sein ermöglichen.

„Ich bin sehr froh gibt es diese Gemeinschaftsräume, also gerade in einer WG, sind das wunderbare Rückzugsorte. Weil man dort nicht wieder verpflichtet ist, man kann gut ausweichen. Oder auch wenn Gäste, wenn der Tisch voll ist, dann kann ich hier was kochen und irgendwo anders essen. Also diese Möglichkeiten, auch wenn ich sie jetzt nicht, doch ich habe sie immer wieder genutzt, aber jetzt nicht täglich oder wöchentlich. Aber einfach zu wissen es gibt diese Möglichkeit finde ich irrsinnig toll. Und ich glaube jetzt unabhängig wie gross der Wohnraum hier ist, wenn alles ein bisschen grösser ist, kann es ja trotzdem sein, dass man dann einfach mal alleine sein will.“ (*WG ohne Kinder*)

¹⁶ Flächenverbrauch: 31.2 m² /Person = Wohnfläche durch Anzahl Bewohner/innen, ohne Gemeinschaftsflächen; mit Gemeinschaftsflächen: 31.9 m² /Person (Genossenschaft Kalkbreite, 2015, S. 202).

„Und hier in der Cafeteria habe ich Sitzungen, oder auch mal Gäste, oder gehe einfach Zeitung lesen. Also für mich war das ein wichtiger Ort in dieser Zeit wo es eng war bei uns in der WG, da bin ich natürlich oft auch einfach geflüchtet.“
(WG ohne Kinder)

„Und eben die Cafeteria ist schon das Herz.“

Die Cafeteria wird zum einen von Bewohnenden als wichtiger Rückzugsort angesehen, zum anderen ist es – neben den unterschiedlich beispielbaren Schöpfe und Boxes – gerade die Cafeteria, die einen wichtigen Gemeinschafts und Begegnungsort in der Kalkbreite-Siedlung bildet. Dieser Ort findet in allen Haushaltinterviews Erwähnung – sei es im Positiven („das Herz der Siedlung“), wie auch mit Misstönen, da sie auch gewisse Reibungsflächen bietet. Denn am Beispiel der Cafeteria zeigt sich exemplarisch zu welchen Spannungsverhältnissen die Gestaltungsfreiheit und damit teilweise nicht klar definierte Aufgaben auch führen können. So werden in allen Haushaltsinterviews dieser Fallstudie die nicht immer gelingende Reinigung der Cafeteria, welche eigentlich von den Bewohner/innen organisiert werden sollte, thematisiert. Einige wünschen sich mehr Steuerung (und auch Finanzierung) der Reinigungsarbeiten durch die Genossenschaft während andere auf die Eigeninitiative der Bewohnenden verweisen. Diese kritische Situation des Unterhalts der Cafeteria wurde indessen jedoch mit der Anstellung einer dafür zuständigen Person professionell gelöst – es wurden somit sozialräumliche Investitionen getätigt, um den Möglichkeitsraum als solchen zu erhalten.

„Und das ist eine typische Diskussion, zahlt man jetzt jemanden, dass er die Cafeteria putzt oder putzt man es selber. Dann fand man mal vor einem Jahr, ja wir putzen sie eigentlich selber und so aber irgendwie ist es wieder eingeschlafen.“ (Gross-WG mit Kindern)

„Mit der Cafeteria, da war eigentlich die Idee dass es einen Putzplan gibt auf dem jede Woche sich jemand aus der Genossenschaft einträgt und die Cafeteria putzt. Und das funktioniert nicht. Es schreiben sich dort nicht so viele ein wie es bräuchte, beziehungsweise es machen immer die Gleichen. Und das ist dann schon speziell weil man denkt, hier wohnen doch nur so sozial denkende, engagierte Personen, aber das mit dem Putzplan funktioniert nicht.“ (WG ohne Kinder)

„Und ich denke, was nicht klar ist, ist was ist bezahlte Arbeit, was ist unbezahlte Arbeit. Also dadurch, dass der Desk automatisch Puffer hat und damit aber auch einen Arbeitsplatz sicher hat und der Person, die da Hand anlegt auch die Mehrstunden zugesteht, hat man auch diese Haltung, ja warum soll man mit freiwilligem Einsatz einen bezahlten Job konkurrenzieren? Also die Trennschärfe ist gerade in der Cafeteria noch überhaupt nicht klar, was ist bezahlt, was ist freiwillig. Wo braucht diejenige Person, die dort bezahlt arbeitet, tatsächlich Unterstützung von Freiwilligen und wo nimmt man ihr die Arbeit weg.“ (Ehepaar)

Auch wenn die Cafeteria in vielen Augen als Herzstück der Siedlung fungiert, so wird des Weiteren erwähnt, dass es ebenfalls Bewohnende gibt die angeben, die Cafeteria nur spärlich zu nutzen, da man sich ein anderes Setting wünschen würde. D.h. unter einer Cafeteria stelle man sich etwas anderes, wohnlicheres vor, beispielsweise wüsste man



Gemeinschaftsräume in der Kalkbreite-Siedlung:
Musikraum (oben), Nähatelier (Mitte) und Jugendraum (unten)

sich eine andere Einrichtung, um dem Ganzen mehr Wohlfühl- und Wohnzimmercharakter einzuhauchen. Hier wird wiederum darauf verwiesen, dass es sicherlich immer wieder zu Aushandlungen zwischen den verschiedenen Interessen, Ideen und Meinungen kommen muss und es aber generell in der Siedlung jedem möglich ist, seine Ideen dem Gemeinrat vorzustellen und bei genügend Unterstützern und Zustimmung diese auch umsetzen zu können.

„Es hat auch mit der Aneignung zu tun. Es gibt eben viele Leute die das gar nicht brauchen, oder sie sagen sie brauchen es nicht so wie es jetzt ist, es ist zu wenig gemütlich, viele haben die Vorstellung es sollte wie ein Wohnzimmer sein, mit Teppichen, mit Blumen, mit Sofas und so. Und das ist sehr schwierig wirklich allen gerecht zu werden. Und es ist aber so, dass eigentlich im Gemeinrat immer ganz klar gemacht wird, wenn du eine Idee hast und du Verbündete findest, dann mache ein Konzept und stelle es vor, lass es diskutieren und dann geht ihr zurück und macht es machbar. Also das ist eigentlich die Grundidee. Und da gab es eigentlich noch nie eine Abfuhr, also wenn jemand diesen Aufwand wirklich leisten mag, an dem scheitert es dann vielleicht eher.“ *(WG ohne Kinder)*

Zudem bildet die Cafeteria auch mehr oder weniger den einzigen Ort, wo die Bewohner/-innen und das Gewerbe der Kalkbreite-Siedlung aufeinandertreffen (natürlich können beispielsweise auch die Flex-Räume von beiden gemietet werden, doch dies bedingt eine private und keine gleichzeitige Nutzung, was wiederum ein Aufeinandertreffen ausschliesst). Möglicherweise geht mit diesem Umstand einher, dass die Cafeteria in den Augen mancher interviewten Bewohnenden zu wenig „Wohnzimmer-Charakter“ aufweist – zwar macht sie dies für alle zugänglich, erlaubt aber auch ein Stück weit weniger Identifikation (unter Umständen ist sie hierfür aber auch schlicht zu gross).

„Es sind tagsüber so viele, da essen Greenpeace, Bachsermärt, es ist ja auch der Pausenraum von den Leuten aus dem Gewerbe. Und tagsüber wird das zum Teil rege genutzt, und das die natürlich nicht dieselbe Verbundenheit mit dem Raum haben wie wir, ist ja auch klar. Und da gibt es den grossen Konflikt, er soll funktional sein, er soll als Pausenraum dienen, und da ist die Küche wichtig und der Tisch. Und am Abend oder am Wochenende möchten die Bewohner ein bisschen mehr Gemütlichkeit. Und das ist die grosse Diskrepanz.“ *(WG ohne Kinder)*

„Und was mir auffällt, wenn es grössere Veranstaltungen sind, dass das oft vom Gewerbe genutzt wird. Ich finde es wird mehr vom Gewerbe genutzt als von den Bewohnenden. Und das ist eigentlich schade. Es muss sich, glaube ich, noch ein bisschen entwickeln. Darum haben wir aber[XY] mit ins Boot geholt, damit er dort eine Disco veranstaltet.“ *(WG ohne Kinder)*

Zum einen wird in den Haushaltsinterviews erwähnt, dass von Seiten der Bewohnenden bisher wenige Veranstaltungen in der Cafeteria abgehalten werden (die regelmässigen Gemeinratssitzungen ausgenommen). Zum anderen ist, wenn etwas angekündigt oder veranstaltet wird, gerade für neue Bewohnende nicht immer ganz ersichtlich, wann es sich um eine öffentliche Veranstaltung handelt, an der alle Bewohner/innen teilnehmen könnte.

„Aber so Veranstaltungen die die Bewohnerinnen und auch wirklich öffentlich machen, gibt es noch nicht sehr viele. Es gibt eine Strickgruppe, die trifft sich einmal in der Woche, einmal im Monat.“ *(WG ohne Kinder)*

„In der Cafeteria gibt es Veranstaltungshinweise. Aber da weiss man nicht, was ist jetzt öffentlich, also wo kann man einfach dazu stossen, meistens sind es so in sich abgeschlossene Veranstaltungen.“ *(WG ohne Kinder)*

Neben der Cafeteria finden auch weitere Gemeinschaftsräume in den Haushaltinterviews explizit Erwähnung, beispielsweise der Jugendraum. Über dessen Entstehungsgeschichte herrschen unterschiedliche Annahmen: Zum einen wird erwähnt, dass es sich bei diesem Möglichkeitsraum, um eine Idee von Erwachsenen handelte, zum anderen verweisen Bewohner/innen darauf, dass die Idee von Jugendlichen im Gemeinrat vorgebracht und gutgeheissen wurde. Auch ist nicht ganz ersichtlich, ob der Standort neben der Werkstatt von den Jugendlichen bewusst gewählt wurde (etwas abgeschotteter als oberirdische Räume). Das Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage scheint nicht ganz geklärt, so wirkt der Raum auch während der Teilnehmenden Beobachtung eher ungenutzt bzw. sind keine Spuren der Jugendlichen sichtbar. Dies wird auch im informellen Gespräch mit einer Jugendlichen während der Teilnehmenden Beobachtung weitestgehend bestätigt. Der Raum wird von ihr als nicht „so richtig eingerichtet“ beschrieben (zudem ist er ziemlich staubig und hat keine Fenster). Es besteht eine Gruppe von sieben Jugendlichen namens MOBS (Name entstand bei einem Brainstorming in Anlehnung an englischen Mob), die hin und wieder eine Sitzung abhalten, generell passiert aber eher wenig in diesem Raum und es ist wenig Energie vorhanden den Raum weiter einzurichten. Die Jugendlichen „hängen“ meist eher in einer der Wohnungen oder aber man findet immer einen Ort, wo die Erwachsenen nicht stören. Von der jungen Bewohnerin wird des Weiteren jedoch betont, dass ihr das Leben in der Kalkbreite insgesamt sehr gut gefällt und sie das Leben in einer „normalen“ Dreizimmerwohnung nicht misst, einzig den Boden im Innenhof empfindet sie als etwas zu spitzig wenn man hinfällt.

In weiteren informellen Gesprächen während der Beobachtung findet zudem Erwähnung, dass es im Winter an Räumen für Kinder mangelt. Diese spielen zur kalten Jahreszeit oft in der Cafeteria oder in den Gängen, was gewisse Personen als störend empfinden. Es lässt sich also festhalten, dass die Vielzahl verschiedener Anspruchsgruppen und die Nutzungsmischung der Räume immer auch herausfordernd sind und eine Art Enge bewirken können, letzteres vor allem in kälteren Monaten, wenn die Aussenräume weniger genutzt werden. Hier können dann ab und zu Bedürfnisse nach mehr Platz aufblitzen, und Stimmen laut werden, die eine Separierung von Nutzungen und Nutzer/-innengruppen einwerfen.

7.4.4 Öffnung und Abgrenzung

„Was ich einfach ganz toll finde sind auch diese zwei Seiten, der Hof auf der einen Seite und das sehr städtische auf der anderen Seite, mit den Läden und Restaurants.“

Auch der Innenhof findet in den Haushaltsinterviews immer wieder Erwähnung. Neben der Cafeteria wird dieser ebenfalls als Ort des Austausches wahrgenommen. Zudem befinden die interviewten Bewohnenden mehrheitlich, dass der Innenhof als stadtoffentlicher Raum gut funktioniert. Als KalkbreiteBewohner/-innen kennt man sich mittlerweile

besser untereinander und weiss, „wer dazu gehört“ im Hof und wer von aussen kommt. Dies erzeugt auch ein gewisses Wohlbefinden. Die spezielle Lage des Hofes (neun Meter über dem Strassenniveau gelegen und über eine Treppe begehbar) erzeugt aber auch eine gewisse Form von Abschottung – der Hof wirkt im Gegensatz zur Aussenfassade wie eine Art Insel. Denn während das Gebäude mit seinem ebenerdigen gewerblich genutzten Aussenraum sehr stark an die Stadt und das Quartier angebunden ist, kann die Treppe auch als Barriere wahrgenommen werden. Von unten – aus Quartierssicht – ist der Hof nicht einsichtig, so dass der Innenhof womöglich nicht von allen Quartierbewohnenden als öffentlicher Platz wahrgenommen wird (bzw. muss man wissen, dass sich dort ein öffentlicher Hof befindet, da es sehr unwahrscheinlich ist, dass man an diesem zufällig vorbeiläuft). In informellen Gesprächen während der Teilnehmenden Beobachtung wurden zudem die breite Strasse und der Verlauf der Tramlinie vor der Siedlung als zusätzlich wirkende Barriere zur Nachbarschaft im Quartier erwähnt.

Die sozialräumliche Anbindung der Siedlung und des Siedlungslebens an das Quartier ist somit noch etwas diffus und es muss sich mit den nächsten Jahren noch zeigen, inwieweit sich der Hof als Quartierplatz etabliert. Zwar lassen sich auch jetzt schon Quartierbewohner/innen beobachten, die den Spielplatz oder den Innenhof besuchen, die Anzahl jener hält sich jedoch noch laut Aussagen der interviewten Bewohnenden in Grenzen. Zudem ist es aufgrund der unterschiedlichen Nutzungsbestimmungen (Innenhof und Spielplatz quartieröffentlich, Schöpfe und obere Terrassen siedlungsöffentlich) sicherlich nicht immer für jeden Besucher, jede Besucherin ersichtlich, wo man sich wann aufhalten darf. Hier werden in den Haushaltsinterviews wie auch im Gespräch mit Vertretern und Vertreterinnen aus Geschäftsleitung und Vorstand beispielsweise Situationen angesprochen, in denen Jugendliche aus dem Quartier sich Räume aneigneten, die eigentlich nur den Bewohnenden der Kalkbreite vorbehalten sein sollten.

„Der Hof ist, glaube ich, wirklich der Ort an dem sich die Öffentlichkeit und die Bewohner reiben und treffen, sich begegnen. Und letztes Jahr hatten wir ein wenig Probleme in der Schöpfe dort drüben, weil Jugendliche sich dort einnisteten. Das sind aber ganz normale Dinge, die halt kommen. Und dann sind Bewohner zum Teil zu den Jugendlichen hin und redeten mit ihnen. Jetzt muss man mal diesen Sommer schauen, wie das wird. Es ist spannend. Also wir sind nicht jene, die Polizisten spielen. Wir schauen mal was vor sich geht, man kann immer korrigierend eingreifen, man schaut mal was passiert.“

(Gruppeninterview/Bewirtschaftung)

„Mich dünkt es, es ist ähnlich wie mit Städtern, wenn sie auf dem Land sind, die müssen auch lernen nicht durch die Heuwiesen zu gehen und ja wenn man mit ihnen in Korrespondenz ist, dann ist das auf einmal kein Problem. Bis dann das Gespräch kommt, kann es schon Reibungen und Reibereien geben.“ *(Ehepaar)*

Bezüglich der Konfliktpotenziale, die durch die gemeinsame Nutzung der Aussenräume bzw. durch das Nebeneinanderliegen von quartier- und siedlungsöffentlichen Raum entstehen können, vertreten viele der befragten Bewohnenden die Auffassung, dass man diesen durch gemeinsame Aushandlungen begegnen sollte. So löst die Tatsache, dass man nun durch ein „Privat“-Schild und eine Kordel, eine sanfte, aber dennoch striktere Abgrenzung als zuvor zwischen dem quartieröffentlichem Bereich und den siedlungsöffentlichen Terrassen wählt, teilweise etwas Unverständnis bis hin zu negativen Reaktionen bei den Bewohnenden aus.

„Und da denke ich, das macht mir manchmal ein bisschen Sorgen, wenn ich dann denke, oh sind Kalkbreitler wirklich so konservativ, dass sie das dann auf einmal hinschreiben müssen, noch mit einem Ausrufezeichen! [...] Wenn du über die Terrassen gehst, haben sie jetzt neu an die Bänder privat geschrieben. Und dass man schon privat schreibt, das finde ich ja schon ein Hammer, aber dass man noch ein Ausrufezeichen dahinter macht, finde ich ist ja schon der Vorschlaghammer.“ (*Ehepaar*)

„Und ich glaube das ist der Grund, gibt es da oben diese Kordel, gibt es das Privat-Schild, weil ich glaube, da war die Drehscheibe proaktiv und hat wahrscheinlich aufgrund von negativen Rückmeldungen, schlussendlich von wenigen, dort proaktiv etwas unternommen. Weil wir haben weder über die Kordel noch über das Privat-Schildli geredet.“ (*Gross-WG mit Kindern*)

Generell lässt sich festhalten, dass die oberen Terrassen, durch ihre Anordnung und möglichen Nischen schon einen grösseren Rückzugscharakter als der Innenhof bieten, der nicht nur öffentlich sondern auch von fast allen Wohnungen einsehbar ist. So werden die Terrassen, ähnlich wie die Cafeteria, auch als Rückzugsort genutzt, um (als Einzelperson) „mal für sich alleine“ oder (als Gruppe) „unter sich“ zu sein.

„Es hat auch so 'Nischeli' oder es hat auch diese 'Beetli' mit Gräsern. Und wenn ich jetzt da hoch komme und es sind schon zwei da hinten mit Stühlen und schauen den Sonnenuntergang mit einem Bier an, dann setze ich mich hinten an einen anderen Ort hin. Ja ich glaube, ich persönlich gehe auch meistens da hoch, um irgendwie einmal ruhige fünf Minuten zu haben oder eben mit Besuch.“ (*Gross-WG mit Kindern*)

Dass der Innenhof ein stadtoffentlicher Raum ist, wird in den Haushaltsinterviews dementsprechend soweit gutgeheissen. Auch wenn es sich um einen nur der Siedlung vorbehaltenen Raum handeln würde, läge ihm aufgrund der Lage mehr Öffentlichkeitscharakter zugrunde als die weniger einsehbaren oberen Terrassen. Denn dem Innenhof liegt ein gewisser Schaufenstercharakter inne – ganz im Sinne einer panoptischen Anlage, in der unter potenzieller Beobachtung stehende Personen, ihr Verhalten an vorhandene normative Erwartungen anpassen und sich selbst disziplinieren.

Zudem lässt sich festhalten, dass sich die gesamte Kalkbreite-Siedlung nicht als eine Art Insel begreifen lässt, da der Austausch mit dem Quartier bzw. Nicht-Bewohner/innen durchaus vorhanden und von den Bewohner/innen gewünscht ist. Wie dieser erfolgt bedarf sicherlich immer wieder neuer Aushandlungsprozesse. So werden beispielsweise die Führungen durch die Siedlung mittlerweile vom Desk aus organisiert, da es laut Erzählungen der interviewten Bewohner/innen in der Vergangenheit immer mal wieder unangemeldete (und damit womöglich unerwünschte?) Besichtigungen durch Grossgruppen in der Siedlung gegeben hatte.

„Am Anfang kamen viele schauen, weil auch viel darüber geschrieben wurde, es gab auch Diskussionen, die einen fanden es gut, die anderen fanden es gar nicht gut. So ein Beispiel, sagen wir, wir essen oben zu Abend und dann kommen ein paar Leute und fotografieren einen, das kam vor und das hat ganz klar abgenommen.“ (*Gross-WG mit Kindern*)

7.4.5 Identifikationen und Kontakte

„Es funktioniert wie im Dorf: Es gibt Arbeitsgruppen, im Dorf nennt man sie Vereine.“

Dass wir es bei der Kalkbreite-Siedlung durchaus mit einem gut funktionierendem – aber nicht partout geschlossenem – System innerhalb des Quartiers zu tun haben, wird auch durch die häufigen Stadt-in-Stadt bzw. Dorf-in-Stadt-Assoziationen der befragten Siedlungsbewohnenden bestärkt. Denn das nachbarschaftliche Zusammenleben wird von den Kalkbreitebewohnenden als ein Wechselspiel zwischen Dorf und Stadt-Narrativen gezeichnet. Das Leben in der genossenschaftlichen Siedlung ergänzt aus Sicht der Interviewpartner/innen aus den Kalkbreite-Haushalten das Leben in der Stadt, das mit unverbindlichen Nachbarschaftskontakten assoziiert wird. Diese Erkenntnis lässt sich vom in den Gesprächen oft verwendeten Narrativ des Dorfes ableiten. Hier kommen folgende dem Dorf zugeschriebenen Eigenheiten zum Tragen: Man kennt seine Nachbar/innen, grüsst sich gegenseitig, pflegt mal engere und mal weniger enge Kontakte und man fühlt sich partiell sozialräumlich eingebettet, sei dies in der Genossenschaft oder der Siedlung. In der Kalkbreite wird die Möglichkeit zur engeren Kontaktpflege den Arbeitsgruppen zugeschrieben, die als Äquivalent der Vereine im Dorf beschrieben werden.

„Was ich jetzt so festgestellt habe, bin ich aus dem Dorf auf dem Land in ein kleines Dorf in der Stadt gezogen, das ist schon so. Also ich verhalte mich hier gar nicht so viel anders als im Dorf.“ (WG ohne Kinder)

„Es ist wie im Dorf, es gibt Begegnungen da grüsst man sich höflich, aber jeder geht seinen Weg, und es gibt Anlässe bei denen man stehen bleibt oder man hat einen Smalltalk. Und wirklich Kontakte habe ich vor allem über die Mitgliedschaft im Grosshaushalt bekommen und eben in dieser Pionierphase in den Arbeitsgruppen.“ (WG ohne Kinder)

In den Haushaltsinterviews wird von den Kalkbreitebewohnenden immer wieder eine Abgrenzung zu Nicht-Bewohnenden vollzogen („Externe“, „von aussen“, „vom Gewerbe“) und des Öfteren betont, wie sehr man es schätzt, dass man sich untereinander kennt. Zudem wird das Zusammenleben in der Kalkbreite teilweise als noch intensiver als auf dem Dorf beschrieben: Während man sich auf dem Dorf kennt, einen nachbarschaftlichen Austausch pflegt und nahe beieinander wohnt, erfolgt in der Kalkbreite ein nahes Wohnen miteinander. Dies wird in den Haushaltinterviews von Personen, die vom Land in die Stadt Zürich und die Siedlung Kalkbreite gezogen sind des Öfteren betont.

„Also im Zusammenleben ist in der Kalkbreite das Leben näher. Bedeutend näher. Also unsere Nachbarn in *Dörfli* waren sehr nahe. Also die waren wirklich Haus an Haus. Aber so vom emotionalen Leben miteinander ist es hier intensiver. Es ist intensiver und es hat wie mehr Alltag. Das ist wirklich schön. Man trifft sich an der Waschmaschine oder bei der Post und man sieht wie es den Leuten geht. Wenn man etwas anderes im Kopf hat, stürmt man aneinander vorbei und wenn man Lust hat mit jemandem wieder ein paar Worte mehr zu wechseln, da bleibt man stehen und fragt nach und das ist von dem her wesentlich näher. Also die *Dörfli* Nachbarn sind, sind sehr nahe gewesen, die haben vor uns gebaut, dann haben wir gebaut, dann hat der nächste gebaut, man hat diese Leute gekannt. Aber das war kein Zusammenleben. Also nicht irgendwie verwoben mit Struktur.“ (Ehepaar)



Aushandlungsraum Kalkbreite-Siedlung
Quartieröffentlicher Innenhof (oben) und siedlungsöffentliche Terrassen (unten)

Trotz dieser Dorf-Analogie betonen die interviewten Kalkbreite-Bewohner/-innen aber auch ihren Habitus als Pioniere und Pionierinnen und dabei das Zusammenleben in experimentellen Wohnformen, die über das gesellschaftliche Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie hinausgehen. So grenzen sich insbesondere die Bewohner/-innen der grossen WG von diesem Ideal ab, welches sie mit einer zu hermetischen Einheit verbinden.

„Ich wohnte schon immer gerne in WGs und sah wie keinen Grund, dass man das jetzt ändern müsste nur weil es viele ändern, wenn die Uni fertig ist, dann hast du halt kein WG-Leben mehr, dann wohnt man mal alleine oder mit dem Partner oder so oder dann spätestens mit Kinder wohnen ja alle... also die allermeisten Leute wohnen dann mit ihrer eigenen Kleinfamilie, und dass das nicht unbedingt so sein muss, war für mich schon ein Grund zu sagen, es ist ja gut und wieso sollte man das jetzt aufhören?“ (*Gross-WG mit Kindern*)

„Für mich stand das Kinder und Familiending gar nicht im Vordergrund, also wenn du jetzt nach den ursprünglichen Erwartungen fragst [...]. Aber meine Haupterwartungen waren, dass man sich gegenseitig inspiriert, dass die Inputs für das eigene Leben, das individuelle und das Partnerleben, dass das auch von den anderen kommt, und halt sehr unmittelbar, und das zweite war der Haushalt, dass man den zusammen führt, zusammen macht, sich entlastet oder auch nicht.“ (*Gross-WG mit Kindern*)

Neben den grösseren Ebenen Genossenschaft (Mitglied) und Siedlung (Bewohner/in) lassen sich noch weitere, kleinere Ebenen ausmachen, mit der sich die Bewohnenden identifizieren bzw. auf denen der Kontaktaustausch erfolgt. Diese Identifikation und Kontaktpflege kann durch physische Räume (man lebt zusammen in einer Wohngemeinschaft) aber auch durch das Engagement (z.B. Zugehörigkeit Arbeitsgruppe) oder die Lebensphase (z.B. Familien mit Kindern) der Bewohnenden bestimmt sein. Der Organismus Kalkbreite setzt sich also aus unterschiedlichen Mikroorganismen zusammen, die aber für sich genommen keinesfalls abgeschlossen sind und sich auch überlagern können. Beispielsweise bildet der Grosshaushalt einen solchen Mikroorganismus. Auf den ersten Blick scheint die Zugehörigkeit zu diesem vorbestimmt – man bewohnt eine der entsprechenden Wohnungen im Treppenhaus und ist somit automatisch Mitglied im Verein Grosshaushalt¹⁷. Durch die Möglichkeit Essensabonnements zu lösen oder der Teilnahme als „Satellit“ ist aber auch eine Partizipation von Nicht-Grosshaushaltswohnungen möglich und sehr willkommen.

„Wir haben eigentlich nicht gedacht uns am Grosshaushalt zu partizipieren und jetzt hat es sich so von der Lebenssituation ergeben, dass du gerne das Nachtessen hast und ich eher weniger gern. Und deswegen partizipiert er, als Satellit.“

„Genau, dass ich dann nicht alleine koche, sondern dann kann ich mich einschreiben: Montag, Dienstag ja komme ich, am Mittwoch nicht. Also da kann ich

¹⁷ Alle Mitglieder zahlen einen monatlichen Anteil an Betriebskosten, diese variieren pro Wohnung je nach Anzahl der Schlafzimmer, zudem fallen für Zimmer die von zwei Personen oder Kindern bewohnt werden, geringere Anteile an. Ein Anteil an Betriebskosten liegt ca. bei 140.– CHF im Monat. Mit den Betriebskosten werden die Fixkosten (Raum, Anstellung Koch/Köchin) abgedeckt. Zudem wird pro Mahlzeit von jeder am Essen teilnehmenden Person 9.– CHF gezahlt (Kinder bis 11 Jahren essen gratis, Jugendliche zahlen bis zum Ausbildungsabschluss die Hälfte).

einfach ein Häkchen machen, wenn ich hier hin möchte. Und für sie [Grosshaushalt] ist es sehr gut, dass ein bisschen mehr Leute essen kommen. Also die sind offen, dass auch Leute so partizipieren und das ist eigentlich gut.“ (*Ehepaar*)

Der Grosshaushalt ist somit grundsätzlich keine abgeschlossene Einheit sondern durchlässig und sein „Wohnzimmer“, der Ess- und Aufenthaltsraum bildet einen niederschweligen Ort um mit anderen Personen ins Gespräch zu kommen. Dies wurde so auch in Gesprächen mit Bewohner/innen während der Teilnehmenden Beobachtung bestätigt. So schätzen z.B. Personen, die erst seit ein paar Monaten in der Kalkbreite wohnen den Grosshaushalt als ideal ein um verschiedene Bewohnende kennenzulernen: Man kommt einfach zum Essen, setzt sich zu anderen Leuten an den Tisch und kommt ins Gespräch. Es wird aber auch geschätzt, dass es ok ist, sich dazu zu setzen und nichts zu sagen oder wenn man beispielsweise Gäste hat, sich an einen separaten Tisch zu setzen. Die Bewohnenden haben hier also die Möglichkeit ein allfälliges Affiliationsbedürfnis ausleben, gleichzeitig kann man unter Leuten sein, ohne verpflichtet zu sein in Kontakt zu treten. Auch von schon länger im Grosshaushalt lebenden Bewohner/innen wird die Idee als relativ gut funktionierend beschrieben – die Bandbreite der Mitglieder erstreckt sich zwischen Personen, die fast täglich, über Leute die sporadisch bis hin zu solchen die eigentlich nie (obwohl sie ihren Anteil an Betriebskosten zahlen) zum Abendessen kommen – im Durchschnitt wird jeden Abend für ungefähr 30 Personen gekocht. Das Treppenhaus und der Grosshaushalt als mögliche Identifikationsfläche wird soweit bestätigt, wobei auch hier auf den weiteren Austausch mit anderen Personen der Siedlung verwiesen wird, sei es durch den Kontakt zu „Satelliten“, wie auch durch die eigene Mitarbeit in Arbeitsgruppen oder den Aufenthalt in der Cafeteria. Es wird noch angemerkt, dass man den gemeinsamen Aufenthaltsraum generell noch intensiver nutzen könnte, bis auf am Abend sei dieser meist leer. Diese Aneignung brauche aber vielleicht auch noch etwas Zeit und man müsse z.B. zuerst einmal in seiner WG ankommen.

„Ich bin immer noch etwas am Ankommen. Es ist immer noch – zum Glück – nicht alles fertig in Stein gegossen.“

Dieser Aspekt findet auch des Öfteren in den Haushaltsinterviews Erwähnung. So wird von Bewohnenden verschiedener Wohngemeinschaften erwähnt, dass es ihnen vor allem wichtig ist oder am Anfang war, sich erstmals im „Mikroorganismus Wohngemeinschaft“ zurechtzufinden, sich in diesem einzurichten und sich dann in einem nächsten Schritt über die WG-Türen hinaus innerhalb der Siedlung zu orientieren und möglicherweise in dieser Kontakte zu knüpfen.

„Ich finde schon auch, durch das, dass wir hier in dieser Gruppe wohnen und auch eben diese Neubauwohnung bezogen haben, hat es doch manchmal auch bedeutet, jetzt richten wir uns mal in unserem Reich an. Und weil das auch immer noch ein Prozess ist, ist das für mich wie so ein Raum im Raum. Und der hat Priorität.“ (*Gross-WG mit Kindern*)

Die Ankunft im Mikroorganismus WG wird teilweise schon als leichter und schneller empfunden als die Integration in die Siedlung generell. Doch ist es hier wahrscheinlich gerade das Einleben in die eigene Wohnsituation, das etwas Zeit in Anspruch nimmt und so zu Beginn etwas auf Kosten der Integration in die Siedlung geschieht. Wobei man hier salopp gesagt eher von einem „Jammern auf hohem Niveau“ ausgehen kann, da sich sehr viele

Bewohner/innen durchaus schon von Beginn an (teilweise ja auch schon vor ihrem Einzug) in den verschiedenen Mitwirkungsgefässen oder informell engagieren und sich somit durchaus in die grösseren Gefässe Genossenschaft und Siedlung Kalkbreite integrieren. Sicherlich darf trotzdem nicht der hohe Aufwand an Koordination und Kommunikation vergessen werden, der innerhalb der einzelnen (kleineren) Wohnformen von Nöten ist. So ist beispielsweise die Gross-WG ebenfalls wie der Grossshaushalt, als Verein organisiert. Es werden monatliche WG-Sitzungen abgehalten, in denen „To-dos“ festgelegt und Sitzungsprotokolle verfasst werden. Es wird aber gerade auch im Haushaltsinterview mit der Gross-WG die Prozesshaftigkeit des Einlebens betont – auch wenn man teilweise schon vorher in verschiedenen Konstellationen zusammengewohnt hat, entstehen immer wieder neue Konstellationen und Aushandlungsprozesse – es handelt sich somit um einen Prozess der nie ganz abgeschlossen und sehr dynamisch ist.

„Wir haben auch drei Räume, also drei abschliessbare Räume, die allgemein sind und da war noch nicht so genau definiert, was da ist und es ist auch gut so und das ist ein Prozess. Also da geht es ja nicht nur um das Auspacken, sondern, es geht auch darum, dort etwas zu machen, das für alle stimmt, das die Bedürfnisse wirklich abdeckt. Die Bedürfnisse sind auch nicht immer fix, die verändern sich auch wieder.“ *(Gross-WG mit Kindern)*

„Darum glaube ich auch, dass der Prozess ein Stückweit immer bleiben wird, nicht so extrem, wie gleich beim Einzug aber es gibt dann wieder Wechsel, das Zimmer wird wieder frei oder jemand braucht wieder ein neues Zimmer, ich habe das Gefühl, es wird so ein wenig Dauerthema sein, nicht gleich dicht, wie am Anfang, aber so ein gewisser Prozess wird bestehen bleiben, weil sich die Bedürfnisse ändern. Sei das durch Zuwachs, durch Auszug, durch was auch immer.“ *(Gross-WG mit Kindern)*

Neben den Kontakten, die aufgrund der Wohneinheit (Grossshaushalt, Wohngemeinschaft) zustande kommen, lassen sich in der Siedlung Kalkbreite auch viele Kontakte auffinden, die mit der jeweiligen Lebensphase der Bewohner/innen zusammenhängen. So werden in den einzelnen Haushaltsinterviews z.B. immer wieder die Kleinfamilien erwähnt, die sich augenscheinlich „zusammengetan“ haben und im regen Austausch untereinander stehen (bspw. gibt es eine WhatsApp-Gruppe unter einigen Eltern).

„Jetzt gerade wenn die Kinder im Innenhof sind, dann hat es wirklich eine Gruppe von Leuten, bei denen man das Gefühl hat, die sind schon sehr stark die kennen sich jetzt schon sehr gut und sind sehr oft auch miteinander unterwegs. Das sind eben mehr einzelne Kleinfamilien, die sich viel stärker zusammengetan haben.“ *(Gross-WG mit Kindern)*

Bezüglich der unterschiedlichen Identifikationen und Kontakte, welche das Leben in der Kalkbreite bereithält, lässt sich also festhalten, dass es verschiedenste Möglichkeiten und Gruppen gibt, miteinander in Kontakt zu treten. Es gibt viele sich überlagernde Mikroorganismen, die nicht in sich abgeschlossen sondern relativ durchlässig sind. Auch wenn manche Gruppenzugehörigkeiten vordefiniert scheinen (z.B. Grossshaushalt) so steht es zu guter Letzt jedem Bewohnenden frei, wie stark man sich mit dieser Gruppe identifiziert und vor allem auch innerhalb dieser engagiert.

7.4.6 Integration

„Durch dass das alles so neu ist, so organisiert und vorgefertigt, habe ich das Gefühl, wo ist der Freiraum wo man noch was gestalten kann oder will?“

Wie bereits ausgeführt wurde, lässt sich festhalten, dass eine Integration in den Organismus Kalkbreite prinzipiell auf verschiedenen Ebenen möglich ist – sei es über formale oder informelle Strukturen. Ob sich die beispielbaren Gemeinschaftsräume und Mitwirkungsgefäße der Kalkbreite-Siedlung auch für die Integration von Neuzuziehenden eignen, lässt sich jedoch erst ansatzweise beurteilen, denn hier ergeben sich aus den Haushaltsinterviews gegenläufige Hinweise. So sehen die „Alteingesessenen“ noch einiges an Veränderungspotential, während es für „Neue“ unklar ist, wo für sie noch Gestaltungsspielraum besteht bzw. wo dieser von der Gründergeneration auch erwünscht ist. Was für Personen des Erstbezuges als selbstverständlich erscheint (sie haben es sozusagen mit der „Muttermilch“ der Pionierphase aufgesogen), muss von den Neuzugezogenen noch „erlernt“ werden. Generell stehen allen Bewohnenden die gleichen Gefäße zur Verfügung, trotzdem beziehen einige Neumieter/innen die Siedlung sicherlich mit gewissen Erwartungshaltungen (man hat schon viel vom Projekt gehört und freut sich nun Teil dieser Vision zu werden), die sich dann nur teilweise im Alltag umsetzen lassen (das gemachte Nest ist da und man weiss nicht so recht, was an diesem noch veränderbar ist). In den Haushaltsinterviews werden hier einige Stimmen laut, die vermuten lassen, dass Neuzugezogene sich ein „mehr an die Hand genommen werden“ wünschen würden, um zu verstehen: Was ist vorgefertigt, wo gibt es noch Gestaltungsfreiheiten, wo ist mein Engagement gefragt und vor allem wie kann ich mich in die Gefäße einbringen?

„Ich habe auch die Erwartung, dass sich hier einfach auch vieles untereinander austauschen lässt. Wenn man irgendeine Idee hat, dass man hier zweihundert Leute ansprechen kann und man jemand findet, der die Idee vielleicht teilt. Bis anhin habe ich das noch nicht so gespürt, das braucht schon sehr viel Zeit.“
(WG ohne Kinder)

In den Haushaltsinterviews wird von Neuzugezogenen betont, dass die Integration über alltägliche Kontakte oder den Gemeinrat mit Schwierigkeiten verbunden ist. Denn auch in der innovativen Kalkbreite-Siedlung ist nicht jeder neuer Bewohnende automatisch integriert, sondern es bedarf hierfür sicherlich einer gewissen Eigeninitiative. In diesem Punkt decken sich die Ansichten der „Neuen“ mit jenen der „Alteingesessenen“ und den Vertreter/innen aus dem Vorstand und der Geschäftsleitung, die darauf verweisen, dass jeder Bewohner und jede Bewohnerin die Möglichkeit hat sich einzubringen – dies liege nur im Ermessen und am Engagement jedes Einzelnen.

„Die Räume sehen schon so aus als seien sie definiert. Im Nähatelier steht ein Bügelbrett. Aber man kann jederzeit, das hat nur mit Engagement zu tun. Man muss Ideen haben und dann muss man versuchen sie umzusetzen und Partner zu finden die da mitziehen.“ (Gruppeninterview)

Das Vorhandensein von gewissen Schliessungsprozessen lässt sich dem ungeachtet aber nicht völlig von der Hand weisen, da der Gemeinrat eine wirkmächtige Struktur darstellt und manche Neuankömmlinge vielleicht zu Beginn auch eine gewisse Ehrfurcht, vor dem System und seinen Funktionsweisen haben. Hier spielt es wiederum eine Rolle bzw. kann das Gefühl des integriert sein davon geprägt wie die Organisation und die Siedlung



Gewerbliche Nutzungen an der Aussenseite der Kalkbreite (oben) und bei der Hupterschliessungstreppe (unten)

Kalkbreite wahrgenommen wird bzw. vorab wahrgenommen wurde. Bei Neuzugezogenen, die schon viel über die Kalkbreite hörten und wussten, zeigten sich in den Haushaltsinterviews höhere Erwartungen an eine schnelle und grundlegende Integration in die Siedlung während Personen, die das Konzept der Genossenschaft und die Siedlung nicht kannten mit weniger hohen Erwartungen einzogen und sich zudem aber schneller integriert fühlten. Die Betonung liegt hierbei auf fühlten und sollte nicht damit verwechselt werden, dass diese Personen de facto schneller integriert waren. Denn aufgrund ihres Erwartungs- und Vergleichshorizonts mit anderen, möglicherweise anonymen Wohnsiedlungen bildet die Kalkbreite hier eine positive Erscheinung und Abwechslung was das Zusammen und das Einleben betrifft, mit der man so nicht gerechnet hatte. Bei Personen, die sich vorab genauer mit dem Konzept der Kalkbreite beschäftigt haben und sich von diesem sehr angesprochen fühlten, bestimmt hingegen zunächst die Erkenntnis, dass – obwohl hier Personen mit ähnlichen Wohn-, Gemeinschafts- und Wertevorstellungen aufeinandertreffen – es eben doch keine „happy big family“ ist, in der alle nur auf die Ankunft neuer Mitglieder gewartet haben. Die anfängliche Euphorie, nun auch ein Teil dieser Idee und Siedlung zu sein, weicht hier wohl schnell dem Gefühl, sich erstmals im Gefüge zurechtfinden zu müssen. Demnach setzt eine gewisse Ernüchterung bei motivierten Neuankömmlingen ein, dass in der Kalkbreite eben auch nur mit Wasser gekocht wird und man eventuell teilweise etwas naive Vorstellungen bezüglich der Integration in das System hatte, da diese genauso mit Zeit, Mühe und Eigenengagement verbunden ist.

„Und mit der Genossenschaft, da merke ich schon, erst mal trifft man gar nicht so viele Leute an. Und es ist dann auch nicht so, dass sie einen anstrahlen und einen sofort fragen: ‚Ah wer bist denn du? Dich habe ich ja noch nie gesehen.‘ Da sind wir alle halt trotzdem nur Menschen. Aber ich bin gespannt, das braucht auch Zeit, das braucht Begegnungen. Also ich war letzte Woche das erste Mal im Gemeinrat und ich war auch noch ein bisschen zurückhaltend. Aber einfach mal so ein bisschen antasten, mit ein, zwei, drei Leuten entsteht dann das Gespräch und das nächste Mal ist es dann schon viel einfacher. Eben, das muss auch entstehen. Aber ich hatte da manchmal so naive Vorstellungen, dass alle kommen und es super finden, dass du jetzt auch da bist. Das ist nicht der Fall.“
(WG ohne Kinder)

So wird auch von Personen des Erstbezugs bestätigt, dass bei bzw. kurz nach der Eröffnung der Siedlung noch eher eine Art Hochstimmung – alles war neu und aufregend – unter den Bewohnenden herrschte, in der die Neugierde und Offenheit bezüglich anderer Bewohner/innen womöglich noch etwas höher war. Mittlerweile ist die neue Situation zum Alltag geworden, man hat sich eingerichtet und die Euphorie ist etwas abgeflaut. Mit ihr hat dann wohl auch die Neugierde bezüglich neuer Bewohnenden etwas abgenommen.

A: „Ja, am Anfang war schon die grosse Einzugs-euphorie und das über lange Zeit. Da wurde über vier Monate hinweg, wurde eingezogen. Und da warst du neugierig: ‚Was du bist auch da?‘, oder ‚wo wohnst du?‘, es war so eine Einzugsstimmung. Und ich merke schon, wenn ich euch [Neuzugezogenen] zuhöre, das ist vorbei. Also da wirst du nicht mehr so schnell wahrgenommen, oder das Interesse, vielleicht ist man schon ein bisschen gesättigt und angekommen und die

Neugierde ist nicht mehr so gross, vielleicht.“ (WG ohne Kinder, „Erstbezügerin“)

B: „Ich habe den Eindruck, dass wir jetzt auch in einer anderen Situation sind, weil wir ein Jahr nach dem Erstbezug eingezogen sind. Ich weiss, dass ihr glaube ich schon ein Jahr bevor ihr eingezogen seid, hattet ihr Arbeitsgruppen und am Anfang wurde ja viel zusammengearbeitet, und da sind schon viele Sachen entstanden, vielleicht jetzt auch schon geplant, die man sicher verändern kann. Auch die Leute haben sich damals anders kennengelernt als wir, die jetzt so reinkommen und mal suchen müssen.“ (WG ohne Kinder, „Neuzugezogene“)

„Beim Gemeinrat ist mir das aufgefallen, dort kennen sich ganz viele, auch weil die schon von Anfang an hier sind.“

Es darf also nicht ausser Acht gelassen werden, dass ein Teil der Bewohnenden schon vor ihrem Einzug Mitglied der Genossenschaft wurden und sich in der Pionierphase engagierten. Ein so genannter „harter Kern“ ist in der Siedlung somit vorhanden und scheint als Motor der Pionierphase wichtig zu sein. Als eingeschworener Clan, der sich vom Rest der Bewohnenden und den „Neuen“ abgrenzt muss dieser Kern aber nicht verstanden werden, vielmehr können die „Neuen“ an diesem Kern andocken und somit profitieren. Beispielsweise können WG-Mitbewohner/innen, die seit Eröffnung oder zumindest schon länger in der Siedlung wohnen, als Türöffner für die Neuankömmlinge fungieren. Denn diese Schlüsselpersonen verfügen nicht nur über ausreichend Wissen, wie die Strukturen und Prozesse innerhalb der Organisation und Siedlung ablaufen, sondern auch über die nötigen Kontakt, also ein ausgeprägtes Beziehungsnetz in der Siedlung, welches ihre Neu-Mitbewohnenden anzapfen können.

B: „Was ein grosser Vorteil ist, *A* hat hier super vorgelegt, wenn man mit Leuten spricht muss man einfach sagen, ich bin mit *A* in der WG und dann sind alle schon so ein bisschen offen. Du musst immer das Stichwort *A* sagen, dann reden alle mit dir.“

A: „Weil ich auch ein bisschen auf der Flucht war, letztes Jahr, habe ich natürlich überall angedockt, weil es gefiel mir, es gefällt mir immer noch, ich wollte hier partout nicht weg. Dann habe ich einfach versucht mich über Wasser zu halten und habe mich überall angeschlossen.“

B: „Ist ja auch schön, dafür kennst du jetzt schon ganz viele Leute.“

A: „Genau. Aber ich bin auch froh um das frische Blut.“ (WG ohne Kinder)

Zudem könnte vermutet werden, dass die Umbruchphase in Vorstand und Geschäftsleitung nach der Fertigstellung und des Erstbezugs der Siedlung zu einer gewissen Konsolidierung eines härteren Kerns beigetragen hat. In den Haushaltsinterviews werden jedoch keine Hinweise oder Stimmen laut, die eine Clanbildung innerhalb der Siedlung als Problem beschreiben. Die „tragende“ Gruppe ist generell durchaus durchlässig und franst an den Rändern aus.

Bezüglich der Aneignung der verschiedenen Mitwirkungsgefässe und räume und der damit verbundenen Integration in den Organismus und die Siedlung Kalkbreite dürfen letztlich auch die individuellen Möglichkeiten der Neuzugezogenen nicht ausser Acht gelassen werden. So halten der Gemeinrat und die Arbeitsgruppen zwar generell gute Aussichten bereit, um in der Siedlung Fuss zu fassen und Kontakte zu anderen Bewohnenden zu knüpfen, bedingen aber auch immer die Notwendigkeit des (guten) Beherr-

schens der (Schweizer)deutschen Sprache. So verweist eine ausländische Person, die durch die Vermittlung der Stiftung Domicil eine Wohnung der Kalkbreite neu bezogen hat, in ihrem Interview darauf, dass sie sich generell in der Siedlung wohl fühle und die physischen Räume wie Cafeteria, Bibliothek und Boxes (z.B. zum Malen) von ihr und ihren Kindern genutzt werden, sie aber bisher keinen AGs oder Gemeinratssitzungen beigewohnt hat. Bei letzteren spiele jedoch auch die Uhrzeit am Abend eine Rolle (um 20 Uhr müssen ihre Kinder ins Bett). Die Integration scheint hier also vor allem über die physischen Räume aber auch über die Kinder (z.B. gemeinsames Spielen im Innenhof) gut möglich zu sein. Bei informellen Gesprächen während der Teilnehmenden Beobachtung wird des Weiteren bestätigt, dass bei den Gemeinratstreffen so gut wie nie Ausländer/-innen teilnehmen und wenn dann handelt es sich um Deutsche. Bei den angebotenen Möglichkeitsräumen wie AGs und Gemeinrat scheint es sich daher eher weniger um ein niederschwelliges Angebot für Migrant/innen zu handeln. Diese Schliessungsmechanismen werden jedoch durch vielfältige Teilhabemöglichkeiten relativiert, da es andere Formen von Integrations und Partizipationsmöglichkeiten über verschiedene Räume und Aktivitäten gibt. Relativiert werden jedoch nicht die Machtverhältnisse, die sich daraus ergeben, handelt es sich bei Arbeitsgruppen und Gemeinrat schliesslich um die Instanzen, die über Entwicklung und das Bespielen der Räume entscheiden.

Integration Gewerbe

Ähnliches lässt sich jedoch auch fürs Gewerbe beobachten: Dieses ist laut Aussagen von interviewten Bewohnenden wenig in Arbeitsgruppen oder im Gemeinrat vertreten. Im Gespräch mit einem Mitarbeitenden eines in der Kalkbreite-Siedlung ansässigen Gewerbes wird dies ähnlich dargelegt. So gehen die Mitarbeitenden i.d.R. am Abend nach Hause und sind nicht in Arbeitsgruppen o.ä. eingebunden (wobei einige allerdings auch in der Siedlung wohnen). Man verfügt über einen Vertreter, eine Vertreterin, der/die mit der Drehscheibe offiziell in Kontakt steht und die anderen Mitarbeitenden über Neuerungen etc. informiert. Als Gewerbe beschränkt sich der Kontakt zu den Bewohnenden aber eher auf ein sich grüssen und bezüglich des Kontakts zur Genossenschaft stehe man eigentlich eher in einem Dienstleistungsverhältnis – man mietet Räume der Organisation. Neben den angemieteten Geschäftsräumen werden vor allem die Cafeteria oder der Innenhof (z.B. fürs Mittagessen) genutzt. Das Gewerbe lässt sich somit als weiterer Mikroorganismus innerhalb der Kalkbreite verstehen, wobei hier zu hinterfragen wäre, inwieweit eine stärkere Integration in die Siedlung und Vernetzung mit den Bewohnenden erwünscht ist bzw. vorgesehen war. Aus den Interviews und informellen Gesprächen lässt sich teilweise eher auf ein nebeneinander statt eines miteinander von Gewerbe und Bewohnenden schliessen. Gerade in Bezug auf die Cafeteria wurde erwähnt, dass es zu unterschiedlichen Vorstellungen bezüglich Nutzung und Bewirtschaftung (und hier vor allem bezüglich des Aufräumens) kommen kann, was wiederum Spannungen zwischen Bewohnenden und Gewerbe zur Folge hat. Viele Bewohnende gehen hier von weniger Verbundenheit und Identifikation mit dem Raum seitens der Mitarbeitenden des Gewerbes aus (siehe hierzu auch Ausführungen zur Cafeteria unter 7.4.3).

7.4.7 Organisationsstrukturen

Die Genossenschaft Kalkbreite, die 2007 aus dem Verein Kalkbreite hervorging, setzt sich aus einem achtköpfigen Vorstand, welcher die strategische Ausrichtung der Genossenschaft bestimmt, und der operativen Geschäftsleitung zusammen, welche zurzeit aus vier Mitarbeitenden besteht. Zudem werden zu konkreten Fragen Themen und Phasen-

bezogen verschiedene Kommissionen und Arbeitsgruppen eingesetzt. Im Falle des Wohn- und Gewerbebaus Kalkbreite sind aktuell eine Vermietungskommission (Ausschreibung und Vergabe der Wohnungen), eine Solidaritäts-Kommission (Entscheidung über Vergabe der Gelder des Fonds) und der Gemeinrat (monatliche Hausversammlung) im Einsatz¹⁸.

Vision und Ziele

Im Gruppeninterview, bei dem mit (teilweise ehemaligen) Mitgliedern aus der Geschäftsstelle und dem Vorstand sowie mit Personen aus Gemeinrat und Drehscheibe gesprochen wurde, wird hervorgehoben, wie pionierhaft die angestrebten Ziele bezüglich der Kalkbreite-Siedlung waren. Man strebte eine Mischung aus privaten und öffentlichen Raum, neue Wohnformen und die Durchmischung von Wohnen und Gewerbe an; Ziele die bisher bei Wohnbaugenossenschaften vielleicht nicht ganz an oberster Stelle standen. Mit dieser Vision entstanden sodann auch eher „fluide“ Gefässe wie der Gemeinrat oder die Arbeitsgruppen – von zu „starren“ Gefässen wie Siedlungsmissionen wurde Abstand genommen. Natürlich kann der Gemeinrat streng genommen auch als Pendant zu Siedlungsversammlungen angesehen werden, ersterer tagt jedoch weitaus häufiger (monatlich) und bildet einen steten Begleiter bzw. feste Anlaufstelle zur Siedlungs-Kommunikation und zur Kontaktaufnahme für die Genossenschaftsmitglieder.

Gerade bezüglich der Bereitstellung von Möglichkeitsräumen, wird im Gruppeninterview festgehalten, dass hier viel – über die anfänglichen Ziele hinaus – geschaffen wurde. Teilweise sei dies für die Beteiligten selbst überraschend und hängt sicherlich mit der Dynamik, die aus den partizipativen Prozessen heraus entstanden ist, zusammen. Es tauchten viele Ideen auf, die dann (doch) noch zusätzlich umgesetzt wurden (denn es ist z.B. leichter zunächst ein grosses Angebot an Gemeinschaftsräumen zu generieren als hinterher noch weitere Räume zu errichten). Wichtig sei hier auch, nicht zu sehr an allen entstandenen Ideen und Gefässen dauerhaft festzuhalten (bspw. darf der ein oder andere Raum auch wieder verschwinden, wenn die Bedürfnisse nach diesem (zu) gering sind). Es bedarf daher auch bei einer jungen Wohnbaugenossenschaft wie der Kalkbreite ständiger struktureller Anpassungsleistungen und Korrekturen.

„An was ich mich erinnern kann, wir machten in etwa vier Strukturreformen in sieben Jahren. Das ist klar, du musst ja immer alles irgendwie erfinden und jetzt seid ihr auch wieder so leicht (was ich höre) am überlegen, bewährt es sich jetzt? Oder sollen wir es jetzt schon ändern und so weiter.“ (*Gruppeninterview*)

Zudem gilt es bezüglich der Organisationsphase festzuhalten, dass sich die Wohnbaugenossenschaft Kalkbreite in verschiedenen Phasen – je nach Projekt – befindet. Die Kombination aus diesen Phasen gilt es erstmal zu stemmen: Neben dem Regelbetrieb in der Kalkbreite-Siedlung (Konsolidierung) befindet man sich mit dem zweiten Siedlungsprojekt Zollhaus in der Entwicklungsphase und eine Neuformierung des Vorstands ging ebenfalls in den letzten Jahren von Statten. Diese Gleichzeitigkeit von verschiedenen Phasen erfordert unterschiedliche Arten von Denken und ist durchaus herausfordernd.

„Als die Gründergeneration gegangen ist, musste man sowieso vieles nochmal anschauen und überlegen, wie machen wir das jetzt. Und dann muss man sich auch wieder neu finden, das ist klar. Das andere ist, dass man jetzt wie

¹⁸ Stand Oktober 2016 (Genossenschaft Kalkbreite, ohne Datum d)

auf zwei Beinen laufen muss und das sind sehr ungleiche Beine. Das eine hier dieser Betrieb, mit einer gewissen Konsolidierung. Das sagtest du auch von der Drehscheibe, wo man viele Kinderkrankheiten miteinander bewältigen konnte. Es gibt vielleicht immer noch ein paar kleine Dinge, an denen man weiterhin schleifen kann und es gibt ganz vieles was gut funktioniert. Und daneben das Projekt das in der Projektphase ist. Für uns vom Vorstand ist das eine spezielle Geschichte. Also wie schaffen wir es eine Organisationsstruktur zu erfinden oder zu finden, die beidem gerecht wird. Es braucht einen überdachenden Teil mit den Finanzen und Personal und dann gibt es einen Betriebsteil und einen Projektteil. Da muss man ein wenig suchen und ein bisschen probieren und justieren.“ (Gruppeninterview)

„Wie eingangs bereits erwähnt, sollte bezüglich der Vision zudem bedacht werden, dass hierunter kein zu starres Konzept, welches man eins zu eins befolgen muss, verstanden werden sollte. Im Alltag denken die Beteiligten nicht an die Vision, sondern es gilt zu schauen ‚dass der Laden läuft‘ und man die kleinen Dinge, die anfallen erledigt. Es gilt allfällige Konflikte zu lösen, bei Bedarf strukturelle Anpassungen vorzunehmen und Dinge, die sich bewährt haben, weiterzuführen. Und wenn man nicht mehr weiter weiss bzw. auf Antrieb keine Lösung parat hat, folgt man dem Credo ‚dann muss man halt etwas erfinden.‘ [...] Und zwar natürlich partizipativ.“ (Gruppeninterview).

7.5 Fazit Fallstudie Kalkbreite

Wie gestaltet sich der Übergang von der „Vision Kalkbreite“ zum Alltag?

Auch wenn beim Übergang von der Vision zum Alltag ab und an mit ein paar Steinen auf dem Weg umgegangen werden musste, erweist sich dieser nur im geringen Masse als holprig. Viele Bewohnende identifizieren sich mit der Vision Kalkbreite und leben diese, die Vision kann als gebaut umgesetzt und gelebt verstanden werden. Dass ein hohes Mass an Gestaltungsfreiheit und partizipativer Prozesse immer auch Spannungsverhältnisse mit sich bringen, die wiederum situativer Aushandlungen bedürfen, ist man sich bewusst. Die Vision muss als etwas Dynamisches verstanden werden, die sich innerhalb unterschiedlicher Prozesse verändern kann – strukturelle Anpassungen sind erlaubt und situationsbezogene Aushandlungsprozesse (auf verschiedenen Ebenen) sind im Rahmen dieser Vision auch vorgesehen. Auch ist man sich der Dynamik, die aus den partizipativen Prozessen heraus entstanden ist, bewusst und weiss, dass zu Beginn erstmal sehr viele Ideen, die auftauchten, umgesetzt wurden. Auch hier gilt es zu schauen, was sich bewährt und welche Dinge auch wieder verschwinden dürfen bzw. einer Anpassung bedürfen. Diese Philosophie „alles ist verhandel- und anpassbar“ wird von Personen aus der Pionierphase und dem Erstbezug betont und vorgelebt, muss aber teilweise von Neuzugezogenen noch verinnerlicht werden. Diese fühlen sich teilweise zunächst bezüglich der Fülle an Mitwirkungsmöglichkeiten überfordert bzw. wissen nicht so recht, wie und wo sie mit ihrem Engagement andocken können.

Wie nutzen die Bewohnenden die Räume?

Der genossenschaftliche Gedanke der Reduktion des Privatraums zugunsten von Gemeinschaftsräumen wird von den Bewohnenden der Kalkbreite-Siedlung angenommen und gelebt. Denn viele Bewohner/innen der Kalkbreite-Siedlung begrüßen die Philosophie dem Erzeugen von „toten Räume“ entgegenzuwirken, indem man seine Privaträume auf das Nötigste begrenzt und beispielweise auf private Büros verzichtet. Bezüglich der *Raumaneignung* und Nutzung der Gemeinschaftsräume wird in den Interviews die Wichtigkeit der Möglichkeit betont, jenen Raum (im Bedarfsfall) nutzen zu können. Das Wissen um das Vorhandensein der verschiedenen Räume wird somit bereits als Bereicherung an sich wahrgenommen. Zwar wird die unterschiedlich starke Auslastung verschiedenen Gemeinschaftsräume von den interviewten Bewohnenden bestätigt und deren Nutzung teilweise als zu gering aufgefasst, gerade bezüglich der Anfangszeit wird aber von einer gewissen Überforderung mit dem Ankommen und dem Bespielen aller Gemeinschaftsräume gesprochen. So stand beim Bezug teilweise das Ankommen im Individual-Haushalt im Vordergrund, so dass das Bespielen der Gemeinschaftsräume erstmal in den Hintergrund trat.

Von Bewohnern und Bewohnerinnen wird ebenfalls die Wichtigkeit des „Zeit und Raum für sich haben“ betont. Dieser Raum wird von vielen jedoch nicht als etwas starres sondern als etwas flexibles, was nicht an einen bestimmten Ort gebunden ist, verstanden. Es wird darauf verwiesen, dass die Gemeinschaftsräume der Siedlung, als Rückzugsort vom (geteilten) Privathaushalt dienen können. Viele Bewohner/innen sind froh und dankbar über solche Räume, die Begegnungen aber auch das alleine sein ermöglichen, da man zu nichts verpflichtet ist.

Aneignungs- und Aushandlungsprozesse in gemeinschaftlich genutzten Innen- und Aussenräumen. Inwiefern öffnen sich die Räume nach aussen?

Bezüglich einer *Öffnung und Abgrenzung* der Kalkbreite-Siedlung lässt sich festhalten, dass durch die bewusst öffentliche Erdgeschossnutzung die Anbindung ans Quartier gelungen und die Vision eines „neuen Stück Stadt“ umgesetzt ist. Beim Innenhof wird jedoch deutlich, dass, obwohl es sich hierbei auch um einen stadttöffentlicher Raum handelt, dieser von vielen Bewohnenden anders wahrgenommen wird. So wird die gewerbliche Aussennutzung eher mit dem „Städtischen“ verbunden, während das Innere der Siedlung einen gewissen „Dorfcharakter“ aufweist. Diese Dorf-Analogie wird von den Bewohner/innen selbst immer wieder verwendet, nicht nur in Bezug auf den Innenhof, sondern auch bei der Beschreibung des Zusammenlebens innerhalb der Siedlung. Des Weiteren wird deutlich, dass das bauliche Merkmal der verschiedenen „Öffnungsebenen“ (stadttöffentlich, siedlungsöffentlich, privat) sich auf den gelebten Alltag der Genossenschaftsmitglieder auswirkt. So bilden Orte wie der Innenhof Begegnungs- aber auch Spannungsorte, in denen ein situationsbezogenes Aushandeln von Nöten ist. Auch am Beispiel der Cafeteria wird deutlich, zu welchen Spannungsverhältnissen die Gestaltungsfreiheit und damit teilweise nicht klar definierte Aufgaben führen können. Hier liess sich die kritische Situation des Unterhalts jedoch durch weitere sozialräumliche Investitionen lösen (Teilzeitanstellung für den Unterhalt/Reinigung Cafeteria), um den Möglichkeitsraum als solchen zu erhalten. Diese notwendigen situativen Aushandlungsprozesse finden somit durchaus statt und gehören auch zur Vision Kalkbreite. Die Herausforderung bleibt hier, dass bestehende Unklarheiten permanenter struktureller Anpassungen verlangen.

Inwiefern findet bewusste Abgrenzung statt? Welche Rolle nimmt dabei der Grosshaushalt ein? Wie integriert sich der Grosshaushalt in den Organismus Kalkbreite?

Es lassen sich verschiedene Grenzziehungen zwischen den Siedlungsbewohner/innen und Personen „von aussen“ oder auch „vom Gewerbe“ beobachten. Diese Abgrenzung gegenüber Nicht-Bewohnenden dient jedoch auch der gemeinsamer Identifikation unter Bewohnenden: Man fühlt sich zusammengehörig und das persönliche Wohlbefinden wird bestärkt. Neben den grösseren Ebenen Genossenschaft (Mitglied) und Siedlung (Bewohner/in) lassen sich noch weitere, kleinere Ebenen ausmachen, auf denen Identifikationen und Kontakte stattfinden. Diese *Identifikation und Kontaktpflege* kann durch physische Räume aber auch durch das Engagement oder die Lebensphase des Bewohnenden bestimmt sein. Zudem sind die kleineren Ebenen nicht abgeschlossen und können sich überlagern. Des Weiteren bleibt wichtig festzuhalten, dass bei allen Abgrenzungslinien, die sich beobachten liessen, sich keine Abgrenzungen innerhalb der Siedlung zwischen dem Grosshaushalt und den restlichen Haushalten und Wohnformen bemerkbar machte. Im Gegenteil wird dieser als relativ durchlässig beschrieben, die Möglichkeit zu partizipieren als gut angesehen und sein Ess- und Aufenthaltsraum als ein niederschwelliger Ort wahrgenommen, um mit anderen Bewohnern und Bewohnerinnen in Kontakt zu treten.

Welche generellen sozialräumlichen Aspekte begünstigen oder erschweren nachbarschaftliche Beziehungen und Engagement für die Siedlung und für die Genossenschaft?

Die Kalkbreite-Siedlung verfügt über zahlreiche *Möglichkeitsräume*, sei es in Form von physischen Räumen, über formelle Gefässe bis zu informellen, spontanen und punktuellen Möglichkeiten des Engagements, welche der Eigenregie der Bewohner/innen unterliegen und Gestaltungsfreiheiten zulassen. Durch das Organisieren und Bespielen dieser Möglichkeitsräume und das Aushandeln in denselben kann weiteres Engagement angekurbelt werden. So entstehen Kontakte, die wiederum die Chance erhöhen, sich in neuen Konstellationen, an anderen Orten und in anderer Form gemeinsam zu engagieren. Daher bestehen in der Kalkbreite-Siedlung, neben dem Engagement in formellen Gremien, vielfältige Möglichkeiten neue Kontakte zu knüpfen (z.B. informelle Anlässe, Nutzung Gemeinschaftsräume). Neben von Bewohnenden initiierten Veranstaltungen bedarf die Nutzung der physischen Räume ebenfalls der Eigeninitiative, d.h. hier ist es Aufgabe der Bewohner/innen sich zusammenzutun und ihre Konzepte im Gemeinrat vorzustellen.

Eine *Integration* in den Organismus Kalkbreite ist demnach generell auf verschiedenen Ebenen möglich – sei es über formale oder informelle Strukturen. Es lässt sich jedoch beobachten, dass gerade die Integration von Neuzugezogenen mit Schwierigkeiten verbunden ist und gewisse Schliessungsprozesse auch in der Kalkbreite-Siedlung vorzufinden sind. Es muss bedacht werden, dass viele Personen des Erstbezugs schon vor ihrem Einzug Mitglied der Genossenschaft wurden und sich in der Pionierphase stark engagierten. Diese bilden den „harter Kern“ der Siedlung und waren als Motor der Pionierphase wichtig. Die Neuzugezogenen können nun aber durchaus vom Kern profitieren, indem sie an diesem andocken, denn der Kern kann prinzipiell als durchlässig angesehen werden.

Das Thema *Engagement* wird von den Kalkbreite-Bewohnenden grösstenteils nicht als Verpflichtung, sondern als Chance zur Verwirklichung der subjektiven Ansprüche, Ideale und Werte angesehen. Die Vision Kalkbreite steht im Einklang mit der intrinsischen Überzeugung der Bewohner/innen, d.h. es konnten viele Personen mit einer hohen Motivation

sich für die Wohnbaugenossenschaft und Siedlung zu engagieren, von Anfang an mit ins Boot geholt werden, wovon man nun im alltäglichen Zusammenleben profitiert. Ebenfalls zeichnet sich aufgrund des Entstehungsprozesses und Grösse der Genossenschaft eine persönliche Betroffenheit der Bewohnenden ab. Einen weiteren wichtigen Faktor bildet die Lebensphase, welche die Bereitschaft, sich für die Wohnbaugenossenschaft oder die Siedlung zu engagieren beeinflusst. Teilweise wird hier ein hoher Anspruch an Zeitsouveränität laut: Engagement soll punktuell, flexibel und selbstbestimmt erfolgen. Die Kalkbreite bietet eine Fülle solcher flexibler Angebote, was ermöglicht, dass Engagement Lebensphasen übergreifend stattfindet. Des Weiteren lässt sich für die Kalkbreite beobachten: Bei den Bewohner/innen der Siedlung bildet das gemeinsame Engagement gleichsam die Basis, um neue Leute kennenzulernen. So bildete gerade die Pionierphase eine gute Gelegenheit, sein Engagement unter Beweis zu stellen und gleichzeitig ein Beziehungsnetzwerk aufzubauen. Zudem sollte nicht ausser Acht gelassen werden, dass die überschaubare Grösse und kompakte Bebauung der Kalkbreite für weiteren Kontaktaufbau durchaus dienlich ist.

8 Übergreifende Erkenntnisse

Mit dem Fokus auf die fallübergreifende Fragestellung, wie sich Nachbarschaft in genossenschaftlichen Siedlungen im Zusammenspiel von Siedlungsalltag, genossenschaftlichen Strukturen und gebauter bzw. gestalteter Umwelt konstituiert, wurden neun unterschiedliche, aber zueinander im Wechselspiel stehende Themenschwerpunkte herauskristallisiert, an denen die Ergebnisse fallübergreifend aufgezeigt werden. In der Folge werden die Erkenntnisse zu diesen Themen vorgestellt.

8.1 Nachbarschaft als Kontinuum

Die Forschungsergebnisse verdeutlichen, dass nur schwer von *der* Nachbarschaft gesprochen werden kann. Es liegen im Alltag vielmehr *unterschiedliche Ausprägungen von Nachbarschaft* vor, welche mit zunehmender Intensität der sozialen Bindungen von völliger Anonymität auf der einen Seite des Spektrums bis zu intensiver Gemeinschaft am entgegengesetzten Pol reichen.

Ein Grossteil der Nachbarschaftskontakte, die in der vorliegenden Studie festgestellt werden konnten, sind lose Beziehungen, die pragmatische Züge aufweisen: Es herrscht ein freundlichdistanzierter Umgang untereinander. Mehrheitlich ist bekannt, wer im Haus oder auch in der Siedlung wohnt. Der Austausch beschränkt sich auf *gegenseitiges Grüssen* oder gelegentlichen *Small Talk*.

Die losen Beziehungen, so lässt sich feststellen, werden in den untersuchten Siedlungen räumlich und sozial übergreifender gelebt also nicht nur über den eigenen Hauseingang sondern auch über soziale Unterschiede hinweg als die stark gemeinschaftlich orientieren. Bei diesen losen Beziehungen sind subtile Formen nachbarschaftlichen Austauschs aufgefallen und sie werden als besonders wichtig für eine positive Einstellung zur sozialen Umgebung beschrieben. Es sind häufig kleine, alltägliche Gesten, die ausschlaggebend sind, ob man sich im nachbarschaftlichen Umfeld sicher und wohl fühlt. So ist aufgefallen, dass lediglich die Tatsache, dass man um die *Möglichkeit* weiss, im Notfall auf die Hilfe des Nachbarn, der Nachbarin zurückgreifen zu können, wichtig ist für das subjektive Wohlbefinden. Oft wurde, so wird aus der Untersuchung deutlich, eine Hilfeleistung gar nie in Anspruch genommen. *Die verbindende Kraft von losen Beziehungen* oder *schwachen Bindungen* (Granovetter 1973) hat damit grosse Bedeutung für die Nachbarschaft. Darüber hinaus gibt es Nachbarschaftskontakte, die gelegentliche Unterstützungsleistungen umfassen (z.B. Blumen giessen während der Ferienabwesenheit; Mehl ausborgen). Dabei sind meist die physische Nähe wie das gemeinsame Treppenhaus und damit die leichte Erreichbarkeit ausschlaggebend. Sie unterscheiden sich von den ganz losen Beziehungen dadurch, dass durch diese Hilfeleistung Einblick in die nachbar-

Das Nachbarschaftskontinuum –
Verschiedene Formen von Nachbarschaft



Abb. 9 Das Nachbarschaftskontinuum

schaftliche Wohnung erlaubt wird. Damit wird die Grenze von gemeinschaftlich genutzten Räumen wie dem Treppenhaus, der Waschküche oder dem Aussenraum Richtung Privatheit der persönlichen Wohnung überschritten.

In den Untersuchungen tauchen aber auch Nachbarschaftskontakte auf, die über die genannten Interaktionsformen hinausgehen. Man grillt gemeinsam im Hof, besucht sich selbstverständlich gegenseitig in der Wohnung, nimmt gemeinsam die Hof oder Gartengestaltung in Angriff oder unterstützt sich mit weitergehenden Hilfeleistungen wie die wechselseitige Betreuung der Kinder. Vereinzelt werden sodann auch enge Freundschaften zwischen den Nachbarn und den Nachbarinnen beschrieben. Solche intensiven nachbarschaftlichen Beziehungen oder starken Bindungen (Granovetter 1973) sind jedoch eher selektiv und bringen stärkere Verbindlichkeit und zum Teil intensives, punktuelles Engagement wie auch soziale Kontrolle mit sich. Solchen engen und freundschaftlichen Nachbarschaftsbeziehungen sind wir in allen vier Fallstudien begegnet. Es sind Beziehungen, bei denen auch persönliche Probleme Platz haben und Hilfeleistungen den Anspruch haben über verschiedene Arten von Krisen hinweg helfen zu können.

Diese engeren Nachbarschaftsbeziehungen sind nicht auf physische Nähe (z.B. Wohnung im gleichen Haus) angewiesen, sie entstehen in der Siedlung oder im Quartier durch ähnliche Interessen, Lebensphasen und Zeitrhythmen. Gemäss der Redewendung: Gleich und Gleich gesellt sich gern. Aus den Ergebnissen der vier Fallstudien wird deutlich, dass die siedlungsinternen Aktionen zum Teil sehr stark beeinflusst werden können, wenn sich aus diesen starken Bindungen in der Nachbarschaft eine grössere Gruppe bildet. Diese engen Beziehungen einer grösseren Gruppe („kritische Masse“) können so zu einem Motor für Engagement in der Siedlungsnachbarschaft werden. Gleichzeitig verursacht diese engere Gruppenbildung jedoch wie jeder Vergemeinschaftungsprozess auch wiederum Ausschluss. Für Aussenstehende oder Zugezogene kann es eine nicht zu unterschätzende Herausforderung darstellen, sich in solche Zirkel zu integrieren, insbesondere – dies veranschaulichen die Haushaltsinterviews ebenfalls – wenn Sprachbarrieren hinzukommen.

Das Kontinuum von Nachbarschaften unterstützt die Ausführungen von Rohr-Zänker und Müller, dass sich Nachbarschaften überlagern. So bewegen sich viele Bewohner/-innen ganz selbstverständlich in unterschiedliche Nachbarschaften, wie die Haushaltinterviews deutlich gezeigt haben. Rohr-Zänker und Müller sprechen in diesem Zusammenhang von Bastelnachbarschaften: „Vergleichbar zu den ‘Bastelexistenzen‘, die die Individualisierung erzwingt (Beck 1986), liesse sich von ‘Bastelnachbarschaften‘ sprechen.“ (1998, S. 13)

Die Differenzierung von Nachbarschaften aufgrund des Nachbarschaftskontinuums gibt Hinweise darauf, dass Nachbarschaftsbeziehungen auch in genossenschaftlichen Siedlungen bewusst gewählt werden und damit bei den Bewohner/innen weder grundsätzlich eine homogene Vorstellung von Nachbarschaft besteht, noch dass ein soziales Miteinander aller in der Siedlung zwingend ist.

8.2 Nachbarschaften zwischen Durchmischung und Selbstähnlichkeit

Das Thema der Sozialen Durchmischung wird in den Fallstudien prominent in den Gruppeninterviews mit den Mitgliedern aus Vorstand und der Geschäftsstellen angesprochen. Auf dieser Ebene geht es vor allem um die Frage der Vermietungspolitik. Unklar bleibt jedoch durchwegs die Definition möglicher Kriterien für eine soziale Durchmischung wie oftmals auch deren Ziele. In den Haushaltsinterviews, das heisst von den Bewohner/innen der Siedlungen wird das Thema jedoch nur vereinzelt direkt angeschnitten. Thematisiert wird auf dieser Ebene eher die Frage, wie sich die konkreten nachbarschaftlichen Beziehungen der unterschiedlichen Menschen ausgestalten.

Nachbarschaft wird in dieser Untersuchung als ein soziales Produkt definiert, welches sich räumlich organisiert (Häussermann & Siebel 1994, S. 379). Nachbarschaften sind also bis zu einem gewissen Grad wählbar. Obgleich die Wählbarkeit durch die sozialen Netzwerke in den virtuellen Räumen unendlich vergrössert wird, werden Nachbarschaften nach wie vor in physischer Nähe in der Siedlung erschaffen. Aus den Fallstudien wird deutlich, dass die Bewohner/innen der genossenschaftlichen Siedlungen grundsätzlich daran interessiert sind, Nachbarschaften und damit das Zusammenleben in der Siedlung oder dem Haus in loser oder auch enger Form gemeinsam zu gestalten. Trotz räumlicher Nähe sind Bruchlinien in Bezug auf Formen von Nachbarschaft jedoch oft entlang von Gruppen ähnlich Gesinnter, die sich als ähnliche Milieus beschreiben lassen, zu verorten. Es sind unterschiedliche Lebenswelten und Wertegemeinschaften die sich zum Beispiel in traditionell orientierten Genossenschafter/innen, individualistischen Performer/innen oder auch modernen, postmaterialistisch orientierten Experimentierenden – um Bezeichnungen aus den Sinus-Milieus zu nehmen – zeigen. In denselben Siedlungen wohnhaft, zeigen sie nicht nur unterschiedliche Sympathien für formales oder informelles Engagement sondern pflegen innerhalb ihren jeweiligen Gruppen auch nähere Nachbarschaftskontakte als zwischen den Gruppen. Deutlich zeigt sich in der Untersuchung, dass bei vielen Befragten ein Bedürfnis nach mehr Kontakten mit ähnlichen Menschen besteht. Das Konzept der sozialen Homophilie beschreibt diese Tendenz, v.a. mit Menschen, die ähnliche status oder wertorientierte Kriterien haben, in Kontakt zu treten. So entstehen die freundschaftlichen, engen Beziehungen in der Nachbarschaft oft über eine gemeinsame Lebensphase oder Einstellung. Demgegenüber werden die Kontakte, die als eher lose beschrieben werden damit begründet, dass eine gemeinsame Einstellung oder gemeinsame Interessen fehlen.

So liegt die These nahe, dass Nachbarschaften in sozial homogenen Siedlungen intensiver sind, sich also vermehrt auf der Seite der starken sozialen Bindungen bewegen, als in Siedlungen mit grösserer Diversität, wie bereits Bernd Hamm im seinem Standardwerk über Nachbarschaft ausführt (Hamm 1973).

Die gelebte nachbarschaftliche Realität, die sich durch ein Alltagshandeln auszeichnet, orientiert sich jedoch wie erläutert auch in Siedlungen von Wohnbaugenossenschaften mehrheitlich eher an losen Beziehungsformen, allenfalls im Gegensatz zu nichtgenossenschaftlichen Siedlungen, leben die Nachbar/innen aufgrund der genossenschaftlichen Strukturen jedoch i.d.R. nicht in Anonymität nebeneinander. Es stellt sich die Frage, inwieweit diese losen Beziehungen als eine ihrer weiteren Stärken den Kontakt unterschiedlicher Nachbarn, die nicht dieselbe Einstellung sondern die unterschiedliche Lebensentwürfe und Herkunft haben, erleichtern und damit den Boden legen für durchmishtes Zusammenleben und den Umgang mit Diversity. Die Grenze zwischen Anony-

mität und losen Kontakten scheint den Unterschied zu markieren zwischen dem Wissen um die Möglichkeit, soziale Kontakte (theoretisch) zu intensivieren und im Notfall auf die Hilfe der Nachbarn zurückgreifen zu können oder nicht. Vor diesem Hintergrund wird die Wichtigkeit niederschwelliger Kontakt und Begegnungsmöglichkeiten in der Siedlung und dem Haus, die ein Minimum an Vertrautheit und damit schwachen Bindungen ermöglichen, umso deutlicher. Dieses Minimum an Vertrautheit als die Stärke schwacher Bindungen ist Teil alltäglicher Aushandlungsprozesse und entsprechend dynamisch und volatil, insbesondere vor dem Hintergrund von demographischem Wandel, Individualisierung und der Ausdifferenzierung von unterschiedlichen Lebensstilen. In den schwachen sozialen Kontakten sieht Granovetter (1973) als Vorteil die Verknüpfung unterschiedlicher Menschen und damit die grosse Vielfalt von Ressourcen, die zur Verfügung steht. Insofern bilden schwache Bindungen sicherlich einen Boden, der es erlaubt, mit sozialer Vielfalt umzugehen, respektive sie zu leben. Inwieweit dann auch eine Art von Integration stattfinden kann bleibt hier offen. Dafür wären dann wohl weitere sozialräumliche Ressourcen seitens Bewohner/innen, Genossenschaft oder Stadt notwendig. Selbstverständlich generieren dabei diese alltäglichen Aushandlungsprozesse – oder konkrete nachbarschaftliche Arbeit der Bewohner/innen oder von professionellen Sozialarbeitenden – auch Konflikte. Sie können, wie in den Fallstudien beschrieben, zu Auseinandersetzungen zwischen Normen und Werten führen. Es ist jedoch in den Haushaltsinterviews kaum zu beobachten, dass damit das Konzept der Nachbarschaften stark normativ aufgeladen, respektive bewertet würde. Dieser Bewertung sind wir eher in den Gruppeninterviews mit Mitgliedern aus den Vorständen und der Geschäftsstelle begegnet, die Nachbarschaften, nachbarschaftliches Engagement und genossenschaftliche Werte oder den Genossenschaftsgedanken stark miteinander verknüpfen und hierbei oftmals eine Schwächung im Vergleich zu „früher“ konstatieren.

Der Umgang mit Diversity ist insbesondere vor dem Diktum der sozialen Durchmischung wesentlich. Wie oben bereits erwähnt, sind meist weder Ziele noch Kriterien der beabsichtigten Durchmischung klar oder bewusst. Soziale Durchmischung kann sich als Ziel im Sinne einer sogenannten Normalität am demografischen statistischen Schnitt orientieren oder kann soziale Integration und Kohäsion als Ziel benennen und damit eine politische Vision verfolgen. Je nach Zielsetzung ist nicht nur das quantitative Soll sondern auch die qualitative Ausgestaltung und eine notwendige soziale Unterstützung erforderlich.

8.3 Dorf-Stadt-Narrative

Eine idealisierende und romantisierende Vorstellung von Nachbarschaften lehnt sich traditionell an die dörfliche Gemeinschaft an. Mit dieser Frage des Verhältnisses von Gemeinschaft und Gesellschaft und damit des Dörflichen und des Städtischen setzt sich die Stadtsoziologie seit jeher auseinander. Für Ferdinand Tönnies hängt das Dörfliche eng mit dem Gemeinschaftlichen zusammen. Er spricht von der Nachbarschaft als Gemeinschaft des Ortes und meint damit die dörfliche Gemeinschaften (vgl. Schnur 2012, S. 452). Für Max Weber beruht das Gemeinschaftliche auf einer subjektiv gefühlten, affektuellen oder traditionellen Zusammengehörigkeit der Beteiligten und steht im Gegensatz zu einer anonymen Stadtgesellschaft, deren Beziehungen „auf rational (wert oder zweckrational) motiviertem Interessenausgleich oder motivierter Interessenverbindung beruht“ (Weber 1922/72, S. 21). Dieser Dorf-Stadt-Gegensatz bildet auch weiterhin eine Grundlage im aktuellen Diskurs um die Definitionen von Urbanität und Lebensstilen.

Das nachbarschaftliche Zusammenleben, wie es sich in den Fallstudien herauskristallisiert,

wird als ein Wechselspiel zwischen *Dorf- und Stadt-Narrativen* gezeichnet. Das Leben in der genossenschaftlichen Siedlung ergänzt aus Sicht der Interviewpartner/innen der Haushaltsinterviews das Leben in der Stadt, das mit unverbindlichen Nachbarschaftskontakten assoziiert wird. Diese Erkenntnis lässt sich vom in den Gesprächen oft verwendeten Narrativ des Dorfes ableiten. Folgende dem Dorf zugeschriebenen Eigenheiten kommen zum Tragen: Man kennt seine Nachbar/innen, grüsst sich gegenseitig, pflegt mal engere und mal weniger enge Kontakte und man fühlt sich partiell sozialräumlich eingebettet, sei dies in der Genossenschaft oder der Siedlung. In diesem Sinne wird Nachbarschaft in Anlehnung an die traditionelle stadtsoziologische Debatte von den Interviewpartner/innen sehr wohl als eine Form von Gemeinschaft definiert, jedoch im Wechselspiel eines städtischen Kontexts.

So scheint diese Art von Dorfidylle am besten im urbanen Kontext zu funktionieren. In der Einbettung der Siedlungen in das lebendige Stadt-Quartier werden Urbanität und dörfliche Geborgenheit, Nähe und Distanz gleichzeitig gelebt.

Das Dorf-Narrativ verweist damit auch auf spezifische Formen des sozialen Zusammenhalts, welcher offensichtlich in urbanen genossenschaftlichen Siedlungen trotz vielfältigen Lebensstilen und gesellschaftlicher Ausdifferenzierung gelebt werden kann. Die Herausforderungen im Umgang mit Diversität bestehen jedoch trotzdem. Anhand der vier Fallstudien hat sich gezeigt, dass ein verstärkter Fokus auf das Soziale und auf sozialräumliche Investitionen seitens der Genossenschaften den Umgang mit Diversität unterstützt und tragfähige Nachbarschaften ermöglicht.

8.4 Identifikationsebenen

Wie das Dorf-Stadt-Narrativ zeigt, sind Nachbarschaften sehr wohl sozial konstruiert jedoch im Kontext der Siedlung oder auch dem näheren Quartier eingebettet. In diesem Forschungsprojekt interessiert die Frage, mit welcher räumlichen, sozialen oder strukturellen Ebene sich die Bewohner/innen genossenschaftlicher Siedlungen identifizieren. Diese Frage ist insofern von Bedeutung, da vielerorts, insbesondere bei einigen der Vorstände und den Geschäftsstellen der Wohnbaugenossenschaften, Befürchtungen vor dem Verlust des Genossenschaftsgedankens und damit der Identifikation mit der eigenen Genossenschaft artikuliert wurden. In den Haushaltsinterviews sind wir dieser Befürchtung kaum begegnet.

Tatsächlich wird jedoch von den Bewohner/innen der untersuchten drei grossen, traditionsreichen Genossenschaften, die genossenschaftliche Organisationsstruktur als zu gross und zu abstrakt wahrgenommen, um sich damit zu identifizieren und sich dafür zu engagieren. Stattdessen werden kleinere und der eigenen Alltagswirklichkeit näherstehende Ebenen wie die Siedlung, das Haus oder das direkte persönliche Wohnumfeld als Identifikationsfläche erlebt und im Rahmen des persönlichen Engagements genutzt. Dieses wird von den Bewohner/innen durchaus im Sinne des Genossenschaftsgedankens interpretiert.

Aufgefallen ist, dass sich in grösseren, sich verändernden und wachsenden Siedlungen mit unterschiedlichen Bau- und Organisationsstrukturen verschiedene, sich teilweise überlappende Identifikationsebenen bilden. Als Chance erwähnten die Siedlungsbewohner/innen dabei die Möglichkeit unterschiedlicher Netzwerke und unterschiedlicher Formen von Engagement. Zu viele unterschiedliche strukturelle Identifikationsebenen können dabei aber auch zu Orientierungsschwierigkeiten führen, v.a. wenn baulich, sozial, strukturell oder begriffliche unklare Überlagerungen vorhanden sind.

Die Genossenschaften als Organisationen reagieren auf diese Verschiebung der Identi-

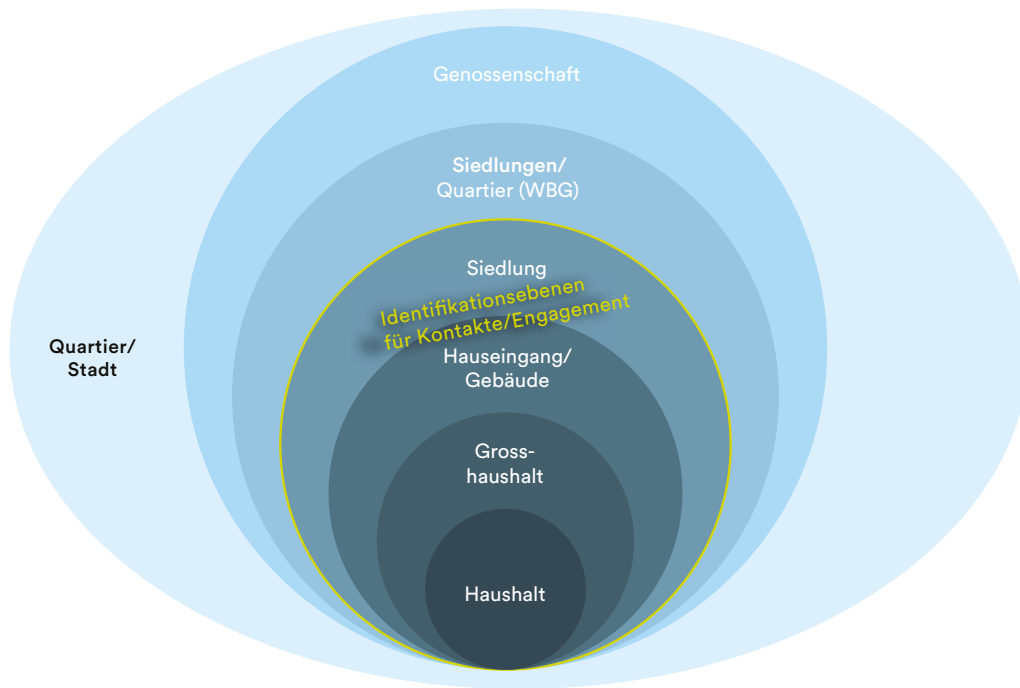


Abb. 10 Unterschiedliche Identifikationsebenen in Genossenschaften (eigene Darstellung)

fikationsebene von der Genossenschaft zur Siedlung breit gefächert. Einige befürchten den Verlust des Genossenschaftsgedankens andere sehen hingegen im Umfeldbezogenen Engagement die Basis für Engagement und Aufbau von tragfähigen Nachbarschaften und unterstützen diese Art des Engagements. Diese zum Teil beobachtbaren Verschiebungen von Identifikationsebenen bei den Bewohner/innen lösen bei Vorstand und Geschäftsstelle insbesondere von grösseren und traditionsreichen Genossenschaften Diskussionen über ihre Werte und Normensysteme aus. Es sind sodann auch diese Reflexionen, die, wie aus der Studie hervorgeht, dazu beitragen, dass sich viele der beteiligten Genossenschaften auch bezüglich ihrer Organisationsstrukturen in einem Umbruch befinden.

8.5 Engagement und der Genossenschaftsgedanke

Die Ergebnisse aus den Haushaltsinterviews der Siedlungsbewohner/innen zeigen, dass im Genossenschaftsalltag Motive und Interessen der Engagierten breit gefächert sind: Engagement soll Beweglichkeit, Autonomie, Gestaltungsfreiheit und Eigenregie ermöglichen und sporadisch, selbstorganisiert und themenbezogen erfolgen. Abhängig sind die Interessen unter anderem von der aktuellen Lebensphase der Bewohner/innen und der damit verbundenen Zeitsouveränität. Formelle und fixe Mitwirkungsangebote seitens der Genossenschaften sind oftmals nicht in den Alltag Erwerbstätiger integrierbar; so berichten denn beruflich Engagierte, dass sie sich in ihrem sozialen Wohnumfeld vorzugsweise punktuell, projektbezogen und in informeller Weise einbringen. Gerade auch bei erwerbstätigen Eltern werden (fehlende) zeitliche Ressourcen als ein wichtiger Faktor für (Nicht-)Engagement angesehen. Gerade darin zeigt sich unter anderem eine Kluft zwischen Lebensstilen und/oder Generationen, welche oftmals als Grund genannt wird, sich nicht auf die eine formale oder die andere informelle Art zu beteiligen oder zu engagieren.

Entsprechend werden prominente Formen formalen Engagements von Wohnbaugenossenschaften wie Generalversammlungen und Siedlungskommissionen oft als überwiegend verpflichtend und weniger als sinnstiftend, gewinnbringend oder einladend angesehen. Diese Entwicklung führt bei unterschiedlichen Akteuren in verschiedenen Bereichen zur ähnlichen Klage, wie sie über die Verschiebung der Identifikationsebene angebracht wird, vielen Genossenschafter/innen respektive Bewohner/innen sei der ursprüngliche „Genossenschaftsgedanke“ abhandengekommen. Im Vordergrund, so wird befürchtet, stehe nur noch der Wunsch nach günstigen Mietzinsen.

Dieser Wahrnehmung ist aufgrund der Erkenntnisse aus dem Forschungsprojekt ein differenzierteres Bild gegenüberzustellen. Obwohl sich die Formen von Engagement und gelebter Nachbarschaft in den 100 Jahren genossenschaftlichen Wohnbaus zweifellos verändert haben, findet keine Abwertung, sondern primär eine Verschiebung statt vom rein formalen Engagement in den traditionellen Gremien hin zu punktuell, informellen Engagement.

Solche Veränderungen von Engagement können vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Individualisierungs- und Pluralisierungsprozessen analysiert werden, die sich in veränderten Familienkonstellationen, wandelndem Geschlechterverhältnis oder der Diversifizierung der Lebensstile zeigen. Astrid Hübner verweist dabei ebenfalls auf einen Wandel von pflichtethischer Motivation für Engagement hin zu selbstbezüglichen Impulsen. Die Analyse der Haushaltsinterviews hat gezeigt, dass diese neuen Formen von Engagement und die traditionellen, die sich z.B. in der Teilnahme an den offiziellen Gremien wie

General- und Siedlungsversammlungen zeigen, nicht ausschliessen. Diese Erkenntnis deckt sich mit der Studie von Astrid Hübner über das Freiwillige Engagement in der Jugendarbeit: „Gleichwohl sind alte Formen nicht von neuen Formen des Engagements abgelöst worden. Traditionelle, normgeleitete Motive existieren neben individualistischen, biografisch relevanten Motiven und schließen einander nicht aus“ (Hübner 2010, S. 39). In den Haushaltsinterviews wurden immer beide Formen als Möglichkeit für Engagement erwähnt, je nach Hintergrund jedoch mit unterschiedlichen Präferenzen. So zeigte sich in unserer Untersuchung, dass Werte wie Selbsthilfe, Selbstverantwortung, Gleichheit, Demokratie und Solidarität, die mit dem Genossenschaftsgedanken in der Regel verbunden werden, ihre Aktualität durchaus erhalten haben, jedoch teilweise in neuer Gestalt erscheinen. Traditionelle Strukturen und Gremien sind inhaltlich und organisatorisch oft nicht auf die Bedürfnisse einer jüngeren, zeitlich stark eingebundenen Bewohnerschaft ausgerichtet. Engagement zeigt sich heute in eher individualisierter Form, weniger durch persönliche Initiative auf struktureller, organisatorischer, körperchaftlicher Ebene. So ist denn auch zu beobachten, dass informelles Engagement in Siedlungen Pioniercharakter entwickeln kann und neue, innovative Netzwerk- und Interaktionsformen ermöglicht, die schliesslich wiederum in die formalen Organisationsstrukturen einfließen und diese stärken können. Beispiele dafür sind partizipative Hofgestaltungen oder virtuelle Austauschplattformen. Für die Siedlungsbewohner/innen schliessen sich also der Genossenschaftsgedanke und ein informelles, individualistisches Engagement nicht aus.

Die Motivation für formales und informelles Engagement zeigt sich in der Untersuchung in vielschichtiger Weise. Es sind zum einen *Verpflichtungsgefühle* als Dank gegenüber dem Privileg, in einer Genossenschaft wohnen zu dürfen, zum anderen sind *Chancen zur Verwirklichung* der subjektiven Ansprüche, Ideale und Werte angesprochen worden. Beide fungieren dabei als Motoren für potentielles Engagement. Die *intrinsische Motivation* ist bei jungen Genossenschaften augenfälliger, bei den traditionellen Genossenschaften aber sehr wohl auch vorhanden, jedoch zum Teil subtiler. Sie koppelt sich dort oft auch mit parteipolitischem Engagement oder Idealen, die an traditionellen Werten ausgerichtet, sich entsprechend im formalen Engagement zeigen.

Ein weiterer Motor für formales wie informelles Engagement zeigt sich in der persönlichen Betroffenheit. Die Bewohner/innen sind eher bereit, sich themenmotiviert und Umfeld nah zu engagieren. Zudem zeigte sich, dass die Bewohnenden potentiell zu mehr (v.a. informellem) Engagement bereit wären, es dazu aber einen adäquaten Anstoss von aussen bzw. inszenierte Gelegenheiten für den Kontaktaufbau bräuchte.

Wohnbaugenossenschaften bewegen sich in diesem Spannungsfeld von individualisiertem Engagement und Beschlussfassung im Rahmen formaler Gremien und haben sich vermehrt der Frage zu stellen, wie sie von dieser neuen Form des Engagements profitieren können. Gefordert ist dabei vorausschauendes Agieren, um zu vermeiden, dass durch eine Festlegung auf bestimmte Formen des Engagements und der Mitwirkung systematisch ganze Personengruppen ausgeschlossen werden.

8.6 Integration und gemeinschaftsfördernde Gestaltung

Der gemeinschaftsfördernde Charakter des gebauten Umfelds erscheint in den Fallstudien auf unterschiedlichen Ebenen. Zum einen wird dabei die *Prozessebene* angesprochen. Die Einbindung der Bewohner/innen in den Planungs- und Realisierungsprozess von Neubauten oder Umgestaltungen in ihrer Siedlung eröffnet Möglichkeitsräume sich

zu engagieren und bildet eine Basis für gemeinschaftsfördernde Gestaltung. Der Paradigmenwechsel hin zu einem stärker partizipativ ausgerichteten Planungs- und Bauprozess ist bei allen untersuchten Genossenschaften auf der Agenda und löst Veränderungen in den Abläufen aus, trifft jedoch bei den traditionellen Genossenschaften eher noch auf Skepsis während junge Genossenschaften sich bemühen, gerade hier neue Ansätze zu entwickeln.

Auf funktionaler Ebene hat sich die Bedeutung eines *Zentrums* innerhalb der Siedlung herauskristallisiert. Ein Zentrumscharakter zeigt sich in Siedlungen, die über Innen- oder Aussenräume verfügen, die aufgrund ihrer Funktion die Begegnungen der Bewohner/-innen ermöglichen, sei dies eine gemeinsame Eingangshalle mit Briefkästen, Büroräumlichkeiten der Genossenschaft als Anlaufstelle im Erdgeschoss, die zugängliche Werkstatt des Hauswarts oder der Hauswartin, Kinderspielplätze oder eine Cafeteria für die Siedlung wie auch die bekannte Waschküche.

Auf struktureller Ebene kristallisierte sich aus den Erhebungen der Zusammenhang von Identifikationsmöglichkeit und Nachbarschaften heraus. Unklare räumlich-strukturelle Situationen in den Siedlungen lassen zum einen weitere Spielräume für Netzwerke, nachbarschaftliche Kontakte oder Engagement zu, zum anderen wirken sie auch verunsichernd und behindern mögliches Engagement oder Kontakte. Als identifikationsfördernd werden klare Namensgebungen von Siedlungen oder Aussenräumen wie auch Gemeinschaftsräume mit hoher Aneignungsqualität im Innen- wie im Aussenraum genannt.

Das Zusammenspiel von öffentlichen, halböffentlichen und privaten Räumen innerhalb einer Siedlung schliesslich betrifft die Ebene der Gestaltung. Es sind hier die Übergänge von privaten zu öffentlichen Räumen wie Laubengänge oder attraktive Treppenhäuser, Nischen für unterschiedliche Altersgruppen im Aussenraum der Siedlung, die in den Haushaltsinterviews positiv als gemeinschaftsfördernd angesprochen werden.

So registrieren denn die Bewohner/innen in Bezug auf Nachbarschaft im Gegensatz dazu sehr wohl fehlende soziale und räumliche Durchlässigkeit, fehlende Zwischenräume, die einen Übergang von Privat und Öffentlich erschweren wie auch nicht nutzbare Aussenräume, die kaum Aneignungen zulassen und damit Kontakte und Interaktionen eher verhindern als unterstützen.

Insbesondere stehen (Ersatz-)Neubauten oder Totalsanierungen in bestehenden Siedlungen als Ergänzungen zur bestehenden Baustruktur „im Schaufenster“. Es hat sich zum einen gezeigt, dass fehlende sozialräumliche Anbindung der neuen Liegenschaften und deren Aussenraum an die bestehende Siedlung Abgrenzungsmechanismen gegenüber den neuen Bewohner/innen auslösen und Nachbarschaften strapazieren kann, insbesondere dann, wenn ein sozioökonomisches und soziokulturelles Gefälle zwischen Alteingesessenen und Neuzuziehenden entsteht. Solche Abgrenzungsmechanismen wurden beim Neubezug nach einer Totalsanierung beobachtet. Die neuen Bewohner/innen unterscheiden sich habituell und in der Sozialstruktur von den Alteingesessenen der anderen, angrenzenden Siedlungen. Ähnliches zeigt sich bei Ersatzneubauten innerhalb der Siedlung, die sowohl aufgrund der unklaren Situation des Aussenraums wie auch aufgrund ihrer moderneren Materialität und Ausbaustandards und der damit einhergehenden vermuteten Statusunterschiede der Bewohner/innen als Fremdkörper beschrieben werden. Zum anderen hat sich gezeigt, dass Ersatzneubauten mit öffentlichen Erdgeschossnutzungen oder siedlungsinternen Zentrumsfunktionen ausgestattet, zur Integration der unterschiedlichen Siedlungen und ihrer Bewohner/innen beitragen können. Persönliche Betroffenheit der Bewohner/innen manifestiert sich oft im gebauten Umfeld. Die Betroffenheit kann sich in Form von spezifischem Engagement für das Umfeld zeigen

oder auch in Resignation, wenn kein Gestaltungsspielraum vorhanden ist. Die Ergebnisse verweisen grundsätzlich auf den starken Zusammenhang baulich-gestalterischer und sozialer Aspekte. So verlangt auch gut durchdachte gemeinschaftsfördernde Architektur und Gestaltung immer wieder soziale Interventionen um ihrem Anspruch gerecht zu werden. Seien dies Aushandlungsprozesse über den Gestaltungsspielraum in Gemeinschaftsräumen oder die aktive Anbindung neuer baulicher Strukturen durch Nutzungen, die den Zentrumscharakter und damit die Begegnungsmöglichkeiten unterstützen.

8.7 Möglichkeitsräume

Aus den Erhebungen des Forschungsprojektes kristallisierte sich im Kontext von Engagement und der Konstitution von Nachbarschaften die wesentliche Bedeutung von Möglichkeitsräumen heraus. Möglichkeitsräume sind Freiräume. Sie sind begrenzt planbar und lassen Unvorhergesehenes entstehen. Unter Möglichkeitsräumen lassen sich vielfältig beispielbare Räume und geeignete Mitwirkungsgefäße verstehen, die das Engagement und die Initiative seitens der Bewohnenden unterstützen und fördern. Diese Räume präsentieren sich somit auf verschiedenen Ebenen. Einerseits geben Genossenschaften mit physischen Räumen (z.B. Gemeinschaftsräume, Innenhöfe, Schöpfe, Boxen, Siedlungs-Cafeteria, Atelier, Gartenprojekt) oder formelle Gremien (z.B. Arbeitsgruppen oder Kommissionen) einen Rahmen für Engagement vor. Andererseits handelt es sich bei den Möglichkeitsräumen um offene Elemente. Dabei lassen sie – und dies macht sie vor dem Hintergrund veränderter Formen von Engagement so wichtig – Gestaltungsfreiheiten zu. Und zwar dergestalt, dass Form und Umfang des persönlichen Engagements der Eigenregie der Bewohner/innen überlassen ist und auf die eigenen Bedürfnisse und Interessen abgestimmt werden kann.

Die Bewohner/innen betätigen sich gemeinsam oder entwickeln und setzen Ideen um, um individuelle Bedürfnisse oder gesellschaftliche Herausforderungen in den Siedlungsalltag oder in das Genossenschaftsleben zu integrieren, handle es sich nun um Feste, Hilfeleistung für Schulaufgaben, Deutschkurse, Jassnachmittage, Gemeinschaftsgärtnern oder die Entwicklung neuer Mitwirkungsgefäße. Die Ergebnisse der Untersuchungen lassen darauf schließen, dass diese spontanen und punktuellen Gestaltungsfreiheiten von den Bewohnenden sehr geschätzt und aktiv genutzt werden.

Möglichkeitsräume konstituieren sich damit im Zusammenspiel von strukturellen und organisationalen Bedingungen, dem gebauten Umfeld und dem gelebtem Alltag. Möglichkeitsräume basieren auf Offenheit und Komplexität und damit verlangt ihre Unbestimmtheit nach Aushandlung. Diese Aushandlungsprozesse selbst werden, wo sie die Siedlungsbewohner/innen erlebt haben, als Möglichkeitsräume benannt. Sie ermöglichen neue Kontakte oder erlauben bestehende Kontakte zu vertiefen und werden so zu einer gemeinschaftlichen Produktionsform. Gleichzeitig generieren sie auch Ausschluss, insbesondere dann, wenn die Aushandlungsprozesse zu komplex werden oder sich Gleichgesinnte in hermetischen Gruppen finden. Integration und Ausschluss gehören in sozialen Gefügen untrennbar zusammen.

Werden mit Möglichkeitsräumen Alternativen zum Bestehenden erprobt, stellt sich die Frage, wie diese Gestaltungsfreiräume als solche vermittelt werden und wie sie in der Siedlung, im Siedlungsalltag und im Alltag der Wohnbaugenossenschaft verortet werden können. So rückt nicht nur der Aushandlungsprozess an und für sich, sondern auch die konkrete Prozessgestaltung in den Vordergrund. Anhand in den Interviews angesprochener Möglichkeitsräume zeigte sich, dass sie zwischen Offenheit und Einschränkung

oszillieren und damit Spielräume sind mit eigenen Prozess-Regeln, bei denen sich dennoch ein freies Handeln entfalten kann. So aktivieren Möglichkeitsräume den Möglichkeitssinn. Sie sind in diesem Sinne subversiv, als dass sie erlauben das was nicht ist ebenso wichtig zu nehmen wie das was ist (Bulk 2017, S. 244).

8.8 Nachbarschaft im Wirkungskreis von Engagement, Kontakten und Möglichkeitsräumen – Ein Zwischenfazit

Wir haben mit dieser Studie Nachbarschaften in Siedlungen von Wohnbaugenossenschaften als ein Zusammenspiel von gelebtem Alltag, gebautem Umfeld und genossenschaftlichen Strukturen untersucht. Wie bereits erläutert wurde, zeigen sich diese Nachbarschaften in sehr unterschiedlichen Ausprägungen, müssen vor dem Hintergrund sich verändernden Formen von Engagement und Identifikationsmustern interpretiert werden und können sich allenfalls im Rahmen von mehr oder weniger offenen Möglichkeitsräumen entfalten.

Als ein wesentliches Ergebnis dieser Studie kann nun aufgezeigt werden, dass formales oder informelles Engagement, die Intensität und Häufigkeit von Kontakten und die Art und Weise vorhandener Möglichkeitsräume ebenfalls ein Wechselspiel eingehen und in einen Wirkungskreis stehen. Dieser Wirkungskreis und seine weiteren Einflussfaktoren werden in der Folge als ein erstes Zwischenfazit vorgestellt.

Die vorliegende Untersuchung zeigt an vielen Einzelbeispielen auf, dass bestehende Siedlungskontakte zu Engagement führen. So liess sich in der Siedlung Industrie 1 der BEP beispielsweise gut feststellen, wie bestehende Kontakte junger Familien, und damit Haushalte in ähnlichen Lebensphasen, aufgrund gemeinsamer Nutzung des Innenhofs ein gemeinsames Engagement für die Ausgestaltung des Innenhofs begünstigten. Der umgekehrte Verlauf liess sich in der Siedlung Kalkbreite ebenfalls gut beobachten: Das gemeinsame Engagement wurde zur Basis für das Knüpfen neuer Kontakte. Die Genossenschaft verfügt über verschiedene attraktive Mitwirkungsmöglichkeiten in denen sich Engagierte treffen und somit neue und auch engere Kontakte knüpfen können. In beiden Fällen, das heisst sowohl am Beispiel von älteren, traditionsreichen als auch der jungen Wohnbaugenossenschaft kann es für Aussenstehende, resp. für neu Hinzukommende schwierig sein, sich im bestehenden Gefüge zu integrieren. Das Verhältnis von Engagement und Kontakten kann entsprechend auch Ausschluss generieren.

An dieser Stelle kommt die Ebene der Möglichkeitsräume hinzu. Wo und wie, in welchen Gremien und Gefässen, bei welchen Angeboten, an welchen Orten und in welchen Räumen kommen die Bewohner/innen miteinander in Kontakt, bestehen Begegnungs- und Aktivitätsräume? Oft sind, das hat sich zum Beispiel in den untersuchten Siedlungen der beiden Genossenschaften ABZ und HGW gezeigt, die Begegnungsangebote vor allem auf Kinder und ältere Personen ausgerichtet (Anlässe, Aussenraumgestaltung, Gemeinschaftsräume). Viele Personen im erwerbsfähigen Alter fühlen sich aus unterschiedlichen Gründen¹⁹ von den Angeboten nicht angesprochen (vgl. *Kapitel 8.5 Engagement und der Genossenschaftsgedanke*). Auch fühlen sich Nicht-Alteingesessene oftmals, insbesondere an traditionellen Anlässen, ausgeschlossen. Die Ergebnisse der Untersuchung weisen darauf hin, dass – insofern es Angebote und Betätigungsmöglichkeiten für verschiedene alters- und Interessengruppen gäbe – einige Bewohner/innen sich vorstellen könnten,

¹⁹ Formelle und fixe Angebote sind oftmals nicht in den Alltag der Erwerbstätigen integrierbar; diese würden sich vermehrt punktuell, projektbezogen oder an Angeboten mit eher informellem Charakter betätigen. Gerade auch bei erwerbstätigen Eltern werden (fehlende) zeitliche Ressourcen als ein wichtiger Faktor für (Nicht-)Engagement angesehen.

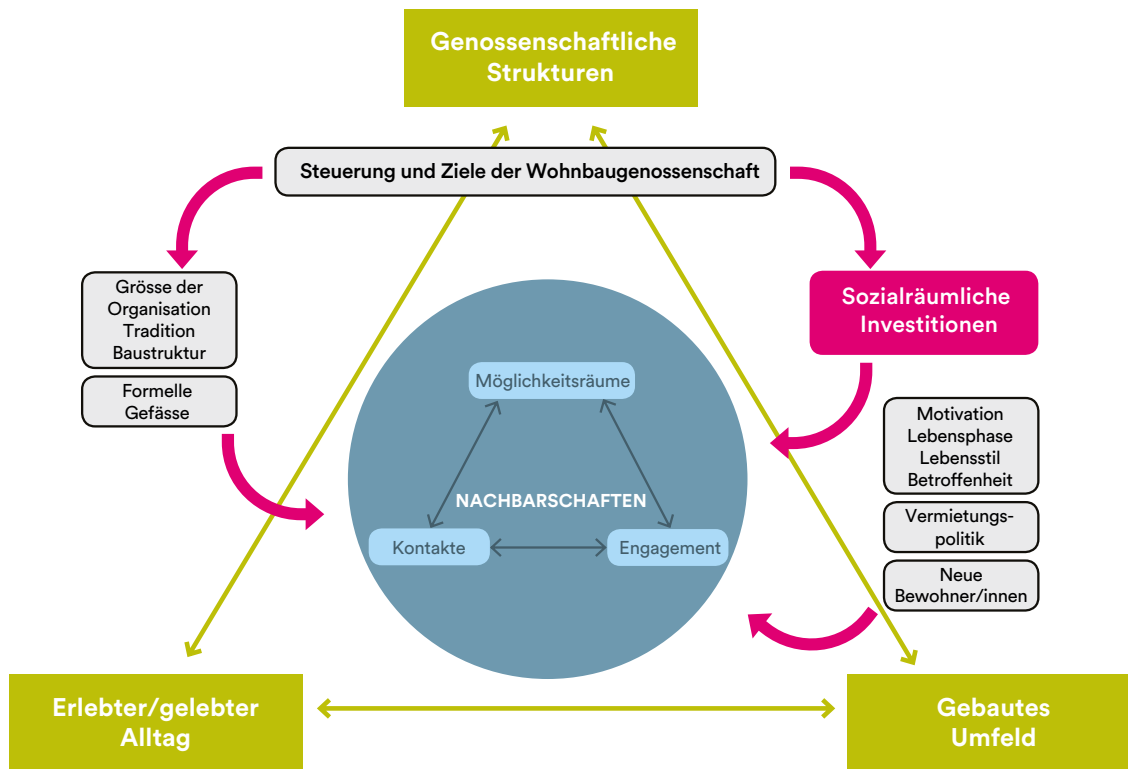


Abb 11 Wirkungskreis Nachbarschaften (eigene Darstellung)

daran teilzunehmen und ihre Zeit in der Siedlung zu verbringen.

Nachbarschaft lässt sich vor diesem Hintergrund als Wirkungskreislauf zwischen Möglichkeitsräumen, Kontakten sowie formellem und informellem Engagement verstehen: Das Organisieren und Bespielen von Möglichkeitsräumen sowie das Aushandeln des im Rahmen solcher Räume Entstehenden führt einerseits zum Knüpfen neuer und zur Vertiefung bestehender Kontakte, andererseits kann dadurch zu weiterem Engagement angeregt werden. Dies wiederum führt erneut zur Stärkung und Aktivierung sozialer Netzwerke und dadurch nach Möglichkeit zur Freisetzung weiteren Engagements usw. Diese physischen, mentalen und strukturellen Räume, die Möglichkeit zur Engagement und Mitwirkung erlauben und den Möglichkeitssinn anregen, können zu gelebten sozialen Räumen des Genossenschaftsgedankens werden.

Der Wirkungskreis wird selbstverständlich durch verschiedene weitere Faktoren mitbestimmt und beeinflusst. Zum einen sind dies auf Seiten der Bewohner/innen Faktoren wie Motivation, persönliche Betroffenheit, Lebensphase und Lebensstil und damit deren subjektives thematisches Interesse oder die zeitliche Flexibilität.

Die Kalkbreite als junge Genossenschaft profitiert zurzeit von einer hohen intrinsischen Motivation der Bewohner/innen, die ähnliche Ziele verfolgen. Diese intrinsische Motivation, also Handlungen an den eigenen subjektiven Werten und Idealen ausrichten zu können, ist auch bei den traditionsreichen Genossenschaften zu beobachten. Dort zeigt sich diese Art von Motivation jedoch eher heterogener. Diese heterogenen Ansprüche zu bündeln oder ihnen je genügend Raum zu ermöglichen, bedeutet intensive Aushandlungsarbeit, die mitunter, aber nicht nur – auch in Pattsituationen enden kann.

Auf einer weiteren Ebene wird der Wirkungskreis durch organisationale Faktoren beeinflusst. Angesprochen wurden auf dieser Ebene die Ausgestaltung der Vermietungspolitik oder auch der formellen Mitwirkungsgefässe. Alle untersuchten Wohnbaugenossenschaften reflektieren ihre Vermietungspolitik in Bezug auf die Frage der Durchmischung. Unklar bleiben dabei oft, auch bei einer Auslegung von bestimmten Kriterien, die Ziele der sozialen Durchmischung. Offensichtlich jedoch spielt die Zusammensetzung der Bewohner/innen einer Siedlung, ihre Lebensstile und Lebensphasen wie auch die sozialen, kulturellen und ökonomischen Kapitalien, die die Bewohner/innen einbringen, eine wesentliche Rolle bei der Ausgestaltung der Nachbarschaften und den unterschiedlichen Formen von Engagement. Somit können die Ziele der sozialen Durchmischung nicht losgelöst von den Zielen der Wohnbaugenossenschaft definiert werden.

Auf einer strukturellen Ebene sind es Faktoren wie die Grösse der Organisation, die Lebensphase bzw. das Alter der Siedlung oder der Genossenschaft, welche einen Einfluss auf den Wirkungskreis haben. Schliesslich sind es auch Faktoren des gebauten Umfeldes wie eine gemeinschaftsfördernde Architektur, Differenzierungen von Zwischenräumen oder Anbindungen an die Quartierstrukturen.

Aus den Ausführungen wird ersichtlich, dass dieser Wirkungskreis kein Perpetuum Mobile ist sondern auf Energiezufuhr angewiesen ist. Ein Schlüssel dazu ist – neben den genuinen Themen von Architektur und Unterhalt – der verstärkte Fokus auf das Soziale. Dabei kristallisiert sich die wesentliche Bedeutung der Möglichkeitsräume heraus. Diese jedoch verlangen nach sozialräumlichen Investitionen seitens der Organisation, damit sie sich auch tatsächlich im Sinne der erwünschten Genossenschaftsgedankens als Ressource für integrierende Vergemeinschaftungsmöglichkeiten entfalten können. Sozialräumliche Investitionen sind Unterstützungsleistungen seitens Genossenschaft wie Geschäftsstellen für Soziales und Kultur, Anregung und Unterstützung von Mitwirkungsverfahren, Unterstützung von Arbeitsgruppen, soziokulturelle Aktivitäten, Gemeinschaftsräume u.v.m.

8.9 Lebenszyklen von Genossenschaften – Geschichte und Tradition

Die untersuchten Wohnbaugenossenschaften blicken auf eine über hundertjährige Geschichte zurück oder wurden vor einem guten Jahrzehnt erst gegründet. Nicht erstaunlich, stehen diese Organisationen entsprechend ihrem Alter und ihrer Lebensphase vor unterschiedlichen Herausforderungen. Gemein ist ihnen jedoch, dass sie sich alle in einem aktiven Prozess der Veränderung befinden. Wohnbaugenossenschaften sind mehr oder weniger dynamische Organisationen, die mit dem gesellschaftlichen Wandel Schritt haltend, ihre jeweilige Rolle im gesellschaftlichen Gefüge überdenken müssen. In der Analyse zeigt sich, dass bei den Wohnbaugenossenschaften, die sich an diesem Forschungsprojekt beteiligt haben – insbesondere vor dem Hintergrund der aktuellen wohnungspolitischen Debatten – von einer eigentlichen Aufbruchsstimmung gesprochen werden kann. Die älteren und die jüngeren Genossenschaften stehen jedoch in unterschiedlichen Umstrukturierungsphasen. Bei den jungen Genossenschaften handelt es sich um Anpassungen der Strukturen im Rahmen ihrer partizipativen Aushandlungsprozesse, die mit dem Schritt von der Vision zum Alltag kontinuierlich modifiziert werden müssen. Traditionelle Genossenschaften überarbeiten nicht nur ihre Leitbilder, sondern auch die bestehenden formalrechtlichen Strukturen, um eine Grundlage für adäquate Mitwirkungsmöglichkeiten zu schaffen, denn traditionelle Strukturen und Gremien sind inhaltlich und organisatorisch oft nicht auf die Bedürfnisse einer jüngeren, zeitlich stark eingebundenen Bewohnerschaft ausgerichtet. Gleichzeitig jedoch wird der Wandel behutsam angegangen, nicht nur, wie die Analyse zeigt, weil dieser Kulturwandel nicht nur bei Geschäftsstellen und Vorständen, sondern auch bei alteingesessenen Genossenschafter/innen nicht immer auf Gegenliebe stösst und Zeit braucht. Dabei besteht die Gefahr, dass gesellschaftlicher Wandel und Kulturwandel innerhalb der Organisation in unterschiedlichen Tempi laufen, was zu Ungleichzeitigkeiten und auch zu Ungleichgewichten oder Ambivalenzen bei gewissen Themen führen kann.

Traditionelle wie junge Wohnbaugenossenschaften bewegen sich in diesem Spannungsfeld von individualisiertem Engagement und Beschlussfassung im Rahmen formaler Gremien. Die damit zusammenhängende Diskussion um Werte und Normen der Wohnbaugenossenschaft werden zu recht kontrovers geführt, oft scheinen jedoch die Alltagsgeschäfte die Zeit für eine vertiefte Auseinandersetzung aufzufressen. Es zeigt sich in der Analyse, dass dort, wo diese Diskussionen um Wertewandel geführt werden können, von den Vorteilen neuer Engagementformen profitiert werden kann. Gefordert ist zudem vorausschauendes Agieren, um zu vermeiden, dass durch eine Festlegung auf bestimmte Formen des Engagements und der Mitwirkung systematisch ganze Personengruppen ausgeschlossen werden.

Im Rahmen dieser Aufbruchsstimmung bei den Genossenschaften entsteht der Anspruch, neue Perspektiven nicht nur in baulichen Strukturen zu entwickeln, sondern auch in den vielfältigen Formen des Zusammenlebens, des Arbeitens und Wohnens, Teilhabe und Solidarität. Die Zusammenhänge von Gestaltung und Architektur, Bewirtschaftung, unterschiedlichen Mitwirkungsformen und nachbarschaftlichem Alltag werden erkannt.

9 Fazit – Perspektiven zu Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen

9.1 Konzeptionen von Nachbarschaften

Mit diesem Forschungsprojekt haben wir Nachbarschaften mit dem Fokus auf Siedlungen von Wohnbaugenossenschaften untersucht. Nachbarschaften werden dabei nicht als ein territorial begrenztes Konzept sondern als eine sozialräumliche Perspektive verstanden, die sich dynamisch im Zusammenspiel vom gelebten Alltag der Bewohner/innen, dem gebauten Umfeld und den durch die Wohnbaugenossenschaft als Organisation beeinflussten Strukturen konstituiert. So definieren wir Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen in einem sozialräumlichen Kontext als Beziehungen der Siedlungsbewohner/innen untereinander. Damit sind sowohl die Beziehungsebene und das soziale Handeln, wie auch die lokale Ebene vor Ort angesprochen. Selbstverständlich deckt sich dabei der Sozialraum Nachbarschaften nicht mit dem territorialen Gebiet der Siedlung. Dieser Nahraum nimmt jedoch in verschiedenen Lebensphasen unterschiedliche Bedeutungen ein und gibt vor dem Hintergrund der genossenschaftlichen Struktur einen bestimmten Rahmen vor.

Die Forschungsergebnisse verdeutlichen, dass Nachbarschaften komplexe Gebilde sind und dass nur schwer von der Nachbarschaft gesprochen werden kann. Es liegen im Alltag vielmehr verschiedene Ausprägungen von Nachbarschaften vor. So wurden unterschiedliche Häufigkeiten wie auch mannigfache Intensitäten von Begegnungen und Kontakten festgestellt. Die Ausprägungen der Kontakte reichen mit zunehmender Intensität der sozialen Bindungen von völliger Anonymität auf der einen Seite des Spektrums bis zu intensiver Freundschaft und Gemeinschaften am entgegengesetzten Pol. Diese unterschiedlichen Ausprägungen und damit allenfalls auch die Möglichkeit der Wahl des Intensitäts oder Häufigkeitsgrades von nachbarschaftlichen Kontakten formen die Nachbarschaftsatmosphären von Siedlungen. Als eine tragende Struktur für gut funktionierende Nachbarschaften haben sich gerade auch die schwachen, losen Beziehungen der Nachbarn und Nachbarinnen untereinander gezeigt. Solche lose Bindungen können den Boden ebnen für einen einfacheren Umgang mit Diversity.

Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen können nicht losgelöst vom Wechselspiel der strukturellen, baulichen wie sozialen Dimensionen betrachtet werden und zudem werden sie geprägt durch einen zweiten Wirkungskreis von Engagement, Kontakten und Möglichkeitsräumen. Damit dieser Wirkungskreis angekurbelt werden kann und integrierende Vergemeinschaftungsmöglichkeiten, wie sie von den Wohnbaugenossenschaften über ihre Leitbilder wie auch über die in Wertsetzung des Genossenschaftsgedankens anregen, entfalten kann, spielen sozialräumliche Investitionen seitens Organisation eine wesentliche Rolle. Betont wird damit die Wichtigkeit der Unterstützung sozialer Prozesse, die erlauben, sich Mitwirkungsmöglichkeiten wie auch Möglichkeitsräume anzueignen und reflektierend anzupassen.

9.2 Die Genossenschafter/innen und die Genossenschaft im Wandel

Dem Begriff Nachbarschaft wird im Kontext von Wohnbaugenossenschaften als gemeinnützige Organisationen mit sozialen Aufgaben eine hohe Bedeutung zugemessen. Gerade mit der Frage nach der sogenannten richtigen sozialen Durchmischung von Nachbarn und Nachbarinnen aber auch mit dem Anspruch, dass besonders Bewohner/innen genossenschaftlicher Siedlungen Werte wie Selbsthilfe, Selbstverantwortung, Gleichheit, Demokratie und Solidarität, die sich im Genossenschaftsgedanken manifestieren, verinnerlicht haben sollten, wird immer wieder auf eine normativ aufgeladene Wertediskussion verwiesen. Als interessant hat sich dabei die Frage nach dem Verhältnis von Siedlungsbewohner/innen und der Genossenschaft als Organisation herausgestellt. Gezeigt hat sich, dass zwischen dem nachbarschaftlichen Engagement auf Ebene Haus oder Siedlung und dem Engagement für die Genossenschaft als Organisation ein Konkurrenzverhältnis entstehen kann. Neue Formen von Engagement, die sich eher punktuell, interessengeleitet und im Nahraum manifestieren, laufen Gefahr, im genossenschaftlichen Kontext als zu individualistisch oder gar egoistisch bewertet zu werden. Demgegenüber werden traditionelle und formale Formen von Engagement in Siedlungskommissionen oder an der Generalversammlung von den Bewohner/innen oft als zu starr und alltagsuntauglich bewertet. So bewegen sich insbesondere die älteren traditionsreichen Wohnbaugenossenschaften vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Wandels und der Entwicklung neuer Lebens und Haushaltsformen im Spannungsfeld von individualisiertem Engagement und Beschlussfassung im Rahmen formaler Gremien. Der Anspruch nach einer vermehrt demokratischen Aushandlungskultur, die erlaubt, neue Perspektiven baulicher Strukturen oder vielfältiger Formen des Zusammenlebens, des Arbeitens und Wohnens, der Teilhabe und Solidarität zu entwickeln trifft gleichzeitig auf die Befürchtung vor dem Verlust traditioneller genossenschaftlicher Werte. Dieses Spannungsfeld in dem sich die Wohnbaugenossenschaften momentan bewegen, gilt es aufzugreifen und durch soziale Prozesse von Aushandlung und Kooperation neue Formen von Engagement und damit nachbarschaftlichem Zusammenleben zu ermöglichen. Die jüngeren Wohnbaugenossenschaften befinden sich derweil eher in einem Konsolidierungsprozess, bei dem es darum geht, den Schritt von der Vision in den Alltag dergestalt zu bewältigen, dass ein Rückgang der anfänglich hohen und intensiven intrinsischen Motivation der Bewohner/innen aufgefangen und Mitwirkungsgefäße wie Möglichkeitsräume neu reflektiert und angepasst werden können.

Mit dem Wachstum und der stetigen Professionalisierung besteht die Gefahr, dass die Wohnbaugenossenschaften ihre Bewohner/innen im Alltag als Mieter/innen definieren und nicht mehr als ihre Genossenschafter/innen. Erst wenn die Generalversammlung ruft, werden die Bewohner/innen wieder als Genossenschafter/innen angesprochen. Damit werden die Ansprüche des Genossenschaftsgedankens seitens Organisation bis zu einem gewissen Grad durch Zentralisierung und Professionalisierung selbst ausgehöhlt. Verantwortlichkeiten wie Selbsthilfe, Selbstverantwortung oder Solidarität – für das Funktionieren des Zusammenlebens in der Siedlung zentral – erscheinen dann eher als abstrakte Werte. Als Folge daraus lässt sich unter anderem in den Fallstudien beobachten, dass Ansprüche, die eine Identifikation auf Genossenschaftsebene vorsehen, scheitern können. Bewohner/innen verstehen sich dann entweder als Mieter/innen oder engagieren sich, wie erwähnt eher im sozialen Nahraum.

Gelingt es, diese sich verändernden Formen von Engagement und gelebter Nachbarschaft

in den Siedlungen nicht als Konkurrenz sondern auch als den Genossenschaftsgedanken stützend zu aktivieren und wird der Genossenschaftsgedanke nicht als museale Idee antiquiert, sondern von allen Ebenen und mit Hilfe sozialräumlicher Investitionen und der Schärfung des Möglichkeitssinnes über Möglichkeitsräume reflektiert, ist die Angst vor dem Verlust seiner Werte unbegründet.

Nachbarschaften in genossenschaftliche Siedlungen können wohl tatsächlich eine Strahlkraft über die eigene Siedlung und Genossenschaft hinaus entwickeln und auch einen positiven Impuls für ein Gemeinwesen (Quartier, Stadt, Dorf) bedeuten. Sie können Modelle für neue demokratische Aushandlungskulturen sowie neue Formen des solidarischen Zusammenlebens und der solidarischen Zusammenarbeit aufzeigen und dadurch wichtige gesellschaftliche Funktionen übernehmen.

Ausblick

10 Handlungsempfehlungen

Aufgrund der Erkenntnisse der Fallstudien und der Workshops mit den Praxispartner/innen werden untenstehend Handlungsempfehlungen formuliert. Die Handlungsempfehlungen richten sich in erster Linie an die Praxispartner/innen und an Wohnbaugenossenschaften generell und sind auch Grundlage für die Entwicklung der Toolbox zur Umsetzung der Erkenntnisse.

I **Fokussierung auf das Soziale**

Als gemeinnützige Organisationen auf dem Immobilien und Wohnungsmarkt stehen Wohnbaugenossenschaften an einer Schnittstelle von marktwirtschaftlichen Herausforderungen und sozialen Aufgaben. In den letzten Jahrzehnten hat bei vielen Wohnbaugenossenschaften sowohl in Bezug auf Liegenschaften als auch auf die Vergrößerung der Geschäftsstellen ein quantitatives Wachstum stattgefunden, welches eine gewünschte betriebliche und bauliche Professionalisierung mit sich bringt. Nun gilt es, den Fokus der Professionalisierung stärker auf das Soziale zu legen um auch das qualitative Wachstum zu stützen, die Abteilungen Soziales und Kultur zu stärken und entsprechend die Organisationsstrukturen anzupassen.

II **Anregung des Kulturwandels auf allen Ebenen der Wohnbaugenossenschaft**

Bei den untersuchten Wohnbaugenossenschaften kann von einer eigentlichen Aufbruchsstimmung gesprochen werden. Mit dem gesellschaftlichen Wandel Schritt haltend, reflektieren sie ihre jeweilige Rolle im gesellschaftlichen Gefüge. Es entsteht der Anspruch, neue Perspektiven nicht nur in baulichen Strukturen zu entwickeln, sondern auch in den vielfältigen Formen des Zusammenlebens, des Arbeitens und Wohnens, der Teilhabe und Solidarität. Die Zusammenhänge von Gestaltung und Architektur, nachbarschaftlichem Alltag und der Bewirtschaftung werden erkannt. Ein solcher Kulturwandel innerhalb der Organisationsstruktur ist in vielen Genossenschaften angezeigt, braucht jedoch Zeit und unter Umständen professionelle Begleitung.

III **Förderung der Aushandlungskultur und Entwicklung neuer Mitwirkungsstrukturen**

Gesellschaftliche Transformations und Differenzierungsprozesse und die zunehmende Komplexität gesellschaftlicher Herausforderungen führen dazu, dass prozessorientierte, partizipative und kooperative Vorgehensweisen zur Lösung gesellschaftlicher Fragestellungen vermehrt an Bedeutung gewinnen. Dies schlägt sich auch im genossenschaftlichen Alltag nieder. Es besteht der Anspruch einer vermehrt demokratischen Aushandlungskultur und angepassten Mitwirkungsgefäße, wenn es darum geht, neue

Perspektiven baulicher Strukturen oder vielfältiger Formen des Zusammenlebens, des Arbeitens und Wohnens, Teilhabe und Solidarität zu entwickeln. Die Förderung der Aushandlungskultur und neuer Mitwirkungsstrukturen verlangen nach einem Umdenken in den Strukturen und Gremien der Genossenschaft.

IV Unterschiedliche Identifikations- und Kompetenzebenen fördern

Verschiedentlich wird die genossenschaftliche Organisationsstruktur als zu gross und zu abstrakt wahrgenommen, um sich damit zu identifizieren und sich dafür zu engagieren. Damit erfährt die Frage nach unterschiedlichen Formen der Mitgestaltung insbesondere auf kleinerer, der Alltagswirklichkeit näherstehenden Ebenen wie der Siedlung, dem Haus oder dem direkten persönlichen Wohnumfeld, eine Wiederbelebung. Diese Ressourcen können von der Genossenschaft aktiviert werden, indem den unterschiedlichen Identifikationsebenen Kompetenzen zugesprochen werden.

V Akzeptanz unterschiedlicher Kontaktformen resp. Nachbarschaftsnetzwerken in den Siedlungen

Die Forschungsergebnisse verdeutlichen, dass nur schwer von der Nachbarschaft gesprochen werden kann. Es liegen im Alltag vielmehr unterschiedliche Ausprägungen von Nachbarschaft vor, welche mit zunehmender Intensität der sozialen Bindungen von völliger Anonymität auf der einen Seite des Spektrums bis zu intensiver Gemeinschaft am entgegengesetzten Pol reichen. Eine Balance von unterschiedlichen Netzwerken aus starken Bindungen und losen Nachbarschaftsbeziehungen ist Ausdruck des sozialen Kapitals einer Siedlung. Dabei gilt es, die Stärke schwacher Nachbarschaftsbeziehungen nicht zu unterschätzen. und die „kleinen alltäglichen Nachbarschaftsgesten“, die oft nicht mittelbar als Engagement für die Nachbarschaft/Genossenschaft sichtbar werden, für eine gute Nachbarschaft jedoch eine zentrale Funktion übernehmen, wertzuschätzen. Von Seite Genossenschaft können die Rahmenbedingungen auf baulicher, betrieblicher und sozialer Ebene so gestaltet werden, dass diese kleinen Gesten zum Tragen kommen können.

VI Neue Formen von Engagement fördern, die ein Zusammenspiel von formalem und informellem Engagement ermöglichen

Aufgrund der allgemeinen gesellschaftlichen Tendenz zu Individualisierung und Pluralisierung ist auch auf genossenschaftlicher Ebene eine Ausdifferenzierung der Engagementformen zu beobachten. Formen von Engagement im genossenschaftlichen Siedlungsalltag verändern sich von traditionellen, formellen und fixen Strukturen hin zu Formen, die ein punktuelles, interessengeleitetes, projektbezogenes und auch informelles Engagement ermöglichen. Die mit dem Genossenschaftsgedanken verbundenen Werte behalten ihre Aktualität durchaus, sie erscheinen jedoch in neuer Gestalt, nämlich in eher individualisierter Form und weniger durch persönliche Initiative auf struktureller, organisatorischer oder körperschaftlicher Ebene. Diese Ausdifferenzierung bedingt die Akzeptanz und Anregung einer breiten Palette von Formen des Engagements, um nachbarschaftliches und genossenschaftliches Bewusstsein zu fördern.

VII Schaffung von Möglichkeitsräumen

Unter Möglichkeitsräumen lassen sich vielfältig beispielbare Räume und geeignete Mitwirkungsgefässe verstehen, die das Engagement und die Initiative seitens der Bewohnenden unterstützen und fördern. Dabei handelt es sich sowohl um physische Räume oder formelle

Gremien als auch um offene Elemente, die den Bewohner/innen ein gewisses Mass an Gestaltungsfreiheit lassen. Es gilt solche Möglichkeitsräume zu schaffen oder auszubauen, um zu ermöglichen, dass die Genossenschaft als dynamisches Gebilde von ihren Genossenschafter/innen auf verschiedenen Ebenen mitgestaltet werden kann.

VIII Anerkennung der Bedeutung sozialräumlicher Investitionen im Wirkungsreis Nachbarschaft

Die spontanen und punktuellen Gestaltungsfreiheiten, wie sie Möglichkeitsräume bieten, werden von den Bewohner/innen geschätzt, potentiell wären diese zu mehr – vor allem informellem – Engagement bereit, es bräuchte dazu aber oftmals einen adäquaten sozialräumlichen Anstoss also eine sozialräumliche Investition seitens Genossenschaft wie z.B. Unterstützungsleistungen für den Kontaktaufbau. Damit der Wirkungskreis Nachbarschaft als fragiles Gleichgewicht zwischen Engagement, Nachbarschaftskontakten und Möglichkeitsräumen seine integrierenden Vergemeinschaftungsmöglichkeiten entfalten kann, sind Sozialräumliche Investitionen, ähnlich wie Investitionen in den Unterhalt der Liegenschaften seitens der Genossenschaft notwendig.

IX Reflektierter Umgang mit Sozialer Durchmischung

Die Frage der sozialen Durchmischung auf der Ebene Liegenschaft, Siedlung oder Quartier ist eine grosse Herausforderung. Soziale Durchmischung wird zum Teil aktiv über die Vermietungspolitik angestrebt, unklar bleiben dabei oft die Kriterien der Durchmischung. Auch die Ziele sind wenig klar formuliert, häufig wird auf die Integration unterschiedlicher Gruppen referiert, zum Teil auch auf die Anwerbung möglichst aktiver Genossenschafter/innen. Zudem sind, vor dem Hintergrund des Bedürfnisses nach Kontakten mit ähnlichen Menschen (status und werteorientierte Kriterien), Bruchlinien in Bezug auf Formen von Nachbarschaft oft entlang von Gruppen ähnlich Gesinnter, die sich als ähnliche Milieus beschreiben lassen, zu verorten. Der Anspruch Sozialer Durchmischung verlangt deshalb umso mehr nach einem reflektierten Umgang, um die Balance von Integration und Ausschluss zu halten.

X Wertschätzung einer gemeinschaftsfördernden Gestaltung

Eine gemeinschaftsfördernde Gestaltung von Siedlungsräumen orientiert sich nicht nur am gebauten Umfeld, sondern auch an den sozialen Prozessen der räumlichen Entwicklung. Zudem schafft die gemeinschaftsfördernde Gestaltung und Architektur diverse und unterschiedliche Begegnungsmöglichkeiten und beachtet die Wichtigkeit von Zwischenräumen im Spiel von Öffentlichkeit und Privatheit. Angesprochen ist damit der Einbezug des lokalen Wissens in die Planung und Realisierung, wie auch die sozialräumliche Anbindung der Liegenschaften untereinander.

XI Institutionalisierung einer Austauschplattform

Die Wohnbaugenossenschaften artikulieren einen grossen Bedarf nach Austausch und gegenseitigem Lernen voneinander. Diesem Befund kommt umso mehr Gewicht zu, als dass sich zur Zeit die meisten der beteiligten Genossenschaften in einer Phase der Neuorientierung befinden, sei dies entweder als jüngere, sich noch im Aufbau oder als traditionsreiche, sich aufgrund der neuen Herausforderungen im Umbruch befindende Genossenschaften. Eine Plattform für den KnowhowTransfer auch über die Dauer des Forschungsprojekts hinaus wird deshalb von sowohl vom Forschungsteam als auch von den beteiligten Praxispartner/innen als durchaus sinnvoll erachtet.

11 Toolbox

Ziel dieses Forschungsprojektes war es, einen Beitrag dazu zu leisten, Konstitution und Funktionsweisen von Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen sichtbar und verstehbar zu machen. Mit einer sozialräumlichen Perspektive wurde dazu der Fokus auf das Zusammenspiel von strukturellen, baulichen und sozialen Dimensionen gelegt. Ein weiteres Ziel dieses Projektes war der kontinuierliche Erfahrungsaustausch zwischen den Praxis- und Forschungspartner/innen im Sinne einer lernenden Organisation. Mit kontinuierlich stattfindenden Expert/innen-Workshops während des gesamten Verlaufs des Forschungsprojektes wurden relevante Themen wie auch Zwischenergebnisse aus der Forschung gemeinsam diskutiert, weiterentwickelt und weiterbearbeitet. Diese Ziele verdichten sich in den formulierten Handlungsempfehlungen, die auf den Erkenntnissen des Forschungsprojektes basieren.

Auf den Erkenntnissen und Empfehlungen aufbauend wurden von einer Kerngruppe aus Praxis- und Forschungspartner/innen sodann Ideen in Form einer Toolbox für deren Umsetzung erarbeitet. Die Erarbeitung von Ideen für die Tools und Grundlagen für deren Umsetzung sollte dementsprechend die im Verlauf des Forschungsprojektes angelegte diskursive Ebene weiterführen, den Austausch unter den Praxispartner/innen fortsetzen und den Kreis der Interessierten allenfalls erweitern.

Als Zielgruppen für die Tools wurde im Sinne eines integralen und interdisziplinären Ansatzes eine breite Palette an Akteuren und Akteurinnen festgelegt, die jedoch mit unterschiedlichen Instrumenten angesprochen werden sollen. Zielgruppen sind Vorstände, alle Abteilungen der Geschäftsstellen, externe Architekten und Architektinnen und Planer/innen, die verschiedenen Gremien der Organisation wie auch die Bewohner/innen. Die Erkenntnisse aus dem Forschungsprojekt verdeutlichen, dass Nachbarschaften in genossenschaftlichen Siedlungen komplexe Gebilde sind. Die erarbeiteten Tools widerspiegeln diese Komplexität indem sie neben den vielfältigen Zielgruppen auch auf drei verschiedenen Plateaus ansetzen. Selbstverständlich stehen auch diese drei Plateaus in wechselseitiger Verbindung und Prägung und ergänzen sich optimal. Die Plateaus sprechen jeweils alle Zielgruppen an, die konkreten Tools jedoch differenzieren schliesslich nach den Zielgruppen. Grundlage bietet der Leitfaden, als ein Baukasten für die Bildung von funktionierenden Nachbarschaften. Daran anschliessend folgen Überlegungen und konkrete Anleitungen zur Schaffung von Möglichkeitsräumen und für nachbarschaftliche Aktivitäten. Aufgrund des Baukastens können weitere Ebenen und konkrete Tools laufend entwickelt werden.

1 **Systematik – Baukasten für Nachbarschaften**

Leitfaden in Form eines dynamisch sich entwickelnden Baukastens. Dieser Leitfaden unterstützt die Interessierten, wichtige Zusammenhänge auf organisationaler, baulicher und sozialer Ebene für die Bildung guter Nachbarschaften zu erkennen und Themen nicht losgelöst zu betrachten und zu bearbeiten. Der Baukasten ist physisch vorhanden als Gebrauchsgegenstand und wird permanent erweitert. Er ist aber auch virtuell vorhanden und kann so seine matrixartigen Vernetzungen und Verknüpfungen gut zur Geltung bringen (siehe Homepage unten).

2 **Entwickeln – Möglichkeitsräume für Nachbarschaften**

Möglichkeitsräume gehen von einem aktiven Verständnis des Genossenschaftsgedankens aus. Sie sind nicht ausschliesslich architektonisch zu denken, sondern auch als Formate der Teilhabe und Aneignung. Entwickelt wird eine Anleitung zur Schaffung von Möglichkeitsräumen als Inspiration und Reflexionsraum für traditionsreiche Genossenschaften wie auch bei Neugründungen. Ziel ist es, Gemeinschaft neu zu denken und Selbstorganisation zu fördern. Gestartet wird mit der Reflexion über bestehende gute Beispiele von Möglichkeitsräumen, wie auch mit Tools, die erlauben den Möglichkeitssinn zu üben und zu schärfen und dabei unterstützen, konkrete Möglichkeitsräume zu schaffen.

3 **Erleben – Aktivitäten für Nachbarschaften**

Spielerische Methoden, die erlauben, Nachbarschaften und den genossenschaftlichen Alltag auf der Ebene von Spielen, sinnlichen Erfahrungen und reflektierter Animation zu erleben. Entwickelt werden nachbarschaftsfördernde Aktivitäten. Filmisches Entdecken, spielerische Vernetzungen oder Planspiele zur Sichtbarmachung von Abläufen ermöglichen die Handhabung von Komplexität im nachbarschaftlichen Zusammenleben und der Organisation des Zusammenwohnens. Mit diesen spielerischen Methoden werden Nachbarschaften gefördert. Die Methoden und konkreten Aktivitäten unterscheiden nach den unterschiedlichen Zielgruppen und unterstützen die interdisziplinäre Zusammenarbeit.

Es ist ein Anspruch dieses Forschungsprojektes gewesen, dass durch die diskursive Auseinandersetzung im Verlauf des gesamten Projektes, Erkenntnisse fortlaufend direkt in den Arbeitsalltag der Praxispartner/innen eingeflossen sind.

Die konkrete Produktion und Umsetzung der Tools verlangt nun jedoch nach weiteren Schritten. Geprüft wird die Gründung eines Spin-offs, welcher zum Ziel hat, die Ergebnisse aus dem Forschungsprojekt, also die innovativen Ansätze im Umgang mit Nachbarschaften, als eine Art „Treiberstruktur“ zu verbreiten und verwertbar zu machen. Zudem ist es auch Ziel einer solchen Struktur, Innovationen zum Thema weiterzuentwickeln und sich mit weiteren Akteuren und Akteurinnen zu vernetzen. Weiteres Ziel kann die Institutionalisierung einer Austauschplattform unter den Wohnbaugenossenschaften und allenfalls weiteren Bauträger/innen sein.

Das Interesse des Aufbaus einer solchen Trägerstruktur in Zusammenarbeit von Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, den bestehenden Verbänden, Vereinen, Stiftungen und Gremien im Bereich Wohnen sowie mit Wohnbaugenossenschaften und weiteren Wohnbauträgern und -trägerinnen liegt im Sinne des Forschungsprojektes. Eine solche Trägerstruktur hat die sozial nachhaltige Entwicklung und Bewirtschaftung von Siedlungen

zum Ziel und setzt sich kritisch und reflektiert auch mit dem Genossenschaftsgedanken auseinander. Dabei ist es zentral, den Blick auf die Prozesse, die sozialen Praktiken, das Handeln zu lenken und der Frage Raum zu geben, wie etwas entstehen kann. Siedlungsentwicklung ist nicht nur räumliche Veränderung an und für sich, sondern es sind auch Prozesse, die schliesslich soziale Veränderungen auslösen. Der Fokus auf Nachbarschaften ist dabei ein tauglicher Schlüssel, der Tore für eine nachhaltige Siedlungsentwicklung auf verschiedenen Ebenen öffnen kann.

12 Literatur

Albrow, Martin (1997). Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften jenseits der Stadt. In: Beck, Ulrich (Hg.). *Kinder der Freiheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 288 – 314.

Alscher, Mareike (2013). *Genossenschaften und Engagement: Ein erfolgreiches Zusammenspiel zweier Konzepte*. VDM Verlag Dr. Müller.

Altheit, Peter (2010). Lernwelt „Nachbarschaft“: Zur Wiederentdeckung einer wichtigen Dimension. In: Angela Pilch Ortega (Hg.). *Macht – Eigensinn – Engagement. Lernprozesse gesellschaftlicher Teilhabe*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien GmbH, S. 121 – 136.

Atteslander, Peter (1995). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin & New York: de Gruyter.

Banz, Esther; Fitze, Urs; Weidmann, Ruedi (2016). *Rundum ABZ. Allgemeine Baugenossenschaft Zürich, 1916 – 2016*. Zürich.

Barsuglia, Myriam; Gassmann, Reto; Gölker, Ulrike; Sturm, Ulrike & Willener, Alex (2012). *Stadtrandentwicklung Basel Ost. Soziale Aspekte der Nachhaltigkeit*. Basel.

Baumgärtner, Ingrid; Klumbies, Paul-Gerhard & Sick, Franziska (2009). Raumkonzepte. Zielsetzung, Forschungstendenzen und Ergebnisse. In: Ingrid Baumgärtner, Paul-Gerhard Klumbies und Franziska Sick (Hg.). *Raumkonzepte. Disziplinäre Zugänge*. Göttingen: V & R Unipress, S. 9 – 28.

Beck, Ulrich (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. 1. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp.

BEP Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals Zürich (2010). *Von der Waschküchenordnung zum Kickboardsalat. 100 Jahre BEP Baugenossenschaft des Eidgenössischen Personals*. Baden: hier + jetzt.

Blumer, Daniel; Drilling, Matthias; Weiss, Stephanie (2010). *Quartiere der Zukunft*. In: Forschungseinblicke 2010 FHNW, S. 34 – 37. Blumer, Daniel (2012). *Vermietungskriterien der gemeinnützigen Wohnbauträger in der Schweiz*. Herausgegeben vom Bundesamt für Wohnungswesen (BWO). Grenchen.

Bramley, Glen & Power, Sinéad (2009). *Urban form and social sustainability: the role of density and housing type*. In: Environment and Planning B: Planning and Design 36 (1), S. 30 – 48.

Bulk, Julia (2017). *Neue Orte der Utopie*. Transcript Verlag: Bielefeld.

Dangschat, Jens S. (2007). Wohnquartiere als Ausgangspunkt sozialer Integrationsprozesse. In: Fabian Kessl (Hg.). *Territorialisierung des Sozialen*. Opladen: Budrich, S. 255 – 272.

Drilling, Matthias & Blumer, Daniel (2009). *Die soziale Dimension nachhaltiger Quartiere und Wohnsiedlungen. Theoretische Verortung - Kriterienlisten und Bewertungssysteme – Fallbeispiel Freiburg Rieselfeld*. Zwischenbericht zu Händen Bundesamt für Wohnungswesen BWO.

Empacher, Claudia & Wehling, Peter (2002). *Soziale Dimensionen der Nachhaltigkeit. Theoretische Grundlagen und Indikatoren*. Frankfurt am Main: Institut für sozial-ökologische Forschung.

Fahrländer Stephan et al. (2012). „Günstiger“ Mietwohnungsbau ist möglich. Herausforderungen, Perspektiven und Ansätze für die Projektentwicklung im kompetitiven Umfeld zentraler Standorte. (Zusammenfassung des gleichnamigen technischen Berichts vom 30. Juni 2012).

Flick, Uwe (2000). *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Flick, Uwe (2005). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Flick, Uwe (2009). *Qualitative Methoden in der Evaluationsforschung*. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung, 10 (1), S. 9 – 18.

Forrest, Ray & Kearns, Ade (2001). *Social Cohesion, Social Capital and the Neighbourhood*. In: Urban Studies 38 (12), S. 2125 – 2143.

Freitag Markus (2014). *Das soziale Kapital der Schweiz*. Zürich: NZZ-Libro.

Gehl, Jan (2011 [1971]). *Life between buildings. Using public space*. Washington, DC: Island Press.

Genossenschaft Kalkbreite (Hrsg.). 2015. *Kalkbreite. Ein neues Stück Stadt*. Zürich.

Genossenschaft Kalkbreite (ohne Datum a). *Anleitung Kalkbreite*.
Gefunden unter <http://anleitung.kalkbreite.net>

Genossenschaft Kalkbreite (ohne Datum b). *Box 1 – 4. Anleitung Kalkbreite*.
Gefunden unter <http://anleitung.kalkbreite.net/gemeinsam-nutzen/reservieren-und-mieten>

Genossenschaft Kalkbreite (ohne Datum c). *Gemeinrat. Anleitung Kalkbreite*.
Gefunden unter <http://anleitung.kalkbreite.net/struktur/gemeinrat>

Genossenschaft Kalkbreite (ohne Datum d). *Organe & Leitung. Genossenschaft Kalkbreite*. Gefunden unter <https://www.kalkbreite.net/genossenschaft/organe>

Genossenschaft Kalkbreite (ohne Datum e). *Verein Intendanz Rosengarten. Anleitung Kalkbreite*. Gefunden unter <https://anleitung.kalkbreite.net/gewerbe-und-kultur/kultur>

Genossenschaft Kalkbreite (ohne Datum f). *Grosshaushalt. Anleitung Kalkbreite*.
Gefunden unter <http://anleitung.kalkbreite.net/wohnen/wohnformen/#wohnen-im-grosshaushalt>

Genossenschaft Kalkbreite (ohne Datum g). *Nachhaltigkeit konkret. Genossenschaft Kalkbreite*. Gefunden unter https://www.kalkbreite.net/projekt/nachhaltigkeit_konkret

Genossenschaft Kalkbreite (ohne Datum h). *Ressourcen schonen. Anleitung Kalkbreite*.
Gefunden unter <http://anleitung.kalkbreite.net/betrieb/ressourcen-schonen>

Granovetter, Mark S. (1973). *The Strength of Weak ties*. American Journal of Sociology – University of Chicago Press.

Hamm, Bernd (1973). *Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs*. Düsseldorf: Bertelsmann Fachverlag.

Häusler, Jaqueline & Weidmann, Ruedi (2014). *Unveröffentlichtes Konzept für das 100-Jahre Jubiläum der ABZ*. Zürich.

Häussermann, Hartmut & Kronauer, Martin (2005). *Inklusion Exklusion*. In: Fabian Kessl (Hg.). *Handbuch Sozialraum*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 597 – 609.

Häussermann, Hartmut & Siebel, Walter (1994). *Gemeinde- und Stadtsoziologie*. In: Harald Kerber (Hg.). *Spezielle Soziologien. Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Hopf, Christel (2003). *Qualitative Interviews – ein Überblick*. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hrsg.). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (2. Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 349 – 360.

- Hübner, Astrid (2010). *Freiwilliges Engagement als Lern- und Entwicklungsraum. Eine qualitative empirische Studie im Feld der Stadtranderholungsmaßnahmen*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.
- Joss, Anna (2013). Der Pionierbau – Die Kolonie Industrie I (1915). In: Marie Antoinette Glaser und ETH Wohnforum – ETH Case (Hrsg.). *Vom guten Wohnen. Vier Zürcher Hausbiografien von 1915 bis zur Gegenwart*. Sulgen: Niggli, S. 54 – 91.
- Kronauer, Martin & Vogel, Berthold (2001). *Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartierseffekte, was Lageeffekte?* In: SOFI-Mitteilungen Nr. 29/2001, S. 45 – 58.
- Kurz, Daniel (2010). In der Stadt zuhause. In: BEP Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals Zürich (Hrsg.). *1910 – 2010. Von der Waschküchenordnung zum Kickboardsalat. 100 Jahre BEP Baugenossenschaft des Eidgenössischen Personals*. Baden: hier + jetzt, S.37 – 53.
- Lefèbvre, Henri (1974/1991). *The Production of Space*. London: Blackwell Publishing.
- Liechti, Richard (2006). *Hohe Hürden. Anspruchsvolle Erneuerung der Kolonie Industrie I der BEP*. In: Wohnen, das Magazin für genossenschaftlichen Wohnungsbau, S. 26 – 30.
- Löw, Martina (2001). *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Löw, Martina; Steets, Silke & Stoetzer, Sergej (2007). *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*. Opaten & Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Peter, Colette (2005). *Die Quartieranalyse Kappelerhof aus der Sicht der soziokulturellen Animation*. In: SozialAktuell, Ausgabe Juni 2005, AvenirSocial, Bern.
- Putnam, Robert (2000). *The Collapse and Revival of American Community*. Simon & Schuster, New York.
- Reijndorp, Arnold & van der Zwaard, Joke (2011). De omweg naar Nieuw Leyden. In: Annemarie Sour, Maurits Klaren und Annet Delfgaauw (Hg.). *Nieuw Leyden. Recept voor stedelijk wonen*. Rotterdam: Uitgeverij, S. 276 – 285.
- Reutlinger, Christian (2009). Erziehungswissenschaft. In: Günzel, Stephan (Hrsg.). *Raumwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Wissenschaft, S. 93 – 108.
- Reutlinger, Christian; Lingg, Eva; Sommer, Antje & Stiehler, Steve (2010). *Neue Nachbarschaften in der S5-Stadt: Von der Metamorphose der nachbarschaftlichen Beziehungen im Quartier*. Baden : hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte.
- Reutlinger, Christian; Stiehler, Steve & Lingg, Eva (Hrsg.) (2015). *Soziale Nachbarschaften. Geschichte, Grundlagen, Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.

Rohr-Zänker, Ruth; Müller, Wolfgang (1998). *Die Rolle von Nachbarschaften für die zukünftige Entwicklung von Stadtquartieren. Expertise im Auftrag der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung*. Oldenburg.

Rolshoven, Johanna (2003). *Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags*. In: Zeitschrift für Volkskunde. Halbjahresschrift der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 99 (2), S. 189 – 213.

Rössl, Dietmar (Hg.) (2013). *1912/13 – 2012/13. 100 Jahre genossenschaftswissenschaftliche Forschung und Lehre an der Wirtschaftsuniversität Wien*. Wirtschaftsuniversität Wien/Forschungsinstitut für Kooperationen und Genossenschaften. Wien.

Schirl, Iris & Schlembach, Christopher (2007). *Wohnen - aber sicher! Ein Handbuch für sicheres Bauen und Wohnen in Wien*. Wien: Kuratorium für Verkehrssicherheit.

Schmid, Peter (2005). *Die Wohnbaugenossenschaften der Schweiz*. Masterarbeit. Universität Freiburg. Verbandsmanagement Institut.

Schnur, Olaf (2012). Nachbarschaft und Quartier. In: Frank Eckardt (Hg.). *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 449 – 474.

Schroer, Markus (2006). *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Schulte-Haller, Mathilde (2011). *Soziale Mischung und Quartierentwicklung: Anspruch versus Machbarkeit*. Hg. v. Programms Projets Urbains. Bern.

Sturm, Gabriele (1999). Raum und Identität als Konfliktkategorien. In: Sabine Thabe (Hrsg.). *Räume der Identität – Identität der Räume*. Dortmund: Institut für Raumplanung, S. 26 – 37.

Tschannen, Dominique (2015). *Handlungsfelder einer sozialen Siedlungsarbeit*. Masterarbeit Hochschule München.

Weber, Max (1922/72). *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen J.C.B. Mohr Paul Siebeck.

Willi, Corina (2012). *Nachbarschaft, Zusammenleben und Zugehörigkeit. Beurteilungen und Bedeutungen der Nachbarschaft am Beispiel Zürich-Affoltern*. Masterarbeit. Universität Zürich - Geographisches Institut.

Zimmerli, Joëlle (2011). *Städtische Dichte aus Überzeugung – und Interesse. Erwartungen und Prioritäten zum Wohnen in der Stadt Zürich*. Zürich: Zimraum.

Impressum

Praxispartner/innen

Allgemeine Baugenossenschaft Luzern (abl) www.abl.ch
Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ) www.abz.ch
Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals Zürich (BEP)
www.bep-zuerich.ch
Baugenossenschaft Kraftwerk1 Zürich www.kraftwerk1.ch
Baugenossenschaft mehr als wohnen Zürich www.mehralswohnen.ch
Baugenossenschaft Oberstrass Zürich (BGO) www.bgoberstrass.ch
Bundesamt für Wohnungswesen (BWO) www.bwo.admin.ch
Genossenschaft Kalkbreite Zürich www.kalkbreite.net
Heimstätten-Genossenschaft Winterthur (HGW) www.hgw-winterthur.ch
Miteigentümer Gemeinschaft Aumatt Hinterkappelen www.aumatt.ch
Siedlungsgenossenschaft Eigengrund Zürich www.eigengrund.ch
Stiftung Domicil Zürich www.domicilwohnen.ch
Wohnbaugenossenschaften Schweiz
 Regionalverband Bern/Solothurn www.wbg-beso.ch
 Regionalverband Zürich www.wbg-zh.ch
WOK Lorraine Bern www.wok-lorraine.ch

Forschungsteam der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

Barbara Emmenegger
Ilja Fanghänel
Meike Müller
Bettina Nägeli
Alex Willener

Weitere Informationen zum Forschungsprojekt und der Entwicklung der Toolbox

www.hslu.ch/nachbarschaften-genossenschaften
www.nachbarschaften.ch (Webseite im Aufbau)

Kontakt

Hochschule Luzern - Soziale Arbeit
Barbara Emmenegger
barbara.emmenegger@hslu.ch
+41 41 367 48 89

Verwendete Bilder

Sofern nicht anders vermerkt, stammen alle verwendeten Bilder von der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit oder von den beteiligten Praxispartner/innen.

KTI Forschungsprojekt 16968.1 PFES-ES, 2014–2017